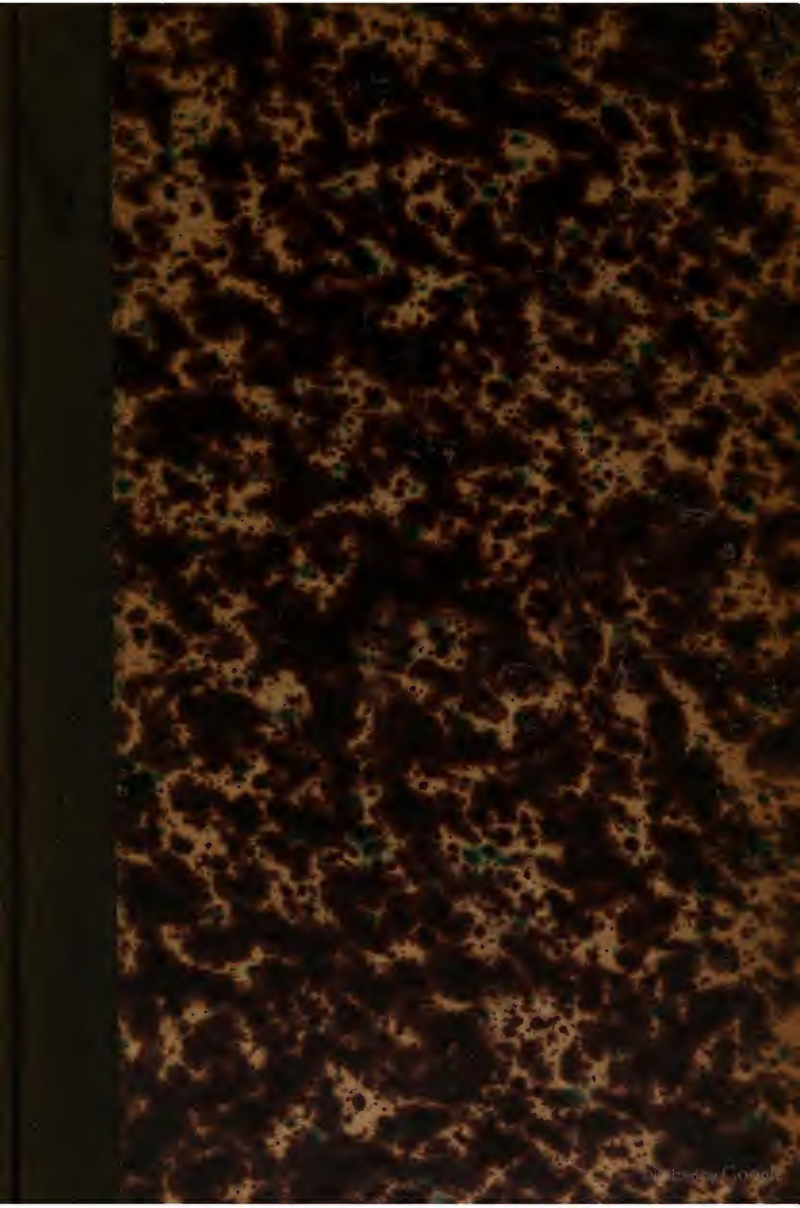




Was hat

Preußen für Deutschland geleistet?

Von

Wolfgang Menzel.

> Wenn wir mit unsern Vaterlandsgenossen auf eine engere und praktischere Weise verbunden seyn werden, dann erst werde ich gern auf unserm Banner das Wort Deutsch statt Preußisch lesen.
> Graf Bismarck.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1870.



Druck von Gebrüder Mäntler in Stuttgart

Vorrede.

Die Tagespresse debattirt gleich einem großen Parlamente über alle Tagesfragen, aber ihre Stimmen vertreten leider gar oft nur Leidenschaften, persönliche Interessen, unpraktische Theorien und bedecken mit glänzenden Phrasen — die Unwissenheit. Und doch ist das erfahrungsmäßige, historische Wissen das unentbehrliche Correctiv der in Parteidebatten kämpfenden Tagespresse. Indem die Geschichte das Weltgericht ist, welches über die Vergangenheit endgiltig urtheilt und Recht von Unrecht scheidet, ist sie zugleich weissagend für die Zukunft, indem sie Lehren enthält, welche vor Irrwegen warnen und das Erreichbare vom Unerreichbaren unterscheiden lassen. Das Parteigeschrei verstummt endlich, die Nationen aber und ihre Interessen bleiben immer dieselben, und nur die Partei darf auf Erfolg rechnen, welche jenes Interesse am richtigsten erkannt hat.

Uebrigens ist es ein Recht jeder Nation, zu jeder Zeit ihr Interesse wahrzunehmen. In der Nation liegt ein ungeheures Kapital. Wie sollte sie nicht das Recht haben zu fragen, wie dasselbe verwaltet worden ist und wird? An diesem Maaßstab muß

man die Regierungen messen. Hier liegen die Akten vor, deren Revision der Nation jeden Augenblick zusteht.

Das vorliegende Buch enthält eine gedrängte Revision der deutschen Akten und im Rückblick einen Vorblick.

Zwischen der geschlossenen Einheit des französischen Volks, welches zugleich nach der Hegemonie im ganzen Gebiete der romanischen Race strebt, und dem Riesenreiche der Russen und ihrem Panslavismus in der Mitte ist die germanische Race im hohen Grade bedroht und hat auch bereits nach beiden Seiten hin Einbuße gelitten, indem sowohl jenseits des Rheins als an der Ostsee deutsche Provinzen in die Gewalt hier der Franzosen, dort der Russen gefallen sind. Wenn nun in der welthistorischen Entwicklung, welche das Racen- und Nationalitätenprincip zur Geltung gebracht hat, das deutsche Volk zurückbleibt, so wird es kaum einer fortdauernden Beschränkung und Verkleinerung und schließlich seiner staatlichen Auflösung entgehen können, wie aus gleicher Ursache das in viele Staaten und Föderationen getheilte alte Griechenvolk politisch untergegangen ist. Deßhalb kommt alles darauf an, daß der einzige feste Verband, der unter uns Deutschen besteht, der Norddeutsche Bund, sich ausdehne und Süddeutschland mit Norddeutschland sich versöhne, sich an dasselbe als der schwächere Bruder an den stärkern anschließe.

Indem ich für den Norddeutschen Bund schreibe, schreibe ich für ganz Deutschland, nicht als Kleindeutscher, sondern als Großdeutscher „in des Worts verwegenster Bedeutung". Mir galt immer nur das ganze große Deutschland. Schon in früher Jugend nahm ich feurigen Antheil an der deutschen Begeisterung des

Jahres 1813, verließ aber Preußen sieben Jahre später, weil es damals seiner deutschen Politik entsagt und jene Begeisterung für Deutschland in den Bann gethan hatte. Sobald es aber zu seiner deutschen Politik zurückkehrte, habe ich mich ihm auch in Liebe wieder zugewendet und um so freudiger, als mich langjährige Geschichtsstudien überzeugt hatten, daß Preußen den deutschen Beruf schon lange in sich trug und unter äußern Widerwärtigkeiten und auch mancher innern Fahrlässigkeit dennoch an ihm festhielt und ihn mit immer mehr Energie verfolgte. Da dies noch nicht genug erkannt ist, indem auch sehr enthusiastische Preußen die Ehre der Monarchie häufig außerhalb ihrer deutschen Politik gesucht haben und — wie die neueste Schrift des Herrn von Gerlach beweist — noch suchen, wird die vorliegende Schrift hoffentlich wenigstens unbefangene Leser auf vieles aufmerksam machen, woran sie bisher noch nicht gedacht haben.

Obgleich mein Buch vorzugsweise politische Fragen bespricht, glaube ich doch die Herren Geistlichen auf meine Betrachtungen über die confessionelle Neutralitätspolitik Preußens noch besonders hinweisen zu sollen, weil man dieselbe noch selten in ihrer historischen Entwicklung und Bedeutung richtig aufgefaßt hat und weil die kirchlichen Entwicklungen oder Verwicklungen, die sich vielleicht an das große in Rom tagende Concil knüpfen werden, zur Erwägung unserer confessionellen Zustände besonders auffordern.

Inhalt.

I.

Die Wahrung der nationalen Interessen nach Außen.

Man bemerkt eine Kräftigung der deutschen Nation und ihrer Einheitsbestrebungen immer vom Norden aus, eine Schwächung derselben mit der Tendenz zur Zersplitterung immer vom Süden aus. Deutschland wurde zuerst einig unter den niederrheinischen Karolingern und mehrte seine Macht unter den sächsischen Kaisern. Dieselbe wurde erst unter den mittelfränkischen Kaisern erschüttert, um unter den schwäbischen eine Zeit lang zusammenzubrechen, bis die Habsburger sich eine neue überwiegende Macht im südöstlichen Deutschland gründeten, die aber von Anfang an dem deutschen Nationalinteresse nachtheilig war, weil sie sich mehr auf Romanismus und Slavismus, als auf Germanismus stützte. Erst seit der Einfluß Oesterreichs auf Deutschland durch die Schlacht bei Königgrätz gebrochen ist und das ganze Norddeutschland mit einziger Ausnahme der Niederlande sich wieder geeinigt hat, kehrt die deutsche Geschichte zu den glorreichen Anfängen des Kaiserthums zurück und Macht und Einheit der deutschen Nation existiren nicht mehr blos in schönen Erinnerungen der Vorzeit oder in Träumen patriotischer Dichter, sondern sie werden wieder lebendig und treten groß und majestätisch in die Wirklichkeit ein.

Das schwäbische Geschlecht der Hohenzollern hat unter allen deutschen Dynastien am besten den Beruf erkannt, den von Rechtswegen jeder deutsche Fürst haben sollte und könnte, keine andere Politik zu treiben, als die nationale, die deutsche. Das Geschlecht der Zollern allein hat sich aus dem Verderben und der

Fäulniß unseres Reiches emporgearbeitet zu einer Macht und zu einem Bewußtseyn, die es ihm möglich machen, Deutschland zu verjüngen, den Gedanken Karls des Großen und der sächsischen Ottonen wieder in's Leben einzuführen und unserm großen Volk eine Zukunft zu sichern, die endlich seiner würdig seyn wird. Das Unglück und die Schande der Nation, die wir leider Jahrhundertelang als scheinbar unaufhörliche Gegenwart beseufzen mußten, fangen endlich an, in die Vergangenheit, die nicht wiederkehrt, hinabzusinken.

Das Geschlecht der Zollern blieb im Dunkeln, während andere gräfliche Geschlechter schon zur fürstlichen und kaiserlichen Gewalt gelangt waren. Doch sind seine Anfänge nicht ganz bedeutungslos. Sein Stammschloß Hohenzollern, hoch oben auf dem schlanken Berge ist werth, die Wiege eines kaiserlichen Geschlechts zu seyn. Als Jerome Bonaparte einmal an diesem schönen Berge vorbeikam und die Ruine oben sah, frug er in seiner schnippischen Manier: Was ist das für ein Nest da droben? aber der ihn begleitete, antwortete ihm ernst: Es ist das Nest der schwarzen Adler. Wenige Jahre später mußte Jerome, dem sein kaiserlicher Bruder den Befehl in Paris überlassen hatte, über Hals und Kopf vor den schwarzen Adlern flüchten, welche siegreich in Paris einzogen. Jetzt sieht man auf dem schönen Berge nicht mehr die zersplitterte Ruine, sondern eine neue, feste, edle, himmelanstrebende Burg.

Die ersten Grafen von Zollern verlieren sich im Dunkel der Geschichte. Merkwürdigerweise ist in diesem Geschlecht, das so viele Helden zählen sollte, der erste berühmte Mann ein Heiliger gewesen, der fromme Meinrad, in seiner Zelle überfallen und ermordet von Räubern, die nachher durch Raben verrathen wurden, wie des Ibykus Mörder durch Kraniche. Er liegt begraben zu Einsiedeln im Kanton Schwyz, welches nach seiner Einsiedelei benannt wurde, und heute noch walfahrten die frommen Katholi-

ken aus der ganzen Schweiz und Schwaben, Elsaß und Tirol jährlich in großen Schaaren zu seinem Grabe.

Ein jüngerer Sohn des Hauses Zollern wurde im Verlauf der Zeiten kaiserlicher Burggraf in der Reichsstadt Nürnberg und gründete hier die jüngere Linie des Hauses, welche die ältere in Schwaben zurückgebliebene Linie weit an Macht und Ruhm übertreffen sollte. Diese jüngere Linie war sparsam und haushälterisch und mehrte ihr Gebiet um Nürnberg her. Der erste Burggraf, dem es vergönnt war, tiefer in die Geschicke Deutschlands einzugreifen, war Friedrich. Kirche und Reich waren damals zerrüttet. Drei Päpste stritten sich um den heiligen Stuhl und zwei Kaiser um die deutsche Krone, der verrückte Kaiser Wenzel in Prag aus dem Hause Luxemburg und Ruprecht von der Pfalz aus dem Hause Wittelsbach. Wenzel hielt es mit den Slaven, Italienern und Franzosen gegen die Deutschen und unterstützte den ruchlosesten aller Päpste, Johann XXIII. Ruprecht war dagegen deutsch gesinnt und ihm stimmten alle guten Deutschen zu, besonders die, welche eine Reform der tief verdorbenen römischen Kirche verlangten. Mit diesem Kaiser Ruprecht nun hielt es auch Burggraf Friedrich und gab ihm das bewaffnete Geleit über die Alpen nach Italien. Als Ruprecht dennoch den äußern und innern Feinden Deutschlands unterlag, aber auch der unfähige Wenzel abgesetzt und dessen Bruder Sigismund Kaiser wurde und unter schwierigen Umständen dennoch wieder den Weg Ruprechts einschlug und als wahrer deutscher Kaiser der Kirche durch ein Concilium wieder zur Ruhe, Ordnung und Einheit verhelfen und ihre argen Schäden bessern wollte, war dabei Burggraf Friedrich von Nürnberg sein treuester Freund und nicht nur Rathgeber, sondern unterstützte ihn namentlich auch mit Geld zum Behuf der Reisen und Vorbereitungen, deren der Kaiser bedurfte, um endlich auf dem berühmten Concil zu Constanz die große europäische Frage

zu lösen. In Constanz selbst stand Burggraf Friedrich ihm zur Seite, als sein erster Berather, und hier war es auch, wo der Kaiser in voller und dankbarer Anerkennung der Dienste, welche der Burggraf ihm und dem deutschen Reiche geleistet hatte, denselben feierlich mit der Markgrafschaft und dem Kurhut von Brandenburg belehnte, im Jahr 1416. Es lag etwas Ominöses darin, daß die Erhebung des Hauses Zollern vor dem Concil stattfand, welches damals über die Zukunft Europas zu entscheiden hatte. Kleinmeisterliche Geschichtsschreiber haben sich darin gefallen, in jener verhängnißvollen Belehnung, von welcher an sich die Größe des Hauses Zollern datirt, nur einen Kaufhandel sehen zu wollen, in welchem der schlaue Burggraf den schwachen und leichtsinnigen Kaiser überlistet habe. Den Vorwand zu dieser irrthümlichen Anschauung boten die Geldsummen, welche der Burggraf dem Kaiser vorgestreckt hatte und wofür ihm die Mark Brandenburg vorläufig verpfändet worden war. Allein der Burggraf handelte uneigennützig und großherzig im Interesse des deutschen Reichs gegenüber den romanischen und slavischen Umtrieben. Daß ihm reiche Geldmittel zu Gebote standen, hatte seinen Grund lediglich in der weisen und sparsamen Verwaltung der schon durch seine Vorfahren unter dem Burggrafenamt vereinigten fränkischen Markgrafschaften und zahlreicher Privatgüter, welche die Zollern nach und nach erworben hatten. Die Geldunterstützungen, die der Burggraf dem Kaiser gewährte, dienten dem letztern hauptsächlich in der Sache des großen europäischen Concils in Constanz, auf welchem der deutsche Kaiser endlich einmal wieder als Haupt der abendländischen Christenheit in seiner Machtfülle auftreten sollte und auch wirklich auftrat, indem er durch Abstimmung nach Nationen das Concil frei machte, um alle drei Päpste abzusetzen und eine Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern zu ermöglichen. Das war der große Plan des Kaisers, den niemand nachdrück-

licher als der Burggraf unterstützte, und nur dafür, nicht für ein bloßes Stück Geld, erhielt Friedrich von Zollern den Kurhut von Brandenburg.

Es ist heute noch von Interesse, die Politik des neuen Kurfürsten auf dem Concil von Constanz zu verfolgen. Er mißbilligte die Verurtheilung des Johann Huß, zu welcher der Kaiser sich nur durch die romanischen Eiferer hinreißen ließ. Er gab sich die größte Mühe, nach Absetzung der drei schismatischen Päpste das Concil dahin zu vermögen, daß es aus eigener Autorität die Reformation der Kirche durchführe, ehe es einen neuen Papst wähle. Aber er konnte es nicht durchsetzen. Nicht nur die Italiener wollten sich die unermeßlichen Vortheile erhalten, die ihnen ihr Papstthum gewährte, auch die Franzosen gönnten dem deutschen Kaiser die Macht und den Ruhm des Reformators nicht und sahen es lieber, wenn Kaiserthum und Papstthum in neuen Zwiespalt kämen und das mächtige Deutschland durch innern Hader geschwächt bliebe. So erhielten die romanischen Väter des Concils ein Stimmenmehr, vertagten die anfangs allgemein verlangte Reform der Kirche und wählten den neuen Papst Martin V, der nichts Eiligeres zu thun hatte, als nach Rom zurückzukehren, dort alle unvernünftigen Ansprüche und Mißbräuche des Papstthums zu erneuern und sich jeder Reform zu widersetzen. Mittlerweile brach auch der fürchterliche Krieg aus, in welchem die Czechen den Tod ihres Huß rächten, und da unterdeß auch Sigismund starb und das ganze reiche Erbe des Luxemburgischen Kaiserhauses auf die Habsburger überging, schlossen diese ein enges Bündniß mit dem Papst und den Romanen und das deutsche Nationalinteresse litt wieder großen Abbruch.

Es war ein Glück, daß die Mark Brandenburg noch unter dem letzten Luxemburger an das Haus Zollern gekommen war, denn wenn sie mit den übrigen luxemburgischen Gebieten an das

Haus Habsburg gefallen wäre, würde sie auch dessen undeutscher Politik haben dienen müssen. Soweit Friedrich nicht mehr im Stande war, das deutsche Reichs- und Nationalinteresse nach Außen zu vertreten, sorgte er mit desto gewissenhafterem Eifer im Innern für Ordnung, Gesittung und Wohlstand seines Kurfürstenthums, wie er sich denn auch nur „einen schlichten Amtmann Gottes an dem Fürstenthum“ nannte. Diese Auffassung fürstlicher Pflicht wurde traditionell im Hause Zollern. Bekanntlich wollten auch Friedrich Wilhelm I und Friedrich II nur als die „ersten Staatsdiener“ angesehen seyn. Brandenburg war, als Kurfürst Friedrich den Besitz antrat, sehr verwahrlost, namentlich der Adel that, was er wollte, bemeisterte sich der Regalien, raubte und übte die ärgste Willkür. Friedrich bediente sich des grade damals zuerst in Aufnahme gekommenen schweren Geschützes, um die Burgen jenes Raubadels zu brechen, den Bürger und Bauer zu schützen und Zucht und Ordnung im ganzen Lande herzustellen.

Es handelte sich um Ehre und Wohl des deutschen Volks, im Innern und nach Außen. Dafür hatten die herrschenden Dynastien zu sorgen und für sonst nichts. Die es nicht thaten, verdienten den Fluch der Nation und zogen sich Gottes Gerichte zu. Vergleichen wir, wie der erste gefürstete Zollern in Brandenburg das gemeine Volk gegen die Frechheit und Räuberei des Adels schirmte, mit dem, was der Habsburger Kaiser Albrecht I gethan hat, wie derselbe umgekehrt den übermüthigen Adel gegen die Bauern in der Schweiz unterstützte und die uralte Freiheit des alemanischen Volks für immer vernichtet haben würde, wenn nicht die heldenmüthigen Bauern seinen Adel und seine Söldner aufs Haupt geschlagen hätten. Und vergleichen wir, wie Kurfürst Friedrich beim Constanzer Concil handelte, mit welchem tiefen Verständniß des deutschen Nationalinteresses er dem Romanismus entgegenwirkte, und wie der Habsburger Kaiser Fried-

rich III umgekehrt sich mit dem Papst und den Romanen gegen das deutsche Nationalinteresse und gegen die so nothwendig gewordene Reformation verschwor! Solche Vergleichungen anzustellen, hätten die deutschen Geschichtschreiber längst für ihre Pflicht halten sollen.

Friedrichs Nachfolger war Friedrich der Eiserne, der die Neumark erwarb und den nach seiner Niederlage noch grollenden Adel versöhnte. Indem auch er, wie sein Vater, alles aus einem höhern sittlichen und patriotischen Gesichtspunkt ansah, stiftete er den berühmten Schwanenorden für die Herren und Damen des Adels, die er um seinen Hof vereinigte und denen er höhere Bildung und Gesittung zur Ehrenpflicht machte, sofern er ihnen einschärfte, wer adelig seyn wolle, müsse auch edel seyn. Sein Bruder und Nachfolger, der berühmte Albrecht, zubenannt Achilles, war ein herkulischer Ritter und Turnierheld, mit dem es im Zweikampf keiner aufnehmen konnte und der in vielen Fehden Heldenruhm erlangte. Was aber besonders an ihm zu rühmen ist, war sein Sinn für die deutsche Nationalehre, dem die Art und Weise entsprach, wie er den Habsburger, Kaiser Friedrich III gegen Ungarn beschützte, und der patriotische Trotz, den er dem übermüthigen Papst entgegen setzte, als ihn dieser zweimal in den Bann that. Die Ursache war dem Namen nach, daß Albrecht dem Bischof von Bamberg den Zehnten entzog. Die eigentliche Ursache aber war die Verbindung, in welche Albrecht mit dem Böhmenkönig Georg von Podiebrad getreten war, dem er seine Tochter vermählt hatte. Nachdem kaum der blutige Hussitenkrieg geendet war, die Reformpartei in Böhmen aber noch am Abendmahl in beiderlei Gestalt festhielt und deswegen den mit Rom verschworenen Habsburger in Prag nicht litt, sondern einen eigenen König wählte, konnte Friedrichs Sohn wahrhaftig keine andere Politik haben, als die sein Vater in Constanz vertreten hatte. Er mußte die nunmehr gemäßigte Reformpartei

in Böhmen unterstützen. Deswegen that ihn der Papst in den Bann. Das erstemal ließ sich Albrecht bewegen, sich durch Nachgiebigkeit vom Banne lossprechen zu lassen. Als ihn aber der Papst zum zweitenmal in den Bann that und seinen Unterthanen verbot, ihm zu gehorchen, befahl er seinem Hauptmann, die Pfaffen zum Altardienst zu zwingen, wenn sie die Ruhe des Landes durch Renitenz stören wollten, denn, fügte er hinzu, „man muß sich auf jede Weise wehren gegen den Teufel mit dem heiligen Kreuze“ und er setzte seinen Willen durch.

Sein Sohn Johann von sehr langer Gestalt, Cicero zubenannt wegen seiner Beredsamkeit, zeichnete sich durch guten Haushalt aus. Unter dem nächstfolgenden Kurfürsten Joachim Nestor begann die große deutsche Reformation, zu welcher er eine sehr eigenthümliche Stellung einnahm. Es war ihm um die Einheit des deutschen Reichs zu thun, wie er auch durch die Hülfe bewies, die er dem Kaiser gegen die Türken leistete. Er wollte die römischen Mißbräuche abschaffen helfen, aber nicht um den Preis der deutschen Reichseinheit. Obgleich er sich zur neuen Kirche noch nicht bekennen wollte, säcularisirte er doch die Bisthümer Brandenburg, Havelberg, Lebus, wie auch das benachbarte Erzbisthum Magdeburg und das Bisthum Halberstadt. Sein Bruder Albrecht wurde Erzbischof von Mainz und hatte als ein sehr weltlicher Herr nicht übel Lust, auch dieses alte Erzstift zu säcularisiren. Sein Vetter Albrecht, Hochmeister des deutschen Ordens, säcularisirte sein Ordensland wirklich, wurde erblicher Herzog von Preußen und führte Luthers neue Kirche ein, 1525. Als man bittere Beschwerden über den Brandenburger Kurfürsten führte, daß nicht auch er selbst lutherisch wurde, war Luther einsichtsvoll genug, ihn zu entschuldigen und zu versichern, daß er dennoch für ihn bete.

Sein Nachfolger Joachim II konnte zwar hinter seinem bereits ganz lutherischen Volke nicht zurückbleiben und trat zur

lutherischen Kirche über, blieb aber noch in des Vaters Fußtapfen und erwarb sich das größte Verdienst um das deutsche Reich, indem er seine neutrale Stellung zwischen dem katholischen Kaiser und den protestantischen Fürsten und Städten benutzte, um den schmalkaldischen Krieg, den er nicht verhindern konnte, wenigstens zu einem dem Protestantismus erträglichen Ende zu führen und bald darauf durch seinen Einfluß dem Kaiser den Augsburger Religionsfrieden aufzudringen und des Kaisers verderblichen Plan, nach welchem sein fanatischer Sohn Philipp hätte deutscher Kaiser werden sollen, zu vereiteln. In seiner neutralen Stellung sein Gewicht in die Wagschaale der Protestanten legend, brachte er es dahin, daß Karl V seinen Bruder Ferdinand für die deutsche Reichskrone bestimmen mußte.

Joachims Sohn und Nachfolger Johann Georg entbehrte den Verstand seiner Vorgänger. Streng lutherisch, entsagte er der Neutralität und wetteiferte mit dem sächsischen Kurfürsten August in fanatischer Verfolgung der Calvinisten, was natürlicherweise nur dem römischen Papstthum zu gute kam. Eben so unklug bevorzugte er im Innern seines Landes ausschließlich den Adel. Dieses System hatte übrigens nur kurze Dauer, denn sein Enkel Johann Sigismund wurde plötzlich eine starke Stütze des Calvinismus. Als nämlich im Jahr 1609 der letzte Herzog von Jülich starb, war seine älteste Tochter, die den preußischen Herzog Albrecht geehelicht hatte, seine rechtmäßige Erbin. Um diesen Erbanspruch für sein Geschlecht geltend zu machen, mußte sich der Brandenburgische Kurfürst auf die am Ober- und Niederrhein mächtigen Pfälzer und Holländer stützen, beides Calvinisten, und in zweiter Linie auf die gleichfalls calvinistischen Engländer und Heinrich IV von Frankreich und die Hugenotten. Er mußte dies um so mehr thun, als ein bayrischer Prinz, Sohn einer jüngern Tochter des Jülicher Herzogs, von Bayern, vom Kaiser, von den rheinischen Kurfürsten und von Spanien

unterstützt, gleichfalls das Jülicher Erbe ansprach. Nun bildeten für den Brandenburger die Calvinisten eine Union, gegen ihn die Katholiken eine Liga. Johann Sigismund trat im Jahr 1613 offen zur calvinischen oder reformirten Kirche über und behauptete wenigstens Cleve, während Jülich durch einen Ausgleich seinem Rivalen blieb. Man zog beiderseits diese Theilung des Jülich'schen Erbes dem blutigen Kriege vor. Um dieselbe Zeit vereinigte Johann Sigismund das Herzogthum Preußen nach dem Tode des letzten Herzogs daselbst mit der Kur Brandenburg. Preußen war ein polnisches Lehen geworden, in seinem Innern hielten Geistlichkeit und Stände fanatisch am Lutherthum und trotzten den Calvinisten in Brandenburg, während von Außen im katholischen Königreich Polen die Jesuiten große Anstrengungen machten, um dahin zu wirken, daß Polen Preußen als verfallenes Lehen einziehe und dem Brandenburger Kurfürsten das Erbe streitig mache. Diese Intrigue wurde jedoch durch große Klugheit des Kurfürsten vereitelt, wobei ihn der Patriotismus der brandenburgischen Stände wesentlich unterstützte. Sein Toleranzedikt vom Jahr 1614 sicherte den Lutheranern alle ihre alten Rechte zu, und die Loyalität der Brandenburger beruhigte nun auch die Preußen.

Je verderblicher die Glaubensspaltung in Deutschland gewirkt hat, indem sie die Stämme, welche Brüder seyn sollten, gegen einander in unsinnigen Haß verbittert hat, und je gewisser leider alle andern deutschen Dynastien den Glaubenshaß genährt hatten, um ihn im rein dynastischen Interesse zur bequemern Ausschneidung ihrer Territorien aus der Gesammtmasse des deutschen Reichs, also zum Nachtheil des deutschen Gesammtinteresses zu benutzen, um so achtungswürdiger erscheint die neutrale Haltung des Brandenburger Kurfürsten, der nur die Versöhnung der Confessionen im Auge hatte und die Einheit des deutschen Reichs, die deutsche Treue, den Patriotismus höher

hielt als den kirchlichen Fanatismus. Und das um so mehr, als dieser Fanatismus nicht nur im Interesse der romanischen und katholischen, sondern auch der als Lutheraner und Calvinisten getrennten deutschen Dynastien weit mehr erkünstelt, als natürlich war.

Johann Sigismunds Nachfolger Georg Wilhelm war ein schwacher Regent, den Intriguen und Schrecken des dreißigjährigen Krieges nicht gewachsen, weshalb Brandenburg schließlich ein Werkzeug Schwedens wurde. Nach seinem Tode 1640 hatte sein Sohn Friedrich Wilhelm, der sich nachher den Ehrentitel des großen Kurfürsten erwarb, nicht wenig Sorge und Mühe, zugleich mit dem deutschen Gesammtinteresse sein eigenes zu wahren. Schweden hatte seinen Vater durch Versprechungen geködert. Christine, die einzige Tochter Gustav Adolfs, Erbin der schwedischen Krone, sollte den jungen Kurprinzen heirathen, um ein großes, aber nicht mehr deutsches, sondern schwedisches Reich an beiden Seiten der Ostsee zu gründen. Aber Christine wollte überhaupt nicht heirathen und der berühmte Minister Oxenstierna, der in ihrem Namen Schweden regierte, hatte keine Lust, sie einem so feurigen und talentvollen Prinzen zu vermählen, der Pommern mit Brandenburg vereinigt und keine schwedische, sondern deutsche Politik getrieben haben würde. Also empfing ein armer Prinz von einer pfälzischen Nebenlinie die schwedische Krone, welche Christine niederlegte, wurde gänzlich das Werkzeug des schwedischen Adels und schadete dem Brandenburger so viel als möglich. Vorpommern und die Bisthümer Bremen und Verden blieben im schwedischen Besitz; das übrige Herzogthum Pommern, dessen slavische Dynastie am Aussterben war, wurde trotz dessen Erbrecht dem Brandenburger vorenthalten. Doch nutzte diese Gehässigkeit Schwedens dem großen Kurfürsten insofern, als Polen, schwer bedrängt von Schweden, um ihn auf seine Seite zu ziehen, ihm das Herzogthum

Preußen freigab und ihn von der bisherigen Lehnspflicht entband 1657.

Inzwischen hatte Frankreich unter Ludwig XIV seine frechen Raubangriffe auf Deutschland begonnen und ohne irgend beleidigt oder herausgefordert zu seyn, eine deutsche Provinz am Rhein nach der andern, weil sie früher zum großen Frankenreich der Merowinger gehört habe, als französisches Eigenthum angesprochen. Die kraft- und geistlose Regierung der Habsburger in Wien und die gleichzeitige Schläfrigkeit und Erbärmlichkeit der Habsburger in Madrid, wie auch der schamlose Verrath vieler deutschen Fürsten, machte es dem französischen König möglich, diese Räuberpolitik zu treiben. Fast alle deutschen Fürsten am Rhein und bis in den Harz schlossen mit ihm den ersten sog. Rheinbund und dienten ihm gegen Kaiser und Reich. In dieser gefahrvollen Zeit nun gab sich der große Kurfürst alle erdenkliche Mühe, den Kaiser, wie auf dem Reichstage, so im Felde mit Heeresmacht zu unterstützen und die deutschen Fürsten an ihre Pflicht zu mahnen. Eins seiner frühesten Manifeste lautet: „Ehrlicher Deutscher, dein edles Vaterland war leider bei den letzten Kriegen unter dem Vorwand der Religion und Freiheit jämmerlich zugerichtet. Wir haben unser Blut, unsere Ehre und unsere Namen dahingegeben, und nichts damit ausgerichtet, als daß wir uns zu Dienstknechten, fremde Nationen berühmt, uns des uralten hohen Namens fast verlustig, und diejenigen, die wir vorher kaum kannten, damit herrlich gemacht haben! Was sind Rhein, Elbe, Weser, Oderstrom nunmehr anders, als fremder Nationen Gefangene? Was ist deine Freiheit und Religion mehr, denn daß andere damit spielen!" Wer müßte nicht aus dieser schönen Sprache erkennen, wie warm dem großen Kurfürsten sein Herz für Deutschland schlug und daß er gleich seinem Ahnherrn, dem ersten Kurfürsten Friedrich, nicht blos brandenburgische, sondern große deutsche Politik trieb.

Aber seine deutschen Mitfürsten spielten ihm übel mit. Sowohl ihm und seinen Truppen, als auch den kaiserlichen Truppen unter Montecuculi, versperrten sie, von Frankreich bestochen, die Wege, versagten die Reichshülfe, verhinderten jede Zufuhr, so daß gegen Frankreich dauernde Erfolge nicht zu erringen waren. Frankreich aber hetzte die Schweden auf, daß sie dem großen Kurfürsten in's Land fielen und er schleunig umkehren mußte. Man begreift, in welchen heiligen Zorn er und seine braven Krieger über so viel Unfug im deutschen Reich geriethen. Bei Fehrbellin, wo der heimgekehrte Kurfürst zum erstenmal auf die Schweden traf, hieb er sie auf eine furchtbare Weise zusammen, dann noch einmal bei Wolgast, eroberte Stralsund und verfolgte die an der Ostseeküste hin fliehenden Schweden bis nach Kurland. Ewig denkwürdig bleiben diese Siege, weil in ihnen zum erstenmale jener furor Teutonicus wiederkehrte, mit dem die Heerschaaren Karl Martells die Ueberzahl der Reichsfeinde zerschmettert hatten und der von nun an unter den Fahnen des schwarzen Adlers nicht mehr aussterben sollte. Der nächste Erfolg jener herrlichen Siege war freilich gering, denn der Kaiser in Wien beneidete dem großen Kurfürsten sein Kriegsglück und überall von größern und ihm feindlichen Mächten umgeben, mußte dieser auf Pommern wieder verzichten. Ebenso entging ihm durch des Kaisers Neid die Erbfolge in den schlesischen Fürstenthümern Liegnitz, Brieg und Wohlau. Von so vieler Mißgunst umgeben und der pommerschen Küste entbehrend, konnte er auch von Preußen aus den großartigen Plan einer Seemacht und eines Colonialsystems, den er bereits in Angriff genommen hatte, nicht durchführen. Mit wie vielen Schwierigkeiten der edle Kurfürst zu kämpfen hatte, erhellt daraus, daß die lutherischen Zeloten in Preußen ihn von den Kanzeln herab als einen Calvinisten in die Hölle verfluchten, so daß er sich genöthigt sah, ihnen einen Revers abzuzwingen, worin sie sich zur Ruhe ver-

pflichteten. Man darf sich wohl an solche Vorgänge erinnern und darauf aufmerksam machen, daß die große deutsche Politik der Zollern die confessionelle Neutralitätspolitik immer zu ihrer Voraussetzung gehabt hat.

Dem heroischen Kurfürsten folgte sein bukeliger, aber kluger Sohn Friedrich, den sein Enkel, Friedrich der Große, den königlichen Aesop nannte. Derselbe diente dem Kaiser treulich in der Vertheidigung des Reichs gegen die Türken und Franzosen. Seine Regierung fiel in die Zeit des spanischen Erbfolgekrieges und der Kaiser Leopold I mußte den größten Werth auf den Beistand des Brandenburgers legen, da ihn Bayern im Stiche ließ, um einen neuen Rheinbund mit Frankreich gegen Deutschland einzugehen. Diese günstige Gelegenheit benutzte Friedrich, um im Jahr 1701 mit des Kaisers Zustimmung den Königstitel anzunehmen. Das war kein Akt der Eitelkeit, sondern kluger Vorsicht. Der Kurfürst von Sachsen hatte sich zum König von Polen wählen lassen, der Kurfürst von Hannover war König von England geworden, beide als Kurfürsten weniger mächtig als der Brandenburger. Mit Recht wollte sich dieser letztere also im Range nicht zurücksetzen lassen und nahm von seinem Herzogthum Preußen, dessen unumschränkter Souverän er war, seitdem es, aus dem deutschen Reichsverbande längst geschieden, unter seinem Vater auch aufgehört hatte, polnisches Lehen zu seyn, den Namen „König in Preußen“ an. Für die Zustimmung des Kaisers erwies er sich dankbar, indem er seine tapferen, von dem berühmten alten Dessauer trefflich organisirten und geführten Truppen den kaiserlichen anschloß, die unter dem Prinzen Eugen die Franzosen aus Italien jagten. Den glänzendsten Sieg erfocht Eugen bei Turin hauptsächlich durch den Heldenmuth der preußischen Krieger, wie das die besiegten Franzosen selbst anerkannten. „Die Preußen, hieß es, hätten hier wie die Teufel gefochten.“

Der sächsische August blieb in Polen ein Schattenkönig, indeß er sein armes Sachsenland unerhört aussaugte und durch die schamlosen Wollüste seines Hofes schändete. Zudem hatte er um der polnischen Krone willen katholisch werden müssen, wodurch er die Hegemonie im lutherischen Deutschland, die sich seine Väter erworben hatten, aufgeben und an Preußen abtreten mußte. Auch der hannöverische Georg wurde in England ein Schattenkönig, der nur zu unterzeichnen hatte, was ihm die Lords vorschrieben. Darüber vernachlässigte er sein deutsches Hannover, ließ es ausschließlich von einem übermüthigen Adel regieren, als englische Provinz behandeln und nur englischem Interesse dienen. Keiner dieser neuen Könige verdiente die Krone in dem Maße, wie der Brandenburger, er, der allein kein blos dynastisches, sondern ein großes nationales deutsches Interesse vertrat.

Seitdem das Haus Zollern in Brandenburg zum calvinischen Glauben übergetreten war, hatten sich zwischen ihm und der Schweizer Eidgenossenschaft freundliche Beziehungen angeknüpft. Der überwiegend reformirte Theil der Schweiz war beständig Angriffen von Seiten seiner mächtigen katholischen Nachbarn ausgesetzt, wie auch der lutherische Theil von Schwaben. Das protestantische Süddeutschland und die reformirte Schweiz bilden nur eine schmale Halbinsel mitten in einem katholischen Meer. Sie sind der äußerste südliche Vorposten des protestantischen Nordens. Sie wurden in den früheren Glaubenskriegen regelmäßig von katholischen Heeren überfluthet und unter katholische Herren gebracht. Sowohl im Schmalkaldischen, als im dreißigjährigen Kriege predigten die Jesuiten in Stuttgart. Auch noch nach den Glaubenskriegen wurden diese südlichen Ausläufer des protestantischen Nordens nur durch die Macht und das Ansehen der norddeutschen Fürsten, vor allen des Kurfürsten von Brandenburg und Königs von Preußen geschützt. Bis in die Schweiz erstreckte sich dieser Schutz. Neufchatel, ein kleines Für-

stenthum in der welschen Schweiz, war der Eidgenossenschaft zugewandt. Das kleine Fürstenhaus starb aus und da es mit dem preußischen Hause verwandt gewesen, wurde dieses Haus, hauptsächlich durch die Bemühung des Canton Bern allen andern Bewerbern vorgezogen, weil sich die Schweiz in allen Conflikten mit den katholischen Mächten des preußischen Beistands versichern wollte. Somit gewann König Friedrich I im Jahr 1707 das Fürstenthum Neufchatel und Valengin.

Sein Sohn und Nachfolger Friedrich Wilhelm I steht unserer Zeit schon näher und seine energische Persönlichkeit wird allen Lesern dieses Buchs schon lange bekannt seyn. Ich hebe daher aus seiner Regierungsperiode nur das hervor, was ihn als deutschen Fürsten, als einen, der nicht blos brandenburgische oder preußische, sondern deutsche Politik getrieben hat, charakterisirt. Seine Vorliebe für riesenhafte Soldaten ist Nebensache und war doch auch mehr als Spielerei, denn man muß darin die Werthschätzung einer kräftigen und heldenmäßigen Race anerkennen, also das, was die herrlichste Zierde unserer altdeutschen Vorzeit gewesen ist. Auch war er so kerndeutsch, daß er nichts so sehr haßte, als die Franzosen und ihre damalige Lüderlichkeit, die Frechheit, mit der sie sich schon oft in deutsche Angelegenheiten eingemischt und Deutschland beraubt hatten, mithin auch die Affenschande, zu der sich die Deutschen erniedrigten, indem sie alle französischen Moden nachahmten. „Meinen Kindern will ich, rief er einmal, Degen und Pistolen schon in die Wiege legen, daß sie die fremden Nationen aus Deutschland helfen abhalten.“ Um seinen Abscheu vor der französischen Mode zu bezeugen, durfte sich niemand an seinem Hofe und von seinen Dienern und Beamten in dieselbe kleiden, außer die Profosen. In treuer Gesinnung hielt er deshalb auch zum Kaiser.

Im Innern regierte er gewaltthätig und nannte sich selbst einen rocher de bronze, meinte damit aber nur die Kraft und

Einheit der Staatsgewalt, ohne welche jedes Gemeinwesen, wie das leider am deutschen Reich sich bewährte, zerfallen muß. Er wollte keine Willkür, wie Ludwig XIV, und wenn dieser gemeint hatte, der Staat sey nur seinetwegen da und alles müsse ihm dienen, sagte Friedrich Wilhelm I im Gegentheil, er sey nur der erste Staatsdiener, ja er sey ein „Republikaner", sofern er nur für das gemeine Wesen (res publica) lebe. Dem entsprach sein trefflicher Haushalt, seine Sparsamkeit, das Ansammeln eines bedeutenden Staatsschatzes, um in außerordentlichen Fällen Mittel bei der Hand zu haben, nach dem weisen Beispiel des ersten Kurfürsten von Brandenburg. Wohl wissend, daß nur ein voller Beutel und ein bewaffneter Arm den Staat erhalten und mehren kann, wandte er mit Hülfe seines alten Dessauer die größte Sorgfalt auf die Armeeorganisation. Desgleichen auf den Landbau und auf die Mehrung der Bevölkerung. In seinen Ländern gab es noch viele unbebaute oder seit den Kriegsnöthen verödete Gegenden. Dahin berief der König unter guten Bedingungen Colonisten, unter anderm viele tausend ehrliche und fleißige Salzburger, die durch das intolerante Regiment im katholischen Süden als Protestanten aus ihrer Heimath vertrieben wurden. Den schönsten Erwerb aber machte der König im Jahr 1720 an Pommern, welches ihm mit Ausnahme des schwedischen Vorpommern mit Stralsund und Rügen endlich von Schweden überlassen werden mußte, nachdem der berühmte Schwedenkönig Karl XII im nordischen Kriege unterlegen war. Eine gerechte Strafe für Schweden, welches vernünftiger gehandelt haben würde, wenn es, ehe es den an sich ganz normalen Krieg mit Rußland begann, um die asiatische Barbarei von der Ostsee fernzuhalten, sich mit Polen und Preußen verbunden hätte, anstatt diese feindselig zu behandeln. An Pommern gewannen die Zollern ein Land, welches die tüchtigsten Soldaten lieferte. Der Ruhm pommerischer Tapferkeit ist übrigens ein

neuer und schreibt sich nicht sowohl aus der slavischen Vorzeit, als aus der Germanisirung des Landes und von der preußischen Disciplin her. Pommern war nach dem dreißigjährigen Kriege schrecklich verödet, mußte größtentheils neu bevölkert werden und bekam daher eine ganz deutsche Bevölkerung mit Ausnahme des äußersten Endes von Hinterpommern.

Im Jahre 1740 folgte dem energischen König sein Sohn Friedrich II, der an Ruhm alle seine Vorfahren noch übertreffen sollte. Ueber ihn ist so viel geschrieben worden, daß ich mich möglichst kurz fassen will, um nur dasjenige in seiner Regierung und in seiner Heldenlaufbahn auszuzeichnen, was sich auf das große deutsche Nationalinteresse bezieht. Die geschworenen Feinde der deutschen Ehre, Einheit, Macht und Größe im Ausland, wie auch die schmäliger Weise mit ihnen verbündeten Verräther in Deutschland selbst, welche noch heute alles, was Preußen für die Ehre und Einheit der deutschen Gesammtnation leistet, gern blos als einen Raub darstellen, den Preußen an den Nachbarn begehe, die nämlichen Feinde waren aus den nämlichen Gründen auch schon vor hundert Jahren beflissen, den großen Friedrich als den Friedensstörer Europas, als den Länderräuber anzuschwärzen. Das Ausland, insbesondere die beiden mächtigsten Staaten Frankreich und Rußland, wollten eine immerwährende Uneinigkeit im deutschen Reich unterhalten, um diesem Reich wie bisher Provinzen abzuzwacken und es immer kleiner zu machen. Mit Oesterreich glaubten sie, weil die Habsburger auf ihrem Thron eingeschlafen waren, mit der Zeit schon fertig zu werden. Die Schweiz und Holland waren schon von Deutschland abgetrennt, Elsaß, Lothringen, Burgund französische Provinzen, Hannover eine englische Provinz, Schleswig-Holstein dänische Provinzen, Meklenburg halb schon eine russische Provinz, Kurland, Livland und Esthland russische Provinzen, Sachsen eine polnische Provinz. Es blieb also nur noch Brandenburg-Preußen

übrig, was neben Oesterreich noch deutsche Politik treiben, noch im deutschen Nationalinteresse sich dem Ausland widersetzen konnte. In dem Augenblick also, in welchem Preußen einen Aufschwung nahm in solcher Stärke, daß es sogar Oesterreich gewachsen, wo nicht gar überlegen wurde, war auch die Zeit für das zur Unterdrückung des Germanismus verschworene Ausland gekommen, die Macht des jungen Preußen schon im Beginne zu brechen, und eine große Coalition gegen Preußen zu bilden, welcher das eifersüchtige Oesterreich beitrat. Man wolle bemerken, wie wenig furchtbar Oesterreich dem Ausland hat erscheinen müssen, sofern dieses es gegen Preußen unterstützte. Daß Oesterreich durch einen Sieg über Preußen zur Alleingewalt in Deutschland gelangen sollte, lag weder in der Meinung, noch in der Besorgniß des Auslands.

Um die europäische Coalition gegen Preußen im siebenjährigen Kriege richtig zu verstehen, kommt es weder auf das Datum der beiden Versailler Verträge von 1756 und 1757, noch auch auf die vorangegangene Eroberung Schlesiens durch Friedrich den Großen an. Oesterreich allein hatte Ursache, sich an Preußen rächen zu wollen, Frankreich und Rußland aber nicht. Im Gegentheil, sie konnten ein großes Uebergewicht Oesterreichs, was zu einer Einigung Deutschlands hätte führen können, nicht wünschen. Wenn sie sich dennoch für Oesterreich gegen Preußen erklärten, so geschah es in dem richtigen Vorgefühl, in Preußen liege mehr Zukunft für Deutschland als in Oesterreich.

Die österreichische Politik war so wenig deutsch, daß sie, wie bekannt, im Versailler Vertrage allen auswärtigen Mächten, die ihr im siebenjährigen Kriege beistanden, das ganze Norddeutschland preis gab, die Niederlande an Frankreich, Pommern an Schweden, Westpreußen an Polen, Ostpreußen an Rußland. Hätte Friedrich der Große nicht gesiegt, so würden wirklich alle deutschen Nord- und Ostseeküsten fremden Mächten zugefallen

und würde überall in ihnen auch der deutsche Geist unterdrückt worden seyn.

Damit fallen alle die Klagen und Beschuldigungen, die man gegen Friedrich den Großen wegen seiner Eroberung Schlesiens erhoben hat, in nichts zusammen. Die Wehleidigkeit des kleinen Sachsen bietet am allerwenigsten einen Maßstab dar, um so große welthistorische Fragen zu beurtheilen, zumal, da es gerade Sachsen war, dessen Diplomatie am meisten vor dem siebenjährigen Kriege gegen Preußen agitirt hatte. Das gilt von der Kritik Onno Klopps, der sog. Geheimnisse des sächsischen Cabinets, Vivenots und anderer.

Auch hat man bisher noch nicht erwogen, wie schwer das Interesse und die Gesinnung Schlesiens in's Gewicht fiel. Ein Land von zwei Millionen Seelen hatte ohne Zweifel in seinen eigenen Angelegenheiten eine Stimme und Schlesien war damals in weit überwiegender Mehrheit für Preußen gestimmt. Die heutigen Feinde Preußens hören nicht auf, der kleinen dänischen Minderheit in Schleswig ein Recht der Selbstbestimmung zu vindiciren, also müssen sie auch zugeben, die damaligen Schlesier und zwar ihre übereinstimmende Mehrheit hatten dasselbe Recht. Der größere, wenigstens der bevölkertste und gebildetste Theil Schlesiens war lutherisch, doch war nur einigen einzelnen Herzogthümern und der freien Stadt Breslau die Religionsfreiheit vertragsmäßig gesichert. In andern schlesischen Herzogthümern waren die Protestanten durch die Dragonaden des Fürsten Lichtenstein wieder wie mit Hunden in die katholische Messe gehetzt worden, oder konnten nur heimlich ihren Gottesdienst halten. Erst im Anfang des 18. Jahrhunderts hatte Karl XII von Schweden auf seinem Durchzuge von Polen nach Sachsen den schlesischen Protestanten vom Kaiser, der gut mit ihm zu stehen wünschte, einige wenige sog. Gnadenkirchen ausgewirkt. Ich weiß davon zu erzählen, denn meine eigenen Großeltern mütter-

licherseits mußten in ihrer Jugend, als Schlesien noch österreichisch war, von meiner Vaterstadt Waldenburg im Riesengebirge sechs Stunden weit nach der nächsten Gnadenkirche in Schweidnitz fahren, um einmal Sonntags Gottes Wort hören zu können. Da das dem Bedürfniß nicht genügte, hörte man heimlich auch Predigten im Walde und wurden an einem bemoosten Stein im Walde Kinder getauft. Als Friedrich der Große Schlesien eroberte, erhielten die Lutheraner endlich volle Freiheit und wurden ihnen überall Kirchen gebaut. Auch meine Vaterstadt erhielt eine eigene protestantische Kirche und jener Taufstein wurde aus dem Walde abgeholt und in den Altar versetzt.

Man muß dazu erwägen, daß in den kleinen schlesischen Herzogthümern unter Fürsten aus dem uralten polnischen Geschlecht der Piasten, noch zur Zeit der Reformation, welcher sich mehrere von ihnen eifrig zuwandten, ehe sie ausstarben und ihre Länder an Oesterreich fielen, ein reger wissenschaftlicher Geist herrschte. In der Hauptstadt Breslau und in der berühmten Trotzendorfischen Schule zu Liegnitz wurden gelehrte Studien getrieben. Hier entstanden auch die beiden berühmten schlesischen Dichterschulen. Die erste, von Opitz gestiftet, huldigte freilich nur dem classischen und französischen Geschmack, aber die zweite emancipirte sich und offenbarte, wenn auch in schwülstigen Versen, doch einen edlen patriotischen Geist, vor allem Lohenstein, dessen Arminius, wenn auch in geschmackloser Einkleidung, doch in einem Zeitalter, in welchem im katholischen Deutschland nur italienisch spanischer Jesuitismus, im protestantischen nur die französische Mode den Ton angaben, die feurigste Liebe zum großen deutschen Vaterlande bekundete, und die Deutschen dem Ausland gegenüber an ihre Ehre mahnte. Von diesem regen geistigen Leben in Schlesien war in Wien und im übrigen Deutschland und in der jesuitischen Schuldisciplin nichts wahr-

zunehmen. Damals schon war eine geistige Scheidewand zwischen dem protestantischen Schlesien und Sachsen einer-, Böhmen und Oesterreich andererseits gezogen wie noch heute. Also war auch nichts natürlicher, als daß die protestantischen und fein gebildeten Schlesier sich von Oesterreich abgestoßen, nach Preußen hingezogen fühlten. Auch davon weiß ich zu erzählen, denn ich besitze noch die Correspondenz meines Großvaters und Urgroßvaters väterlicherseits, aus den Zeiten, welche dem siebenjährigen Kriege vorhergehen. Ich stamme aus einem alten rathsverwandten Geschlecht der Stadt Breslau von Vaters Seite. Jene Correspondenz behandelt lebhaft die politische Frage der Zeit: Wird Maria Theresia uns angreifen, um Schlesien wiederzuerobern? Sie hat das Fest der heil. Hedwig, der Schutzpatronin von Schlesien, mit ungeheurer Ostentation feiern lassen. Sie wird uns ihre Croaten schicken. Genug man wünschte in Schlesien nichts sehnlicher als Ruhe und Schutz unter dem preußischen Adler. Ueberall war dieser Adler schon im Jahr 1740 von den Protestanten in Schlesien mit Jubel begrüßt worden und auch die Katholiken waren keineswegs mit Friedrich II unzufrieden. Er schonte sie auf jede Weise, ließ den Klöstern allen ihren Reichthum, schützte sogar die Jesuiten auch dann noch, als sie aus allen katholischen Staaten vertrieben wurden, und hatte sich auch des Dankes der schlesischen Klöster zu erfreuen, denn eines derselben verbarg ihn vor den österreichischen Spähern, die ihn sonst gefangen genommen hätten. Wenn überhaupt Schlesien nicht gern preußisch geworden wäre, wenn hier irgend noch eine Sympathie für Oesterreich vorhanden gewesen wäre, würde man das im Jahr 1866 wohl haben bemerken können. Aber keine preußische Provinz war von Anfang an so feurig und fest entschlossen, alles für Preußen zu opfern, als Schlesien.

Nur beiläufig sey hier bemerkt, in welchem Zusammenhange die so wichtige und segensreiche Verbreitung des Kartoffelbaues

in Deutschland mit der Politik Friedrichs des Großen steht. Schon im Anfang des siebenjährigen Krieges ließ Graf Schlabernbdorf, ein auch in anderer Hinsicht um Schlesien verdienter Mann, Friedrichs des Großen Minister und Statthalter daselbst, aus weiser Vorsorge und in der Voraussicht eines langjährigen Krieges den Kartoffelbau bei den schlesischen Bauern mit Gewalt einführen und ohne die hier erzeugten Kartoffeln hätten öfter weder die Armeen noch das Volk selbst ihr Leben fristen können. Man vergleiche darüber das vortreffliche Werk: Schlesien vor und nach dem Jahr 1740 (von Klöber), Freiburg 1785. II. Seite 198. Im Hungerjahr 1771 starben in Sachsen, wo der Kartoffelbau noch nicht aufgekommen war, 100,000 Menschen Hungers, in Böhmen sogar 180,000, und 20,000 Böhmen wanderten nach Schlesien aus, wo niemand Hunger starb, weil man hier Kartoffeln hatte.

Es ist überflüssig, hier noch zu wiederholen, was in so vielen Büchern steht, in Bezug auf die weise Fürsorge Friedrichs des Großen für alle Classen seiner Unterthanen. Trotz langer Kriege hielt er die Finanzen in musterhafter Ordnung, gab seinen Staaten ein neues der Zeit angemessenes Gesetzbuch, übte volle Toleranz in Glaubenssachen, beförderte Ackerbau, Bergbau, Industrie und Handel und war wie sein Vater, der erste Staatsdiener. Doch wollen wir uns hier mit seiner innern Politik nicht besonders beschäftigen, sondern nur seine äußere in's Auge fassen.

Es ist erstaunlich, wie groß unter ihm Preußen schon gewachsen war, von kleinem Anfang an. Denn Brandenburg lehnte sich weder an ein Gebirge, noch an das Meer. Die Lage des nach allen Seiten offenen, sandigen und verhältnißmäßig armen Landes war nicht günstig. Der Beherrscher der Mark hatte seine Grenzen noch nicht bis an's Meer ausgedehnt, war überall eingeengt von eifersüchtigen Nachbarn und von größern Staaten,

deren Macht die seinige weit übertraf. Wenn gleichwohl diese sandige Mark langsam, aber unwiderstehlich zu immer größerer Macht gelangte, so verdankte sie das einzig dem Genie in der Zollern'schen Dynastie und der in ihren Bewohnern vorherrschenden Tapferkeit und Mannszucht. Schon Kurfürst Friedrich I legte den Grund zu einer monarchischen Gewalt, die alle Kräfte des Landes und Volkes in einer Hand zusammenfaßte. Der große Kurfürst ahmte ihm nach. Die Stände, d. h. der Adel verlor an Freiheit, aber das Volk gewann durch Weisheit und Sparsamkeit der Regierung. Das monarchische Princip war hier populär. Das Volk freute sich mannhafter, strammer, aber gerechter Regenten und fügte sich der militärischen und civilen Zucht mit einem Stolz, der vollkommen gerechtfertigt erscheint, wenn man dagegen die Verweichlichung und Entsittlichung der geistlichen und weltlichen Kleinstaaterei umher vergleicht. Von dem thörichten System der Theilungen wich man frühzeitig genug ab und erhob die Primogenitur zum Gesetz.

Wenn auch in der Reihe der Regenten einige vorkamen, die schwächer waren, so fand sich doch bald wieder und immer wieder ein Nachfolger von ungewöhnlicher Energie oder auch nur Klugheit ein, der nicht in die Fehler anderer Fürsten fiel, sondern deren Fehler zum eigenen Vortheil zu benutzen verstand. So machte sich der Kurfürst im Besitz von Preußen von der polnischen Lehensherrschaft frei, so gewann er Pommern, so behauptete er Cleve und Ostfriesland. Wichtiger als alles andere war die Klugheit und Voraussicht, mit welcher das Haus Zollern die Fehler Oesterreichs und Sachsens benutzte.

Es ist nicht zu leugnen und wird mit der Zeit immer mehr erkannt werden, daß das Sinken der habsburgischen Monarchie gerade da anfing, wo es den Höhepunkt seiner Macht erreicht hatte, nämlich mit dem Testament Kaiser Karls V. Spanien und Italien erhielt sein Sohn Philipp, Deutschland sein Bruder Fer-

dinand. Um aber dem romanischen Element das Uebergewicht über das germanische zu geben, verlieh Karl auch die deutschen Niederlande seinem Sohn und bewirkte, daß sein Bruder und dessen Nachfolger in Wien, um sich gegenüber von Frankreich, den deutschen Protestanten und den Türken behaupten zu können, spanische und italienische Hülfe brauchten und daher auch bis zu den Zeiten Josephs II unter dem Einfluß des Madrider Hofes, der römischen Kurie und des Jesuitenordens standen. Die Jesuiten durften sich zwei Jahrhunderte lang des gesammten Unterrichts bemächtigen und Ton und Geschmack in Oesterreich angeben. Ihr Zweck ging nun dahin, das habsburgische Deutschland möglichst zu degermanisiren durch die ausschließlich lateinische Schulsprache und durch den ausschließlich romanischen Renaissancestyl. Im Gegensatz nun gegen dieses Degermanisirungssystem in Oesterreich hielten die Kurfürsten von Brandenburg und spätern Könige von Preußen das deutsche Wesen in Ehren und Friedrich Wilhelm I war sich sogar mit Stolz bewußt, der echteste, biderbste und wenn man will gröbste Deutsche seiner Zeit zu seyn. Deutsche Sprache und Literatur wurden vorzugsweise nur im protestantischen Norddeutschland gepflegt und wenn dafür auch in Sachsen eine Zeit lang noch mehr geschah, als in Brandenburg, so beging doch am Ende des 17. Jahrhunderts der Kurfürst von Sachsen den ungeheuern Fehler, durch leichtsinnigen Uebertritt zur katholischen Kirche die Hegemonie im protestantischen Norddeutschland zu verscherzen, die nunmehr an Brandenburg fiel.

Preußen übernahm also die Aufrechterhaltung des deutschen Elements gegenüber dem österreichischen Romanismus und zugleich die Führung der Protestanten, die es auch sofort energisch schützte, wo sie von katholischer Seite bedrängt wurden. Preußen hatte auf seiner Seite die ganze neuere Bildung und Wissenschaft der Deutschen, worin ihm sogar Sachsen diente, während

Oesterreich sich allein noch auf Traditionen des Mittelalters stützte, deren wahren Sinn es sogar verleugnete, indem es überall nur die romanischen Elemente pflegte und die großen Erinnerungen des deutschen Mittelalters und der Gothik vergessen machte und durch die Jesuiten möglichst exstirpiren ließ.

Preußen blieb der deutschen Natur treu, handelte im deutschen Interesse und der gütige Gott verlieh eben deshalb dem Zollern'schen Fürstenstamm mehr Takt und Genie als andern. Sonst wäre Deutschland längst zu Grunde gegangen. Man muß sich nur erinnern, daß das ganze Norddeutschland noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts entweder fremden, Deutschland feindlichen Mächten des Auslands angehörte, oder wenigstens unter deren Einfluß stand. Und wenn im siebenjährigen Kriege Friedrich der Große nicht gesiegt hätte, wären auch Ost- und Westpreußen russisch geworden. In Königsberg hatte sich damals die russische Kaiserin schon huldigen lassen.

Der siebenjährige Krieg ist der Glanzpunkt in Friedrichs Leben. Das unvergleichliche Genie, womit er der gegen ihn geschlossenen Coalition zuvorkam, trotz ihrer ungeheuren Uebermacht alle seine Feinde einzeln schlug und zuletzt Schlesien siegreich behauptete und ohne Verlust aus dem langen Kriege hervorging, ist von der unparteiischen Geschichtschreibung, ja selbst von seinen Feinden anerkannt. Die Hauptsache dabei, auf die es vom national-deutschen Standpunkt ankommt, ist der Gewinn, den die deutsche Nation vom siebenjährigen Krieg gezogen hat. Das nördliche Deutschland wäre ganz unter undeutsche Gewalt gekommen, wenn Friedrich der Große seine Feinde nicht in so vielen siegreichen Schlachten zurückgeworfen hätte. Man darf nie vergessen, welche Verabredungen zwischen den Mächten der Coalition gegen Preußen in den beiden Versailler Verträgen waren getroffen worden. Frankreich, Schweden, Dänemark, Polen und Rußland sollten sich in die deutschen Nord- und Ostseeküsten theilen. Da

nun Hannover bereits eine englische, Schleswig und Holstein dänische Provinzen waren, so wäre ganz Norddeutschland ein Raub fremder Mächte geworden. Oesterreich hätte Schlesien wieder genommen, sich aber um Norddeutschland nicht mehr bekümmert, Bayern würde aus alter Eifersucht gegen Oesterreich sich wie im spanischen Erbfolgekriege Frankreich hingegeben haben und die andern kleinen Fürsten im südlichen und westlichen Deutschland waren gleichfalls schon an die Rheinbundpolitik gewöhnt. Mithin würde das deutsche Reich bald aufgelöst worden seyn. Oesterreich hätte es nicht mehr schützen können. Es ist also sonnenklar, daß nur die Siege Friedrichs des Großen im siebenjährigen Kriege Deutschland vor der Fremdherrschaft gesichert haben. Zudem war es von großem Werthe, daß deutsche Heere wieder einmal dem Ausland Respekt einflößten und daß die preußische Heeresorganisation von allen auswärtigen Staaten als mustergiltig anerkannt und nachgeahmt wurde.

Friedrich verdankte den Sieg zunächst seinem Genie und der Treue und trefflichen Disciplin seines Volks. Die englische Hülfe nüzte ihm nicht viel, denn England führte nur zum eigenen Nutzen vorzugsweise einen Seekrieg gegen die mit ihm concurrirenden Seemächte. Dagegen kam es Friedrich dem Großen zu statten, daß sowohl Frankreich als Rußland ihre Kriegslust mäßigten. Diese Mächte wollten ebensowenig eine österreichische als eine preußische Hegemonie in Deutschland. Sie wollten nur verhüten, daß eine deutsche Macht der andern zu sehr über den Kopf wüchse. Die Deutschen sollten getheilt und uneinig bleiben. Das war den auswärtigen Großmächten die Hauptsache, damals wie noch heute. Deswegen war ihnen der Hubertsburger Frieden, der Oesterreich und Preußen an Macht ziemlich gleichstellte und ihre Rivalität zu verewigen schien, bequemer als ein Frieden gewesen wäre, welcher Oesterreich eine unverhältnißmäßige Uebermacht über Preußen gesichert hätte.

Die Mittel- und Kleinstaaten des deutschen Reichs benahmen sich zur Zeit des siebenjährigen Krieges ganz so erbärmlich, wie es ein solches unnatürliches Conglomerat nicht anders zu thun vermag und wie es sich auch wieder im Jahr 1866 benommen hat. Nicht als ob sie Oesterreich ernstlich hätten helfen wollen, haßten sie Preußen nur, weil dieser frische und kräftige Staat voll Elasticität und Intelligenz ihrer kleinstaatlichen Mißregierung ein steter Vorwurf war, und wenn sie sich anstrengten, eine Reichsarmee auf die Beine zu bringen, welche nur die lächerlichste Karrikatur des alten deutschen Heerbannes war, so thaten sie es hauptsächlich aus Rücksicht auf Frankreich, weil auch Frankreich gegen Preußen marschiren ließ. Am unvernünftigsten gerirte sich damals der Herzog Karl von Württemberg. Sein Ländchen war protestantisch und wie die reformirte Schweiz peninsularisch in das weite Meer des südeuropäischen Katholicismus vorgeschoben. Es hatte also genau dasselbe Interesse, wie der Canton Bern es in der Neufschateler Angelegenheit gewahrt hatte. Es mußte zu Preußen stehen, dem damaligen Haupt des corpus Evangelicorum in Deutschland. In Württemberg wurde die Reformation erst durchgeführt, als Herzog Ulrich norddeutsche Hülfe aus Hessen erhielt, wodurch die Oesterreicher, die das Land damals regierten, aus dem Lande vertrieben wurden. Die letztern kamen nach hundert Jahren im dreißigjährigen Kriege wieder und regierten das Württemberger Land wieder, und es wurde bei seinem Protestantismus nur erhalten durch die Siege der protestantischen Partei in Norddeutschland. Wieder hundert Jahre später machte der katholische Herzog von Württemberg, Karl Alexander, vor seinem Regierungsantritt österreichischer General, einen Versuch, der den nun schon alten Bestand des protestantischen Kirchenwesens im Lande zu gefährden schien, und Oesterreich würde davon neuen Vortheil gezogen haben, wenn nicht Friedrich der Große sich in's Mittel gelegt und die Protection des jungen Herzog

Karl, den er unter seinen Augen in Berlin erziehen ließ, und die Garantie der ständischen und protestantischen Kirchenrechte übernommen hätte. Derselbe Herzog Karl aber handelte im höchsten Grade undankbar, indem er nicht nur Religion und Sitte durch die kolossale Lüderlichkeit seines Hofes verhöhnte, sondern auch Oesterreich und Frankreich zu Liebe persönlich im siebenjährigen Kriege gegen seinen preußischen Wohlthäter zu Felde zog, aber verdientermaßen geschlagen wurde und eiligst heimflüchtete.

Im Vertrauen auf Frankreich und Oesterreich wollte Herzog Karl im eigenen Lande die alte Verfassung umstürzen und absolut despotisch regieren. Die Stände des kleinen Herzogthums hatten einen schweren Kampf mit ihm und würden unfehlbar ihrer alten Rechte verlustig geworden seyn, wenn nicht Friedrich der Große sie in seinen Schutz genommen und durch die ernsten Drohungen seines Gesandten v. d. Schulenburg den Herzog gezwungen hätte, den Ständen das Kirchengut zu lassen und mit ihnen den Erbvergleich von 1770 zu schließen.

Wenige Jahre später machte Friedrich der Große eine neue bedeutende Erwerbung an dem nördlichen Theile des Königreich Polen, welcher seitdem Westpreußen heißt. Es geschah in Folge der berüchtigten ersten Theilung Polens. Da dieses Königreich durch sein lüderliches Adelsregiment sehr heruntergekommen und für die deutschen Nachbarmächte keine Offensive von dieser Seite her zu besorgen war, so erscheint es allerdings überaus ungerecht, daß Oesterreich und Preußen sich ohne weiteres Stücke von Polen abrissen, während Rußland den größten Theil davon an sich nahm. Die beiden deutschen Mächte hätten entweder zu einer Regenerirung und Stärkung Polens, als eines Bollwerks gegen Rußland, mitwirken, oder sie hätten wenigstens durch festes Zusammenhalten verhüten sollen, daß Rußland den Hauptantheil an der Beute bekam. Aber weder das eine noch das andere ließ die Eifersucht zwischen Oesterreich und Preußen zu. Rußland

konnte daher den Meister spielen. Nachdem es Oesterreich verlockt, einen Einfall in's südliche Polen zu machen, um selbst einen Vorwand zum Einmarsch zu erhalten, mußte Preußen auch einmarschiren, damit die beiden andern nicht alles nähmen.

Die Besitznahme Westpreußens erfolgte 1773 und das größtentheils katholische Land kam unter denselben günstigen Bedingungen an Preußen wie Schlesien, und gewann sehr dadurch, denn unter der polnischen Wirthschaft war hier alles verarmt, in Faulheit und Schmutz versunken, der Ackerbau schlecht bestellt, die Justiz schlecht, der Schulunterricht gänzlich vernachlässigt. In allen diesen Beziehungen nun half die preußische Regierung dem Lande auf durch bessere Justiz und Verwaltung, verbesserte Landwirthschaft, Aufnahme fleißiger deutscher Colonisten und Errichtung von Schulen.

Dem großen König, der keine Kinder hatte, folgte sein Neffe Friedrich Wilhelm II, dem es zwar nicht an einer gewissen Ritterlichkeit fehlte, wohl aber an dem starken Geist des Oheims. Allzusehr zur Sinnlichkeit geneigt, gab er sich Maitressen hin. Die Lüderlichkeit der Sitten nahm in den höhern Ständen reißend überhand und erschlaffte insbesondere den Geist in der Armee. Zugleich wurde von Wien und Petersburg aus gegen ihn intriguirt und er kam in eine schiefe Stellung, als er in einer edlen Großmuth das von der Revolution furchtbar bedrängte Königspaar in Frankreich retten wollte, während Rußland mit Zustimmung Oesterreichs hinter ihm nur lauerte, um vollends Polen wegzunehmen. Indem der König von Preußen nun rückwärts blicken mußte, konnte er vorwärts gegen Frankreich keinen Erfolg erkämpfen und schloß am Ende aus Zorn über die russisch-österreichischen Kabalen mit der französischen Republik den Basler Frieden, 1795, wodurch er die Niederlande, das ganze überrheinische Deutschland, wie auch Franken, Schwaben und Bayern der Ueberschwemmung durch französische Sansculotten preisgab.

Obwohl er nur durch Thugut in Wien und durch die alte böse Katharina in Petersburg in diese Lage hineingedrängt worden war, kostete dieselbe doch Preußen alle Sympathien in Deutschland.

Unter seinem Sohn und Nachfolger Friedrich Wilhelm III besserte sich die Lage nicht. Im Gegentheil wurde seine Regierung mit schweren Vorwürfen beladen, daß er Oesterreich nicht beistand, das ganze südliche und westliche Deutschland immer mehr in die Gewalt der Franzosen fallen ließ. Oesterreich hatte es nicht besser um Preußen verdient, aber die von Frankreich mißhandelte deutsche Nation blickte sehnsüchtig aus, wo das sieggewohnte Heer Friedrichs des Großen bleibe? ob es nicht endlich komme, Deutschland zu retten? Es kam, aber zu spät und mit einer Armee, welche nicht mehr die des großen Friedrich war. Es erlitt die bekannte furchtbare Niederlage bei Jena, ganz Preußen gerieth in die Gewalt Napoleons, verlor alle seine Provinzen auf dem linken Elbufer und durfte fortan nicht mehr als 42,000 Mann Soldaten halten. Gewiß ein großes Unglück des Landes und eine Schmach der Regierung, die jedoch gute Folgen hatten, denn nur durch ein großes Unglück und ein tief verletztes Scham- und Ehrgefühl konnte eine sittliche Erhebung hervorgerufen werden, wie sie das preußische und deutsche Volk brauchte, um die innere Corruption und dann den äußern Feind überwinden zu können. Die schöne, unvergeßliche Königin Louise von Preußen, die damals am gebrochenen Herzen starb, bezeichnete mit prophetischen Worten die Aussicht, die dem Vaterland in seiner schrecklichen Noth offen blieb. „Wenn gleich die Nachwelt, sagte sie, meinen Namen nicht unter den Namen der berühmten Frauen nennen wird, so wird sie doch, wenn sie die Leiden dieser Zeit erfährt, wissen, was ich durch sie gelitten habe, und sie wird sagen, sie duldete viel und harrte aus im Dulden. Dann wünsche ich nur, daß sie zugleich sagen möge: aber sie gab Kindern das Daseyn, welche besserer Zeiten würdig waren,

sie herbeizuführen gestrebt und endlich sie errungen haben.“ Sie haben sie errungen, denn ihr Sohn ist der greise Held von Sadowa, der Zertrümmerer des fluchwürdigen, von Metternich geschaffenen deutschen Bundes, König Wilhelm I von Preußen.

Das preußische Elend dauerte damals nur sieben Jahre, eine verhältnißmäßig kurze Zeit, in der man zur vollen Besinnung und Ermannung zurückkehrte. In so großem Unglück erkannte jeder, daß die Deutschen selber daran Schuld seyen, durch ihre Uneinigkeit, durch die bisherige Nichtachtung ihres gemeinsamen großen Nationalinteresses, ihrer Nationalehre, durch ihre Hingebung an fremde Moden und Denkweisen, durch sittliche Erschlaffung und Lüderlichkeit. Vor allem kam es darauf an, sich der Franzosen zu erwehren, sich Mittel zu verschaffen, um sie endlich wieder über den Rhein zurückzuwerfen, denn die Mißhandlungen und Plünderungen, die man von ihnen zu leiden hatte, wurden unerträglich. Daher ernteten die Männer, die den Muth nicht verloren hatten und die im Unglück wenigstens die Ehre retteten, wie Blücher, Schill, Nettelbeck, Gneisenau, der Herzog von Braunschweig und fern im Süden Andreas Hofer, der herrliche Tiroler, die Bewunderung und Liebe aller Norddeutschen, die damals unter dem schweren Druck der Fremdherrschaft weniger seufzten, als sich vorbereiteten zur Rache, wie die Spanier. Die Stunde der Rache hatte noch nicht geschlagen, man war zu schwach, der Feind stand noch mit Uebermacht im Lande und hatte alle Festungen inne. Auch stand er noch im Bunde mit Rußland. Man konnte sich nur vorbereiten auf eine künftige Erhebung.

Dies geschah auf dreierlei Art. Einmal durch den Tugendbund, durch Beamte und Offiziere, namentlich des Generalstabs, welche nicht nur die Gemüther heimlich auf eine große Erhebung gegen die Franzosen vorbereiteten, sondern auch, troz aller Ungunst der Zeit, die bei Jena so schmählich geschlagene Armee zu

reorganisiren, mit einem neuen Geiste zu erfüllen und ihre künftige Verstärkung durch abwechselndes rasches Einexerciren junger Mannschaften zu ermöglichen wußte, ohne daß die vorgeschriebene kleine Truppenzahl eine sichtbare Vermehrung erfuhr. Hierbei erwarb sich der berühmte Scharnhorst das größte Verdienst. Daneben Jahn durch Einführung der Turnkunst. Dieser wackere Mann wollte nämlich die in der letzten Zeit etwas verweichlichte deutsche Jugend zur bärenhaften Kraft der alten Deutschen zurückführen und zwar zu dem ausgesprochenen Zwecke, daß sie fähiger werde, die Franzosen todtzuschlagen. Jeden Tag, wenn er von Berlin seine Turner hinaus in die Hasenhaide führte, ermahnte er sie am Brandenburger Thor, die einst über diesem Thor aufgestellte Victoria mit ihrem Viergespann, welche Napoleon hatte nach Paris bringen lassen, von dort zurückzuholen.

Damit hingen zwei andere Tendenzen zusammen. Daß nämlich die Gegenwart auf Abwege gerathen und nur dadurch das Unglück herbeigeführt worden sey, war den einsichtsvollsten Männern klar geworden. Nur in Bezug auf die Wahl des bessern Weges, welchen man einzuschlagen habe, gingen die Meinungen auseinander. Die Einen glaubten, aus der Erinnerung an unsere große deutsche Vorzeit lasse sich am natürlichsten die neue Kraft schöpfen. Daher sie auf's eifrigste in den alten Geschichten, Sagen und Dichtungen forschten, um Sinn und Liebe dafür bei der deutschen, durch die klassische Schule und französische Mode verblendeten Jugend zu wecken. An die deutschen Alterthumsforscher Grimm, v. d. Hagen, Büsching reihten sich die sog. romantischen Dichter an, geistvolle Männer, welche in das deutsche Mittelalter, in die Gothik, in das Ritterthum zurückführten und vergangene Jahrhunderte an das jüngste anknüpften. Man hätte diese, hauptsächlich nur für die deutsche Vorzeit glühenden Dichter nicht romantisch nennen sollen, weil damit beinahe das Gegentheil dessen bezeichnet wird, was sie waren und seyn wollten.

Weil aber gerade das echt Nationale, Altdeutsche dem gegenwärtigen Geschlecht schon allzu fremd geworden war und meist gar nicht mehr verstanden, ja von den Dichtern dieser Richtung selber oft nur karrikirt wurde, wandte sich die Mehrheit der Vorwärtsstrebenden einer ganz anderen Richtung zu, nämlich der philosophischen und kosmopolitischen. Man war darauf durch den Rationalismus, die sog. Aufklärung, die Freimaurerei, schon lange vorbereitet. Eigentlich waren es die Ideen Rousseaus, die der ganzen Neuerung in der deutschen Geisterwelt den Impuls gegeben hatten. Man wollte eine neue bessere Menschheit erziehen, frei von allen bisherigen Vorurtheilen der Nationalitäten, der Kirchen, der Stände. Durch Erziehung und Unterricht hoffte man die ganze Menschheit verjüngen und veredeln zu können. Das war das neue pädagogische System, welches der Schweizer Pestalozzi aufgestellt hatte und welches unter Bevorwortung des Philosophen Fichte auch in Berlin als das beste Mittel erachtet wurde, eine bessere Generation zu erzielen, als die ältere gewesen war.

Indessen gab es in Preußen und namentlich bei Hofe auch noch Leute, welche dem alten diplomatischen System anhingen, das Volk, dessen Interesse und Ehre gar nicht beachteten, sich lieber in die Umstände fügten und instinktartig dem Mächtigsten huldigten, also das Heil für Preußen nur noch durch Beschmeichelung Napoleons und gehorsame Unterwerfung unter seine Allmacht hofften. Der patriotische Minister Stein, des Königs besserer Genius, mußte weichen und Hardenberg, ausdrücklich von Napoleon empfohlen, trat an dessen Stelle. Dieser gewandte Diplomat der alten Schule bettelte wirklich nach jahrelangem vergeblichem Warten dem stolzen Napoleon einen Allianzvertrag ab und hatte sogar im Sinn, auch dem preußischen Kronprinzen eine französische Prinzessin zur Gemahlin zu erbetteln. Diese schimpflichste Periode des preußischen Ministeriums

war indeß von kurzer Dauer. Unmittelbar auf den Allianzvertrag mit Preußen folgte der Krieg mit Rußland, Napoleons Uebergang über den Niemen und die bekannte Katastrophe seiner großen Armee.

Jetzt konnten Hardenbergs diplomatische Spinnengewebe das preußische Heer und Volk im Ausdruck seiner wahren Gesinnung nicht mehr aufhalten. Sie platzten los. York mit dem preußischem Heertheil, der mit den Franzosen hatte nach Rußland ziehen müssen, verließ die französischen Fahnen, unterstützt von Bülow mit einem andern preußischen Heertheil und den Landständen Ostpreußens, die sogleich eine Landwehr organisirten, den Anfang des „Volks in Waffen", das zur Rettung und Ehre Deutschlands so große Dinge vollbringen sollte. Der König, anfangs noch durch die französischen Truppen bedroht und ungehalten über die Eigenmächtigkeit Yorks, gab doch der Stimme des Heeres und Volkes nach, nahm eine gesicherte Stellung in Schlesien, adoptirte hier das System der Landwehr und rief sein ganzes Volk in die Waffen. Ich erlebte diese Zeit in Schlesien selbst und habe nie etwas Großartigeres von Volkserhebung gesehen. Die spätern Volksrevolutionen von 1830 und 1848 lassen sich nicht entfernt damit vergleichen. Im Jahr 1813 hat das preußische Volk keine Classen-Kappelmänner, keine liberalen Festordner und Zweckessen, keine demokratischen Wühler und Schreier gekannt, es hat keine prahlhaften Reden gehalten, nicht gesoffen und gejohlt, um hinterdrein, wenn es zum Treffen kam, davon zu laufen; sondern es war ernst, ruhig, bescheiden, mäßig, nur von einem einzigen heiligen Gefühl erfüllt, das Vaterland zu befreien, den verhaßten Feind niederzuwerfen, den heimischen Fahnen die altgewohnte Ehre wieder zu erkämpfen. Das Volk hat damals gebetet, denn es war ihm heiliger Ernst. Auch war es das wirkliche Volk, die ungeheure Mehrheit der Bürger und Bauern, die darin vollkommen einig waren, was

sie wollten, nicht eine von Leithämmeln und Parteischreiern verführte Schafheerde. Einstimmig wollten sie in den Tod gehen für die Ehre, und, was sie wollten, haben sie gethan. Da sah man Landwehren, welche kaum Zeit hatten, eingeübt zu werden, und die doch Napoleons beste Truppen über den Haufen warfen. Man hat die Spanier bewundert wegen des Heldenmuths, mit welchem sie gegen die Franzosen kämpften, aber noch ungleich mehr leisteten die Preußen, denn sie fügten sich rasch der militärischen Disciplin und bildeten unüberwindliche Phalanggen, an welcher Hauptsache es die Spanier nur zu sehr fehlen ließen. „Die Schnelligkeit, mit welcher aus rohen Bauerjungen die gewandtesten, schlagfertigsten und Napoleons alter Garde ebenbürtigen Divisionen erwuchsen, wird immer wunderbar bleiben und ist nicht blos aus der Begeisterung der Zeit, sondern aus dem Stammescharakter überhaupt, aus der Schule Friedrichs des Großen, aus den ruhmvollen Traditionen der preußischen Armee zu erklären."

Bedenkt man, welche geringe Mittel damals die preußische Monarchie besaß; bedenkt man, daß ihr Napoleon nur eine Armee von 42,000 gestattet hatte, in der sogar das Verhältniß der einzelnen Waffengattungen zu einander festgesetzt war; bedenkt man, daß die weisen Maßregeln Scharnhorsts, der zwischen 1807 und 1810 insgeheim eine Menge Festungskanonen in Feldkanonen hatte umgießen lassen, zahlreiche Gewehre angeschafft und die ausgehobenen Truppen immer schnell, sobald sie exercirt waren, wieder entlassen hatte, um neue einzuexerciren, nach der unglücklichen Katastrophe des Ministeriums Stein durch das neue Ministerium Hardenberg wieder aufgehoben und selbst die guten Früchte davon zum Theil schon wieder aufgezehrt waren; bedenkt man, daß das Land auf beispiellose Weise ausgesogen war, daß der Wohlstand der Familien durch die unerschwinglichen Contributionen und Steuern überall so tief gesunken war, wie der

des Staates selbst; bedenkt man endlich, daß noch die ersten Festungen und die Hauptstadt des Landes in der Gewalt der Franzosen war, und daß die Russen andrerseits nicht immer glauben wollten, das preußische Gebiet sey ein ihnen befreundetes, so lange die Allianz zwischen Preußen und Rußland noch nicht erklärt war; bedenkt man dieß alles, — so muß man in der That staunen, wie dennoch die ungeheuren Rüstungen Preußens, die den Ausschlag im folgenden großen Kampfe gaben, möglich wurden. Sie wurden es einzig durch die Gesinnung und den entschiedenen Willen des Volks, durch das beispiellos treue und schöne Zusammenhalten Aller und durch die Summe aller Opfer, die ein Patriotismus zu bringen vermochte, von dem der Eigennutz unsrer Tage keinen Begriff mehr hat. Gewiß muß es tiefe Rührung wecken, wenn man hört, wie die Kreise der Mark Brandenburg, die von Franzosen und Russen zugleich monatelang belästigt, Schauplatz der Gefechte, und durch Fouragirungen, Vorspann rc. fast entblößt waren, gleichwohl wetteiferten, auch den letzten der einberufenen Rekruten, das letzte der für die preußische Armee verlangten Pferde zu stellen, und wie sie sich mitten unter den Feinden wegen des Verzugs noch entschuldigten, um zu versichern, daß sie alles treulich nachliefern würden, wie es denn auch geschah. Dieser Geist der Hingebung erklärt alles. Nur mit Mühe vermochten die Behörden die Volksbegeisterung zu zügeln, so lange es galt, Frankreich noch zu schonen. Am Neujahrstage 1813 waren ein paar Hundert preußische Rekruten in der Stadt Königsberg zum Apell zusammengetreten, als ein französischer Gensdarm, dem sie im Wege waren, statt um sie herumzugehen, einen aus der Reihe mit einem Fußstoß niederwarf und durch wollte. Augenblicklich aber traten ihn die Rekruten unter die Füße und brachten ihn um. Murat, der König von Neapel, sah es vom Fenster aus, fürchtete einen allgemeinen Aufstand des Volks und flüchtete mit seinem ganzen

Gefolge davon. Bei Berlin war französische Garde in Reihe und Glied aufgestellt, als preußische Rekruten vorüberkamen. Der französische General Labaume erzählt: Souvent nous vîmes des détachements de grossiers campagnards qui se rendaient en Silésie, sans discipline, sans armes et sans chefs, traverser nos bataillons en poussant des cris de joie; ils regardaient d'un oeil menaçant nos soldats étonnés; tant l'enthousiasme qu'inspire l'amour de la patrie, est supérieur à cette force passive qui souvent n'obéit qu'a regret au pouvoir qui la maîtrise.

Ich sehe sie noch, diese schlesischen und aus Brandenburg und Pommern herbeigeeilten Bauerburschen, wie sie, weil es am Gelde zur Ausrüstung fehlte, noch ohne Mantel, Tornister und Seitengewehr zu Felde zogen. Bald aber hörte man, sie hätten sich die fehlenden Gegenstände ihrer Ausrüstung auf dem Schlachtfelde von den Feinden erbeutet.

Die preußischen Heere thaten in dem großen Entscheidungskampf von 1813 das Meiste und Beste und brachten die größten Opfer. Die Russen allein hätten nichts vermocht, Oesterreich zauderte und der Rheinbund stand noch zu Napoleon. Ohne Preußen hätte die Coalition keine Fortschritte gemacht und wäre bald ein fauler Frieden geschlossen worden. Ohne Preußen wäre kein Siegeseinzug der Deutschen in Paris möglich gewesen und wäre das linke Rheinufer französisch geblieben. Das war damals auch jedem klar, daß die deutsche Sache keinen bessern, überhaupt keinen andern Vertreter habe, als Preußen und daß Preußen die Hegemonie in Deutschland verdiene. Daß es sie in der Bluttaufe des Krieges wenigstens schon moralisch errungen habe, war die Ueberzeugung nicht nur aller Patrioten, sondern auch aller Feinde Deutschlands und jener falschen Freunde und Alliirten, welche die größte Furcht vor Preußen hegten und unter der Maske der Freundschaft

ihm den Preis seiner großen Siege auf jede Weise zu verkleinern suchten.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß schon in dem Augenblick, in welchem Napoleons Untergang sicher vorauszusehen war, Oesterreich und Rußland sich dahin verständigt hatten, Preußen in seinem Siegeslauf zu hemmen und das große Werk der Einigung Deutschlands, für welches damals alle patriotischen Herzen in Deutschland glühten, nicht zustandekommen zu lassen. Daher Oesterreichs Vertrag mit Bayern, der den Fürsten des Rheinbunds gänzliche Vergessenheit ihres Vaterlandsverraths und die Fortdauer ihrer elenden Kleinstaaterei zusicherte. Daher das Einverständniß Oesterreichs mit den wiederhergestellten Bourbonen, Metternichs mit Talleyrand, um dem besiegten Frankreich noch mehr von Deutschland zu lassen, als es schon vor der Revolution besessen hatte. Daher das Einverständniß Oesterreichs mit England, um das ehemalige Kurfürstenthum Hannover zu vergrößern und zu einem neuen Königreich umzuschaffen, desgleichen Holland und Belgien mit Lüttich, Limburg und Luxemburg vergrößert unter dem Hause Oranien eben so zu einem Königreich umzuschaffen. Daher das Einverständniß Oesterreichs mit Rußland, alle Frevel, welche Dänemark an Deutschland begangen hatte, zu vergessen, dem Dänenkönig nicht nur Schleswig und Holstein zu lassen, sondern ihm auch noch Lauenburg zu schenken. Daher das Einverständniß Oesterreichs mit allen auswärtigen Mächten, Preußen die Abrundung mit Sachsen zu verbieten, ja Preußen nicht einmal die fränkischen Markgrafschaften und Ostfriesland, welche ihm früher schon gehört hatten, zurückzugeben, und ihm eine Entschädigung nur im katholischen Westphalen und am linken Rheinufer zu geben, wo man es in Conflict mit Frankreich zu bringen oder doch als eine vorzugsweise protestantische Macht unpopulär zu erhalten hoffte.

Mit einem Worte, schon in beiden Pariser Frieden und

schließlich auf dem Wiener Congreß verabredete sich Oesterreich mit allen Mächten des Auslandes, die von Preußen ausgegangene Begeisterung für das deutsche Vaterland zu unterdrücken, alle Hoffnungen für Deutschlands künftige Einheit, Macht und Größe zu vereiteln und eben deshalb Preußen für alle Zukunft zu schwächen, es geographisch unnatürlich in die Länge zu zerren und mitten zu zerschneiden, im Westen zwischen die ihm als Wächter gesetzten Königreiche Hannover, der Niederlande und Dänemark einzuschnüren, ihm dadurch den Zugang zur Nordsee zu versperren, während es im Osten von Oesterreich und Rußland mit Uebermacht umdrängt und unter der Maske der Freundschaft in förmliche Vormundschaft genommen werden sollte.

Das Programm des Volkes in Waffen war der Trinkspruch, den Blücher als Sieger in Paris ausbrachte: „Mögen die Diplomaten mit ihren Federn nicht verderben, was die Krieger mit ihren Schwertern gut gemacht!“ Das Programm des Wiener Congresses aber war, was ein Bürger der Vereinigten Staaten damals im Congreß zu Washington der Welt verrieth: „Den Keim, der in Deutschland liegt, nicht zur Entwickelung kommen zu lassen, scheint der gemeinsame Zweck einer entschlossenen Politik zu seyn.“

Leider war die preußische Diplomatie unter der Leitung des zweideutigen Hardenberg äußerst fahrlässig, stimmte den eigennützigen Forderungen Rußlands und Oesterreichs zu und ließ sich Dinge gefallen, die es sich durchaus nicht hätte gefallen lassen und gegen die es mit Erfolg hätte protestiren können. Obgleich Preußen zweimal soviel Truppen stellte, als Rußland, ließ es sich doch gefallen, daß es von den englischen Subsidien nur halb so viel bekam, als Rußland.

Eben so unthätig blieb die preußische Diplomatie gegenüber der Intrigue, welche sich zwischen Karl Johann von Schweden und dem russischen Kabinet anspann. Bülow wurde bekanntlich

an die Spitze der eben erst in Pommern und der Mark gebildeten Landwehren gestellt, die im Verein mit einigen altpreußischen Truppen, einigen Russen und den Schweden Berlin decken sollten, als nach Beendigung des Waffenstillstandes im Herbst 1813 der große Entscheidungskampf begann. Dem Kronprinzen von Schweden, Karl Johann, wurde zum Dank für seine Allianz der Oberbefehl über diese sämmtlichen Truppen anvertraut; allein er benahm sich auf eine Weise, die es den preußischen Truppen unmöglich machte, nicht ungehorsam gegen ihn zu werden. Anstatt nämlich die Offensive zu ergreifen, was bei der Menge Cavallerie und bei dem kühnen Geiste der Truppen das rathsamste war, beschränkte sich der Kronprinz auf ein ängstlich abwartendes Vertheidigungssystem. Anstatt vorzudringen und den Feind so viel als möglich von Berlin entfernt zu halten, ließ er denselben bis dicht vor die Thore von Berlin kommen. Anstatt dem Feinde wenigstens in geschlossener Masse die Stirne zu bieten, wählte er eine äußerst zerstreute Stellung, und anstatt den in dieser Isolirung einzeln von einem weit überlegenen Feind angegriffenen Corps sofort zu Hülfe zu kommen, überließ er dieselben ihrem Schicksal. Unter diesen Umständen blieb sowohl dem General Bülow, als den ihm untergebenen Generalen Tauentzien und Borstell nichts übrig, als wiederholt den Befehlen des Kronprinzen von Schweden zuwider zu handeln und Siege zu erfechten, die jener nicht gewollt, ja sogar gehindert hatte.

Nichts kann genialer seyn, als die Art und Weise, wie dieß bewerkstelligt wurde. Bülow mußte gegen Befehl handeln, übernahm also eine ungeheure Verantwortung. Er hatte unter sich großentheils nur Bauern, die kaum ein paar Wochenlang unter dem Gewehre waren, und er hatte vor sich eine weit überlegene französische Macht, das erstemal bei Großbeeren unter Oudinot, das zweitemal bei Dennewitz unter dem berühmten

Ney, Napoleons bestem Feldherrn. Wie viel also wagte er! und doch war seine Berechnung so richtig, jeder Schlag, den er führte, so a tempo und mit solcher Energie geschlagen, daß man mit Recht in dieser glänzenden und ruhmgekrönten Praxis die Anwendung der großartigen Combinationen wiedererkannt hat, die sein unglücklicher Bruder, Heinrich von Bülow, in seinen unsterblichen Werken nur in der Theorie geltend machen konnte. Dieß gilt vornämlich von der Schlacht bei Dennewitz. Der Kronprinz von Schweden hatte sein Corps so weitläufig auseinandergestellt, daß keines das andere rechtzeitig unterstützen konnte, wenn es angegriffen wurde. Auch die Preußen selbst hatten sich auf seinen Befehl theilen müssen, und alle Corps wären eins nach dem andern geschlagen worden, wenn nicht Bülow, ohne Befehl, rasch den zuerst bedrohten General Tauentzien unterstützt hätte und dann wieder vom General Borstell, ebenfalls gegen den ausdrücklichen Befehl des Kronprinzen, unterstützt worden wäre. Bülows unerwarteter Marsch, während der Kronprinz unthätig dahinten blieb, vereitelte alle Pläne des Marschall Ney. Statt anzugreifen wurde Ney angegriffen und zwar in der ungünstigsten Stellung, indem eben eine Hälfte seiner Truppen die Aa passirt hatte, die andere noch diesseits stand. Nie war ein Angriff Weniger auf eine große Masse geistvoller ausgedacht und kraftvoller ausgeführt. General Borstell, der den wiederholten Gegenbefehl des Kronprinzen mannhaft zurückgewiesen, erschien auf dem Schlachtfelde, um die furchtbare Niederlage der Franzosen zu vollenden. Natürlicherweise kommt dabei kaum weniger auf Rechnung der außerordentlichen Bravour, mit der sich die ungeübte Landwehr schlug, als auf die geniale Conception des Generals.

Beide große Schlachten bei Großbeeren wie bei Dennewitz, wurden von den Preußen allein geschlagen, die Schweden und Russen hatten nur das Zusehen. Man versteht das Zaudern des Kronprinzen

von Schweden erst, wenn man weiß, auf welche Weise er mit Rußland liirt war. Rußland und Schweden hatten eben erst eine den deutschen Nationalinteressen eben so schädliche, als für Deutschland schimpfliche Intrigue angesponnen. Rußland hatte Finnland genommen, dafür sollte Schweden Norwegen nehmen dürfen, Dänemark aber seinerseits für den Verlust von Norwegen durch die deutschen Hansestädte entschädigt werden. Alles war bereits ausgemacht und ein russischer General hatte bereits den Dänen Hamburg ausgeliefert (unter den Augen des ganz in der Nähe stehenden Kronprinzen von Schweden), als England die ganze Sache wieder hintertrieb und sich auf's entschiedenste gegen jede Vergrößerung der dänischen Seemacht aussprach. Dieß wird hinreichen um darzuthun, wie gern Schweden in Verein mit Rußland allein die Angelegenheiten Norddeutschlands beherrscht hätte, ohne dabei durch Preußen genirt zu werden. Ganz im Sinne dieser Politik wurde Moreau aus Nordamerika herbeigerufen, um im Namen Rußlands Generalissimus aller alliirten Armeen zu werden, und die preußischen Truppen zwar zu gebrauchen, aber die preußischen Generale zu beseitigen. Wenn Moreau nicht umgekommen wäre, würde Blücher in Bezug auf ihn dieselbe Rolle haben spielen müssen, wie Bülow in Bezug auf den Kronprinzen von Schweden; und sein nachheriges Verhältniß zu Schwarzenberg, einem doch rein deutschen Generalissimus, läßt ahnen, wie übel er sich zu einem französisch-russischen Generalissimus, wie Moreau, gestellt haben würde. Mit einem Wort, unsere Freunde würden mit Frankreich abgeschlossen und uns aufgeopfert haben, wenn nicht die preußischen Generale überall die erste Rolle übernommen hätten.

Preußen konnte mit seinem „Volk in Waffen" in den Jahren 1813—1815 wohl die äußeren Feinde zermalmen, aber mit seinem damaligen Kabinet die Knoten nicht lösen, in die es die Arglist seiner guten Freunde und Alliirten in den beiden Pariser

Frieden und am Wiener Congreß verstrickte. War Preußen nicht im Stande, den vielen europäischen Mächten, welche, wie im Jahr 1814 im unparteiisch urtheilenden Congreß zu Washington laut ausgesprochen wurde, fest entschlossen waren, die deutschen Hoffnungen zu vereiteln und „den Keim, der in Deutschland liegt, nicht zur Entwicklung kommen zu lassen“, so hätte doch Fürst Hardenberg als damaliger erster Minister Preußens, auch nur das spezifisch preußische Interesse besser vertreten können. Er gab Oesterreich und Rußland zuviel nach, aus keinem andern Grunde, als weil er die deutschen Patrioten, die ihm mißtrauten, förmlich haßte und in der Harmonie legitimistischer und reaktionärer Tendenzen in der damaligen h. Allianz eine hinlängliche Bürgschaft für das Wohlergehen der preußischen Dynastie erkannte, ohne sich vor denen vorzusehen, die Preußen unter der Freundschaftsversicherung übervortheilten.

Als König Friedrich Wilhelm IV im Jahr 1847 das berühmte Februarpatent erließ, welches die Abgeordneten sämmtlicher Provinziallandtage zum erstenmal vereinigte, und das von seinem Vater schon vor mehr als dreißig Jahren gegebene Versprechen erfüllte, die in der Bundesakte vorgeschriebene Verfassung vorbereitete, äußerte ich mich in einem öffentlichen Blatte: „Die vorige Regierung hat der jetzigen ein überreiches Erbe von wiedergutzumachenden Fehlern hinterlassen. Sie wollte das ohne Zweifel nicht, sie glaubte, gut und klug zu handeln, sie war in einem tiefen Irrthum. Man kann alle mögliche Pietät gegen den hochseligen König hegen und muß doch der Wahrheit gemäß sagen, seine Regierung hat sich oft und in den wichtigsten Dingen vergriffen. Wir wollen nicht anklagen, wir gehen nur mit Betrübniß an die Entschleierung solcher lange verhüllten Wahrheiten. Die dabei Betheiligten sind alle todt. Wir gönnen ihnen die ewige Ruhe und wollen ihr Grab nicht beschimpfen, ihre Manen nicht kränken. Aber die Noth der Zeit zwingt, daß wir uns klar machen,

was gefehlt worden ist in der äußern wie in der innern Politik. Große Sorgen um die Zukunft machen es unumgänglich, die Vergangenheit scharf in's Auge zu fassen. Da treten uns aus der Regierungszeit des vorigen Königs zwei verhängnißvolle Namen entgegen, Hardenberg und Altenstein, an die sich Alles anknüpft, was schlimm und unglücklich war für Preußen. Wir heben nur die schlagendsten Thatsachen hervor, die einst lebhaft gutgeheißen und vertheidigt wurden, gegen die man kaum etwas sagen durfte, deren unglückselige Folgen nun aber Jedermann vor Augen liegen.

Hätte Hardenberg im Sinne Steins, Blüchers, des Tugendbundes gehandelt, und die ihm dargebotene Hand Oesterreichs ergriffen, so würde Warschau niemals russisch geworden seyn, so würden die Kosaken nicht eine Tagreise von dem offenen Breslau stehen, so würde Ostpreußen nicht durch einen kleinen Marsch die Weichsel aufwärts abgeschnitten seyn, so würde nicht, wie der Verfasser der Pentarchie triumphirend sagt, der russische Keil zwischen Preußen und Oesterreich hineingetrieben seyn, so würde dem Volk wenigstens ein großer Theil der bittern Klagen über die heillosen Folgen der russischen Grenzsperre, und der Regierung eine schwere Sorge erspart worden seyn.

Wenn Hardenberg im Sinne Steins, Blüchers, des Tugendbundes, des rheinischen Merkurs gehandelt hätte, so würde die Rheingrenze geschützt, so würden Straßburg und Metz Bundesfestungen geworden seyn, so würden die süddeutschen Staaten vor Frankreich gesicherter seyn und bei jeder neuen Kriegsgefahr nicht in die Verlegenheit kommen, auf's Neue überlegen zu müssen, ob sie mehr bei der Rheinbundspolitik von 1806, die gegen Preußen gerichtet war, oder bei der nationalen Politik von 1813, die Preußen zu Gute kam, zu gewinnen haben. Wer sieht nicht ein, daß Preußens Stellung in Deutschland ungemein geschwächt worden ist durch den Leichtsinn, mit dem

in den beiden Pariser Frieden Hardenberg Straßburg hat fallen lassen.

Wenn Hardenberg im Sinne Steins und der wahren preußischen Patrioten gehandelt hätte, so würde er das an Preußen so anhängliche Ostfriesland nie haben fahren lassen. Es ist den Zeitgenossen wohl kaum mehr erinnerlich, wie erbittert Stein über diesen Streich war, der den Engländern so wohl gelungen ist. Dagegen begreift jetzt wohl Jeder, daß wenn Preußen sich damals der ostfriesischen Nordseeküste versichert hätte, es sich alle die unendlichen Quälereien erspart haben würde, mit denen es seit Gründung des Zollvereins zu kämpfen hatte, und daß der Zollverein jetzt bis zur Nordsee ausgedehnt wäre, bis wohin ihn nicht kommen zu lassen die Engländer mit eben so viel Entschlossenheit als Erfolg kämpfen.

Wenn Hardenberg im Sinne Steins und der wahren Patrioten seiner Zeit das versprochene Verfassungswerk gefördert hätte, so würde der damalige allgemeine Enthusiasmus für Preußen sich noch gesteigert haben, wogegen er durch das entgegengesetzte System, welches Hardenberg einschlug, plötzlich erkalten, in Mißtrauen, Groll und Antipathie umschlagen mußte. Wenn der redlichste Wille, die besonnenste und wohlgesinnteste Politik Preußens in neuerer Zeit der ungerechtesten Verunglimpfung und dem ganzen Mißtrauen der Presse ausgesetzt ist, so trägt davon nur jene ältere Politik die Schuld, von der man noch immer glaubt, sie bestehe fort, obgleich die neue Regierung einen so ganz andern und bessern Weg eingeschlagen hat.

An die Verfassungsfrage knüpft sich die Preßfrage. Wäre die patriotische Presse nicht in Preußen gewaltsam unterdrückt worden, so würde es ganz unmöglich gewesen seyn, daß an ihrer Stelle eine wesentlich auf Haß des christlich-deutschen Elementes gestellte und durch und durch von jüdischen und französischen Tendenzen eingenommene Presse hätte aufkommen können. Ohne

Zweifel hat weder Hardenberg noch irgend einer seiner Anhänger an diese Folgen gedacht, als sie die patriotische Presse unterdrückten, aber sie sind nichtsdestoweniger verantwortlich, weil sie sich angemaßt, den guten Geist zu verbannen, ohne die Macht zu besitzen, die Einkehr des bösen zu verhüten. Die Folgen erweisen sich nun für Preußen selbst, dem Hardenberg zu dienen glaubte, als höchst verderblich. Die schlechte Presse ist eine Preußen eben so feindselige als beinahe unüberwindliche Macht geworden, weil das Publikum an sie gewöhnt ist, ihrer nicht mehr entbehren kann und viele tausend industrielle Existenzen einmal an sie geknüpft sind."

Zur Beurtheilung Hardenbergs ist noch zu bemerken, daß derselbe ein Hannoveraner war und im Interesse Hannovers und seiner dortigen Verwandtschaft bei den Unterhandlungen manches zuließ, was sonst ein preußischer Minister nimmermehr hätte zulassen sollen. Das gilt insbesondere von der ostfriesländischen Frage. Ostfriesland war durch Erbrecht längst an Preußen gekommen und das Volk gut preußisch gesinnt. Nach seinen großen Leistungen im Kampf gegen Napoleon konnte Preußen sein Ostfriesland gewiß mit gutem Grunde zurückfordern, wie der alte Hesse sein Kurfürstenthum. Es schien sich von selbst zu verstehen und man erwartete es nicht anders. Hardenberg aber verpflichtete sich heimlich im Namen Preußens in der Reichenbacher Uebereinkunft am 14. Juni 1813, ein noch nicht genauer bezeichnetes Gebiet, in dem jedoch Hildesheim inbegriffen seyn sollte, an Hannover abzutreten. Der Artikel war geheim gehalten und noch geheimer wurde die eigentliche Absicht versteckt, sofern der Artikel selbst sie nicht aussprach. Die Absicht war nämlich von Anfang an, Ostfriesland mit Hannover zu vereinigen, damit es nicht preußisch würde, damit Preußen ein- für allemal das ganze Nordseeufer versperrt werde. Wer möchte zweifeln, daß Hardenberg diese Absicht gekannt hat, sie aber völlig ignorirte. Hätte

man im Heer und Volk Preußens damals nur ahnen können, was sich Hardenberg heimlich herausgenommen hatte, so wäre er dem Fluch der Unpopularität so gänzlich verfallen, daß ihn der König hätte entlassen müssen. Aber der geheime Artikel blieb in den Akten verschlossen. Nicht einmal die Generale erfuhren etwas davon, so daß Bülow, als er mit seinem Armeecorps nach der Schlacht bei Leipzig das nordwestliche Deutschland vollends von den Franzosen säuberte, ganz ohne Arg im Namen Preußens Ostfriesland in Besitz nahm. Man ließ ihn in diesem guten Glauben und lachte ihn nur heimlich aus. Die ganze Angelegenheit blieb unbesprochen, der Krieg ging zu Ende und erst ganz spät wurde unter vielen andern Ländervertheilungen auch die Zutheilung Ostfrieslands an Hannover bekannt.

Rußland hat Preußen unter der Maske warmer Freundschaft damals am meisten geschadet. Es nahm als selbstverständlich an, daß es der eigentliche Befreier Preußens sey und daß ihm dieses dafür nicht genug danken könne. Wenn hier überhaupt von Dankbarkeit die Rede seyn kann, so mußte sie gegenseitig seyn. Nachdem Rußland im Frieden von Tilsit den preußischen Bundesgenossen nicht nur zu Gunsten Napoleons aufgegeben, sondern sogar die preußische Beute getheilt und das ansehnliche Gebiet von Bialystock, was Preußen gehört hatte, sich von Napoleon hatte schenken lassen, war Preußen zu keiner großen Dankbarkeit gegen Rußland verpflichtet und hätte allen Grund gehabt, sich künftig vor diesem Bundesgenossen in Acht zu nehmen. Wenn es im Frühjahr 1813 den wenigen Russen, die damals unter Kutusow der flüchtigen und zerrütteten französischen Armee nachjagten, mit seinen beiden parat stehenden Divisionen, York und Bülow, die preußische Grenze abgesperrt, also Napoleon den Rücken gedeckt und dessen Rückkehr mit Verstärkungen abgewartet hätte, so würde kein Russe über den Niemen gekommen seyn und Napoleon hätte noch Streitkräfte genug gehabt, um 1813 nach-

zuholen, was er 1812 versäumt hatte, um Rußland gründlich niederzuwerfen, und in diesem Falle würde Napoleon gern Preußen reichlich auf Rußlands Kosten entschädigt haben. Also war Rußland Preußen großen Dank schuldig, daß in Berlin kein solcher Plan gefaßt wurde.

Das Bündniß Preußens mit Rußland war unumgänglich, weil das preußische Heer und Volk nicht mehr Napoleons Joch ertrug. Aber gerade durch diese Stimmung im Heer und Volk mächtig unterstützt, hätte die preußische Regierung im Bewußtseyn ihrer Kraft Rußland Bedingungen vorschreiben sollen, ehe sie sich für dessen Sache entschied. Eine der ersten und nothwendigsten Bedingungen wäre gewesen, daß Rußland seine Absicht, Polen zu annectiren, hätte aufgeben müssen. Hardenberg hätte den König darauf aufmerksam machen müssen, welche Gefahr in der Zukunft eine Herrschaft der Russen in Warschau, Modlin, Zamosk und Kalisch seyn würde. Der schlaue Russe köderte damals Preußen mit der festen Zusicherung, wenn es die Einverleibung Polens in Rußland zugäbe, solle dafür das ganze Königreich Sachsen Preußen einverleibt werden. Preußen ging gutmüthig darauf ein, kaum aber hatte es auf dem Wiener Congreß Polen an Rußland bringen helfen, so brach Rußland sein gegebenes Wort und vereinigte sich mit den Gegnern Preußens, ihm nur die kleinere und ärmere Hälfte von Sachsen zukommen zu lassen. Man hat geglaubt, der Minister Stein, welcher, von Napoleon geächtet, Preußen verlassen, nach Rußland gegangen und als Vertrauter des russischen Kaisers in dessen Gefolge nach Deutschland zurückgekehrt war, habe Einfluß auf ihn geübt. Sogar Arndt hat sich darüber noch getäuscht. Stein befand sich zwar mit auf dem Wiener Congreß, hatte aber keine Stimme.

Der Kaiser bediente sich Steins nur eine gewisse Zeit hindurch als seines Werkzeuges und warf ihn nach gemachtem Gebrauch wieder weg. Wie mag man auch die russische Politik

für so naiv und unschuldig halten, daß sie sich von einem deutschen Ehrenmanne werde Moral predigen lassen. Die russische Politik hat damals, wie immer, nur ihren Nutzen berechnet, und gegenüber Frankreich mußte sie sich eine Zeitlang liberal färben, den Schein der Freisinnigkeit und einer sittlichen Entrüstung über das Unterdrückungs-, Raub- und Eroberungssystem Napoleons geben. Wir sagen „Schein", denn es wäre einfältig, von der russischen Politik zu glauben, sie hätte jemals im Ernst die Freiheit der Völker gewollt, sie, welche kurz vorher die Freiheit der Polen unter ihre Füße getreten hatte. Oder die russische Politik hätte einen Abscheu vor den ungerechten Besitzergreifungen Napoleons gehabt, sie, welche seit einem Jahrhundert unaufhörlich erobert, die Nachbarn beraubt und erst vor wenigen Jahren dem befreundeten Preußen den großen Bezirk von Bialystock abgeführt hatte.

Kaiser Alexander brauchte Stein zum Werkzeug, um durch Aufregungen in Deutschland Napoleon im Rücken zu bedrohen. Als aber nach dem schrecklichen Winter die russischen Armeen vorwärts gingen und es mit der Befreiung Deutschlands Ernst werden sollte, war es nicht der Freiherr von Stein, dessen Rathschlägen der Kaiser Gehör gab. Der Kaiser befolgte vielmehr hinter Steins Rücken eine Deutschland verderbliche Politik. Das sog. deutsche Befreiungswerk sollte blos eine vorübergehende militärische Maßregel seyn, um den Russen die letzte Besiegung Napoleons zu erleichtern. Von einer dauerhaften Consolidirung Deutschlands, von einer Wiedergeburt, wie sie Stein sich dachte, wollte Rußland nichts wissen. Auch die berühmte Proclamation von Kalisch war in diesem Sinn nur auf Schrauben gestellt, und Rußland behielt sich die Protektion vor. Während Stein dem Kaiser immer vergebens anlag, eine combinirte, russisch-englische Expedition in Norddeutschland landen und die Völker allarmiren zu lassen, verhandelte der Kaiser heimlich mit Schweden und Dänemark und

ließ durch den Fürsten Dolgoruki förmlich einen Vertrag abschließen, nach welchem Schweden zum Ersatz für das an Rußland verlorene Finnland Norwegen, Dänemark aber zum Ersatz für Norwegen die deutschen Hansestädte erhalten sollte. War das eine Politik, wie sie der Einfluß Steins auf den Kaiser Alexander hätte haben sollen? Wußte Stein überhaupt von dem ganzen schnöden Handel? Würde er, wenn er erfahren hätte, daß die Russen sich erfrechten, deutsche Provinzen an Dänemark zu verkaufen, nicht seine Mission den Russen sogleich entrüstet vor die Füße geworfen haben? — Im Uebrigen ist bekannt, daß die russische Intrigue, die uns um die Hansestädte bringen sollte, von keiner deutschen Macht, sondern nur von den Engländern hintertrieben worden ist.

Genug, Stein übte keinen Einfluß auf den Kaiser Alexander, sondern wurde von ihm nur benutzt und dupirt, nachher verächtlich bei Seite geworfen.

Hatte sich Preußen über die falsche Freundschaft Rußlands zu beklagen, so nicht minder über den Undank der Engländer und Holländer. Die Engländer hätten ihr Hannover nie wieder bekommen, wenn es ihnen die Preußen nicht zurück erobert hätten. War es nicht genug, daß es Hannover wiederbekam und noch mehr dazu? War es ehrlich, den englischen Prinzen, dem man Hannover als selbständiges Königreich zutheilte, im Einverständniß mit Oesterreich mit solchen Mitteln zu versehen und dahin zu instruiren, daß er als ein feindlicher Vorposten des Auslands auf deutschem Boden selbst gegen deutsches Interesse handeln konnte und sollte? Denn Hannover gab sich dazu her, in Verbindung mit Holland und Dänemark erstens Preußen einzuzwängen, daß es nicht an die Nordsee kommen konnte, und zweitens zum Vortheil Englands überhaupt den deutschen Handel einzuengen und zu beschränken und das Aufkommen einer deutschen Bundesmarine unmöglich zu machen. Es hemmte den Verkehr nach Hamburg

und Bremen und half alle wohlgemeinten Anträge Preußens, nach Moltke's Plane die Nordküsten zu befestigen, vereiteln. Holland ging in seiner Undankbarkeit noch weiter. Obgleich es seine Befreiung vom Joch Napoleons den Preußen zu verdanken hatte und der Wiener Congreß ausdrücklich die Rheinschifffahrt für frei erklärte, sperrte Holland dennoch ihre Einmündung zu und stimmte am Bundestage, der Politik Metternichs gemäß, stets mit Hannover und Dänemark vereint gegen Preußen, dessen Minister Hardenberg aus Haß und Trotz gegen die Patrioten von 1813, die ihn begreiflicherweise nie hatten leiden können, mit schadenfrohem diplomatischem Lächeln alle ihre Hoffnungen zu Schanden machte, sofern er einfach Metternich nachgab.

Nach der Schlacht bei Leipzig war es nicht mehr an der Zeit, daß die Deutschen sich unter einander selbst um ihre Länderfetzen stritten, da erobertes Land genug vorhanden war, um alle zu befriedigen. Man hätte nur Elsaß und Lothringen sammt Belgien wieder zu Deutschland ziehen dürfen. Nun aber gelang es Metternich mit Hülfe des Auslands, Preußen, sofern es Sachsen haben wollte, als eine raubgierige und ungerechte Macht hinzustellen, überall in Deutschland selbst für das arme Sachsen Sympathien zu erwecken und schließlich Preußen um seinen erwarteten Lohn zu verkürzen. Denn auch Rußland ließ jetzt das allzu leichtgläubig gewesene Preußen im Stich und nahm sein Versprechen hinsichtlich Sachsens zurück. Kaiser Alexander, der hinter seinem liebreizenden Lächeln wie hinter seiner Frömmelei immer nur eine tiefe Arglist verbarg, gab Gewissensscrupel vor, die ihn abhielten, den armen König von Sachsen des Thrones für verlustig zu erklären. Mit derselben tiefen Arglist affectirte er damals, der wärmste Freund der polnischen Nationalität zu seyn, so daß er, als ihm die übrigen Großmächte doch wenigstens nicht ganz Polen lassen wollten, eine große Insurrection der Polen im Namen und zur Erhaltung ihrer Nationalität

selber befahl und leitete. Diese russische Sentimentalität war eines Hohngelächters der Hölle werth. Wie schrecklich haben die armen Polen für ihre damalige Leichtgläubigkeit büßen müssen! Ohne sich zu sträuben, ja mit Enthusiasmus folgten sie der russischen Verlockung und halfen sich selber die Ketten ihres Elends anlegen.

Preußen erhielt also die Abrundung, die es gewünscht hatte, nicht. Zwischen Ost- und Westpreußen einer- und Schlesien andrerseits schob sich Rußland ein, so daß die russische Grenze nur wenige Tagereisen von Berlin entfernt blieb. Dagegen schob man Preußen bis nach Trier vor, ohne den ihm dort überlassenen Provinzen eine hinreichende Ausdehnung zu geben, um jeden Angriff Frankreichs von dieser Seite her energisch zurückweisen zu können. Der englische Neid litt nicht, daß das preußische Gebiet bis zur Nordsee gelangte. So blieb Preußen in einer langen Linie von Memel bis Trier ausgestreckt und mitten durchschnitten, mit seinen 17 Millionen Seelen viel zu schwach, um es weder mit Frankreich hier, noch mit Rußland dort aufnehmen zu können. Zum Ueberfluß erhielt es anstatt seiner frühern protestantischen Provinzen (Ostfriesland, Anspach und Baireuth), die es nicht wieder bekam, neue katholische Unterthanen in Westphalen und den Rheinlanden, so daß sich der Unsicherheit seiner äußern Grenzen auch noch der innere Zwiespalt der Confessionen hinzugesellte.

Der englische Neid duldete nicht einmal, daß Belgien und Lüttich dem deutschen Bunde einverleibt wurden, da doch sämmtliche, vormals österreichische Niederlande und das Bisthum Lüttich zum deutschen Reiche gehört hatten. Die Niederlande sollten ausschließlich unter englischen Einfluß kommen und mit Hannover gemeinsam in Norddeutschland Preußen die Waage halten. Eine Zeitlang dachte man daran, den Franzosen Elsaß und Lothringen wieder zu nehmen, aber es geschah nicht. Obgleich die

Wiederkehr Napoleons von der Insel Elba den schlagenden Beweis lieferte, wie schlecht man im ersten Pariser Frieden die deutschen Grenzen gesichert hatte, indem Straßburg sich sogleich wieder für Napoleon erklärte, wurden dieselben Grenzen doch auch im zweiten Pariser Frieden nicht besser geschützt. Der Vorschlag, dem Erzherzog Karl oder aber dem Kronprinzen von Württemberg Elsaß und Lothringen zu geben, ging nicht durch. Das erstere wollten sich Rußland und Preußen, das andere Rußland und Oesterreich nicht gefallen lassen. Rußland war fest entschlossen, Elsaß und Lothringen bei Frankreich zu lassen, damit Deutschland auf dieser Seite immer schwach bleibe und es russischen Beistands bedürfe. Trotz seiner Verschwägerung mit dem Kaiser Alexander mußte daher der Kronprinz von Württemberg zurücktreten. Außer Preußen erhielt nur noch Bayern ein kleines Besitzthum über dem Rhein, nicht um Deutschland gegen Frankreich schützen zu können, denn dazu blieb es viel zu schwach, sondern um durch die Nähe Frankreichs nur selber stets bedroht und compromittirt zu seyn.

Einige Patrioten, die es in ihrer Einfalt gar nicht für möglich hielten, daß das deutsche Volk für seinen Heldenmuth und für seine großen Opfer gar nichts zum Dank erhalten sollte, bildeten sich immer noch ein, was Deutschland äußerlich an seinen Grenzen verlöre, würde ihm innerlich wenigstens durch seine neue Verfassung ersetzt werden. Insbesondere drang Graf Münster auf ein freies deutsches Verfassungswesen nach englischem Muster, aber nur um mit dieser Spielerei die Deutschen vergessen zu machen, wie sehr sich England an Deutschland in Bezug auf dessen äußere Sicherstellung versündigt hatte. Von einer Nationalvertretung konnte in Deutschland ohnehin nicht die Rede seyn, da alle Staaten sich hier von einander abschlossen. Nur innerhalb der mittlern und kleinern ehemaligen Rheinbundstaaten kam ein Verfassungswesen zu Stande, aber jeder Staat

behielt seine Einzelverfassung für sich und wenn die Volksvertreter allgemeine deutsche Angelegenheiten besprachen, blieben sie unbeachtet oder der Bundestag wies sie in die Schranken ihrer Ohnmacht.

Bei alledem stellte sich Rußland, als sey es liberal und wünsche für Deutschland eine freie Verfassung. So hatte auch die scheinbare Gunst, die Kaiser Alexander dem Verfassungswesen der Mittelstaaten zuwandte, nur den Zweck, sie gegen das noch absolutistisch gebliebene Oesterreich und Preußen zu hetzen und ihnen sein Protectorat annehmlich zu machen. Diese Politik ist am besten in der russischen Denkschrift von 1834 enthüllt worden.

Inzwischen war das deutsche Volk nach glorreicher Beendigung der Freiheitskriege und noch in der ersten Siegesfreude vertrauensvoll und sorglos, ließ den Wiener Congreß gewähren und kam erst nach und nach zu der Erkenntniß, daß die Gründung des deutschen Bundes doch sehr viel weniger sey, als was Deutschland nach so großen Opfern verdient hatte. Das deutsche Reich war nicht wieder hergestellt worden. Die Grenzen des neuen deutschen Bundes waren, obgleich man so große Siege erfochten hatte, doch enger geworden als die des alten Reichs. Die neue Föderation war eine Monstrosität, ein unnatürliches Conglomerat von größern, mittlern, kleinen und kleinsten Staaten, ein Arrangement, was nicht Deutschland, sondern nur Oesterreich und dem Ausland von Nutzen seyn sollte; eine Sanctionirung der innern Uneinigkeit und des fremden Einflusses in Deutschland. Oesterreich hatte sich als ein compaktes Ganze abgerundet, präsidirte dem deutschen Bundestag in Frankfurt, konnte hier Preußen beständig überstimmen, dominirte auch in Italien, harmonirte mit Rußland und Frankreich im Legitimitätsprincip und in der Unterdrückung jeder nationalen Regung in Deutschland, jedes Freiheitssinnes im übrigen Europa, beschwich-

tigte England dadurch, daß es ihm den deutschen Markt und den Einfluß in Hannover offen hielt und hatte das besondere Glück, daß auch die preußische Regierung die deutsche Politik fallen ließ. Die russische Verwandtschaft trug dazu am meisten bei. Durch den Mord Kotzebues wurde die Art und Weise enthüllt, wie der Kaiser von Rußland die letzten Regungen des Patriotismus von 1813 in Deutschland überwachte, um sie unterdrücken zu lassen.

Auch die vormaligen Rheinbundstaaten, da sie von dem besiegten Frankreich zunächst keine Vortheile mehr zu erwarten hatten, hielten sich an Oesterreich, von dem sie schon gleich im Anfang des Krieges waren in Schutz genommen worden, wollten doch aber auch nicht zu sehr von Oesterreich abhängig werden, suchten daher in engere, zum Theil verwandtschaftliche Verbindung mit Rußland zu kommen, so daß die eigentliche Oberleitung des europäischen Festlandes nicht in dem Maaße in Metternichs Händen lag, als in denen des russischen Kaisers.

Somit schien Preußen eine Zeitlang seine Bedeutung für Deutschland ganz verloren zu haben. Die patriotische Begeisterung von 1813, die in der Jugend nachglühte, wurde nicht mehr an der Zeit, unschicklich, anmaßend erachtet, endlich polizeiwidrig. Berlin, nicht mehr die Hauptstadt eines Volks in Waffen, der Vorort Deulschlands, der Sitz der Seele der deutschen Nation, der Hort aller deutschen Interessen, wurde zur „Metropole der Intelligenz". Wissenschaftlicher Ruhm sollte den Patriotismus verdrängen mittelst einer Philosophie, welche die Menschheit vergötterte, mittelst einer Naturforschung, welche den Patriotismus für einen blos „thierischen Trieb des Blutes" erklärte, mittelst einer minutiösen Gelehrsamkeit, welche alles Wissenswürdige in der Welt umfassen, nur aber von den vaterländischen Angelegenheiten nichts sollte wissen wollen. Sogar das Turnen wurde verboten, als zu roh und ungeschlacht für

eingebildete Geister. Natürlicherweise athmeten nun auch in den vormaligen Rheinbundstaaten alle Anhänger der frühern napoleonischen Zeit wieder frei auf und wurde die deutsche Gesinnung überall wieder verdrängt durch Wiederaufwärmung der kosmopolitischen Tendenzen des vorigen Jahrhunderts, und durch den modernen Liberalismus.

Die Völker waren überall unzufrieden, denn seit dem Wiener Congreß regierte die sog. europäische Pentarchie, die Vereinigung der fünf vorherrschenden Großmächte in den periodisch wiederholten Conferenzen und Congressen zu Aachen, Troppau, Laibach, Verona mit dem System der Legitimität, der ausschließlichen Berechtigung der legitimen Dynastien gegenüber den Principien der glücklich geendigten französischen Revolution, also jeder Volkserhebung für Freiheit, jeder nur einigermaßen energischen Volksvertretung und gegenüber neuen Usurpationen, wie es das Eindringen der Familie Bonaparte in die Reihe der alten legitimen Dynastien gewesen war. Die Völker sollten nur noch blind gehorchen. Die eine Nation war unnatürlich in Vielstaaterei getrennt, die Bestandtheile ein und derselben Nation unnatürlich auseinander gerissen und dem Ausland unterworfen; dann waren wieder mehrere Nationen eben so unnatürlich in ein Staatsganzes zusammengezwungen. Nun sehnten sich die getrennten Glieder zur Wiedervereinigung und die zusammen geketteten Nationalitäten nach Losreißung. Daraus ging eine allmälig wachsende doppelte Opposition gegen die europäische Pentarchie hervor. Eine liberale, welche sich zunächst in den romanischen Ländern ausbildete, und nur im Innern des Staats ausgedehntere Freiheiten, Beschränkung der fürstlichen Alleingewalt und Beseitigung des reaktionären Systems und der Mißregierung verlangte, in Frankreich, Spanien, Italien. Und eine nationale Opposition, welche zunächst in der Türkei von Griechen, Slaven und Rumänen ausging, die sich vom Joch

der Türken befreien wollten, sodann von Polen, die gern das russische, und von Iren, die gern das englische Joch abgeworfen hätten.

In Deutschland herrschte ebenfalls vielerlei Unzufriedenheit, unmittelbar nach den Kriegen noch ein patriotischer Zorn, dem bekanntlich Görres den kräftigsten Ausdruck in seinem rheinischen Merkur verlieh. Er zuerst verglich, was die Deutschen Großes im Kriege geleistet hatten, mit dem kleinen Lohn, der ihnen dafür zu theil wurde. Nach so großen Siegen der deutschen Nation rechnete er und rechneten damals viele mit ihm auf volle Wiederherstellung des deutschen Reichs in seinen frühern Grenzen, also auf Zurücknahme des Elsaßes und Lothringens, die uns von den Franzosen so schnöde waren geraubt worden, auf Wiederaufnahme der Niederlande in's deutsche Reich, dessen natürliche Bestandtheile sie ein Jahrtausend hindurch gewesen sind. Allein Görres wurde mit seinem redlich gemeinten Patriotismus vom österreichischen Gentz auf Metternichs Befehl und von den Berliner Schmalzgesellen nach russischem Impulse, als Wahnsinniger verhöhnt, als Rebell verfolgt. Wurde die patriotisch gesinnte Partei theils durch die Verfolgung eingeschüchtert, theils durch die altpreußische Loyalität in Schranken gehalten, so kam an ihrer Stelle eine andere Oppositionspartei im westlichen Deutschland auf, die von vorn herein kein nationales Ziel hatte, weil sie auch zunächst nur in den vormaligen Rheinbundstaaten begann und nur dem französischen Liberalismus in die Schuhe trat. Die Rheinbundfürsten nämlich waren so schlau gewesen, ihren Ländern und Ländchen nach Napoleons Sturz Verfassungen zu geben, welche der französischen Charte nachgeahmt waren, zu dem doppelten Zweck, sich bei ihren Unterthanen populär zu machen (was sie wegen unter Napoleons Schutz geübter Tyrannei nicht waren), und sich an Frankreich freundlich anzulehnen, um in Zukunft wieder wie früher eine Stütze gegen die beiden

deutschen Großmächte zu finden. Die neuen Verfassungen schienen ihnen überdies nicht gefährlich werden zu können, da ja der Bundestag vorhanden war, der ein Ausschreiten der ohnehin ohnmächtigen Landstände der Mittel- und Kleinstaaten nicht geduldet haben würde. Die constitutionelle Komödie, die nun in allen Hauptstädten der Mittel- und Kleinstaaten aufgeführt wurde, war ganz geeignet, den bürgerlichen Mittelstand so in Anspruch zu nehmen, daß er über dem Markten um kleine Fortschritte in der innern Politik und über der Befriedigung parlamentarischer Eitelkeiten die große Aufgabe der Nationaleinheit vollends ganz vergaß. Der Adel hielt durchgängig zu den Höfen, das Landvolk blieb passiv.

Der deutsche Liberalismus verrieth die französische Schule in jeder Beziehung. Die Winkelparlamente ahmten alles nach, was die Doctrinäre der französischen Kammer ersannen, und rißen mit ihren neuen Gesetzesanträgen mit manchen Mißbräuchen der bisherigen Verwaltung doch auch sehr viel gutes deutsches altes Herkommen ein und ersetzten es im Sinne des französischen Centralismus, und damit waren die Ministerien meist einverstanden, weil dadurch der Bureaukratismus wesentlich verstärkt wurde. Sodann trug der Umstand, daß Preußen noch keine Verfassung octroyirt hatte, daß es noch wie Oesterreich und Rußland im monarchischen Absolutismus verharrte, nicht wenig dazu bei, im Bereich des süd- und westdeutschen Liberalismus auf's neue heftige Antipathien gegen Preußen zu erwecken, wodurch die der Rheinbundszeiten wieder aufgefrischt wurden, und wer noch an die großen Verdienste Preußens um Deutschland im Jahr 1813 zu erinnern wagte, nur Hohn erntete. Damit hing ferner die affectirte, jedenfalls übertriebene Sympathie der deutschen Liberalen mit den Insurrectionen in Italien, Griechenland, Ungarn und Polen zusammen, die Schwärmerei für andere Nationen ohne irgend eine Rücksicht darauf, daß die italienische,

ungarische und polnische Insurrection „Tod den Deutschen"! auf ihre Fahnen geschrieben hat.

Indessen war die Berliner Regierung doch nicht so ganz von der österreichischen und russischen influirt, daß sie nicht plötzlich wieder einen höchst zeitgemäßen Schritt gethan hätte, der Deutschland dem Ziele seiner Einigung um ein merkliches näher bringen sollte. Preußen benutzte die durch die französische Julirevolution veranlaßte Aufregung in Deutschland, um mit dem Vorschlag des Zollvereins hervorzutreten und denselben durchzuführen. Es konnte keinen glücklichern Griff thun, als den Undank derjenigen Deutschen, die das Jahr 1813 vergessen hatten, durch das Geschenk des Zollvereins zu beschämen und die erkünstelten Antipathien der Doctrinäre durch die natürlichen Sympathien der materiellen Interessen zu neutralisiren. Metternich hatte mit seinem Bundessystem Preußen gleichsam eingeschnürt, daß es sich nicht weiter rühren konnte, als innerhalb seiner eigenen unbequemen Grenzen. Damit Deutschland nie zu einer wahren Einheit gelangen könne, hatte Metternich den Particularismus bis zu dem Grade übertrieben, daß alle Länder und Ländchen deutschen Bundes durch Mauthen von einander abgesperrt blieben. Dieses Netz zerriß jetzt Preußen mit einemmal, indem es erst den südwestlichen, etwas später auch den nordwestlichen Theil der vormaligen Rheinbundstaaten im Zollverein zu einem neuen Ganzen constituirte. Blieb daneben auch noch der übrige bundesstaatliche Particularismus bestehen, so brachten doch die großen materiellen Vortheile des freieren Verkehrs und der reichlichern Einnahmen im Zollverein den Handels- und Gewerbestand je mehr und mehr zu der Einsicht, daß die Zolleinigung früher oder später auch eine politische nach sich ziehen müsse.

Als der alte vielgeprüfte König von Preußen 1840 hinschied, erwarb sich sein Nachfolger, der kaum weniger vielgeprüfte

Friedrich Wilhelm IV ein doppeltes Verdienst dadurch, daß er dem unter dem Ministerium Altenstein auf Universitäten und Schulen schon allzuweit ausgebreiteten Unglauben wieder Schranken zog und zum erstenmal die Vertreter der Provinzen zusammenberief, worauf Preußen eine neue Verfassung erhielt und in die Reihe der constitutionellen Staaten eintrat.

Das erstgenannte Verdienst wurde dem König wenig verdankt. Daß die christliche Religion wieder mehr geachtet und in den Schulen besser gepflegt werden sollte, wollte einer großen Menge eitler Professoren und hochmüthiger Schulmeister nicht in den Kopf und wurde als ein unverzeihlicher Rückschritt der Regierung verschrieen. Das frühere Ministerium Altenstein hatte nämlich, je weniger es dem politischen Liberalismus Raum geben durfte, desto mehr den kirchlichen begünstigt, ja sogar provocirt. Derselbe sollte dem politischen zum Ableiter dienen. Unter dem Aushängeschild der Lehrfreiheit durfte gegen die Kirche, die symbolischen Bücher, die Glaubwürdigkeit der h. Schrift, gegen das Christenthum und die Religion überhaupt alles gesagt, gelehrt und gedruckt werden. Wer sich in diese Gattung von Opposition vertiefte, ließ die politische bei Seite liegen und durfte sich sogar schmeicheln, für loyal gehalten zu werden. Denn der Eifer, mit welchem die Lutheraner in Schlesien der Union mit den Reformirten widerstrebt hatten, war der Regierung unbequem geworden, die ersteren wurden sogar als Rebellen gemaßregelt. Also thaten sich die gemeinen Rationalisten, die im Heiland nur noch eine Art von Sokrates sehen wollten, und die zahlreichen Schüler Hegels, die keinen Gott mehr kannten außer ihrem eigenen Ich, nicht wenig darauf zu gute, die regierungsfreundliche Partei zu seyn, und verhöhnten jeden guten Christen als einen Wahnsinnigen oder Dummkopf. Dieser wohlfeile Heldenmuth machte sich der katholischen Kirche gegenüber im Deutschkatholicismus, der Unionskirche gegenüber, sofern in ihr das lutherische

und reformirte Bekenntniß noch gleich berechtigt waren, in den sog. Lichtversammlungen Luft. Beide Neuerungen machten viel Lärmen, ohne daß damit etwas Großes bewirkt worden wäre. Die alten Kirchen wurden dadurch nicht gestürzt und die mißgebornen neuen noch so genannten Kirchen beschränkten sich auf ein Minimum von Anhängern. Standhaft und geduldig wies der König alle die unsinnigen Zumuthungen ab, die ihm die unter dem Ministerium Altenstein zugeschulte und an nicht wenig Uebermuth gewöhnte Partei machte, als handele es sich darum, daß Preußen seinen Rang unter den europäischen Staaten nur behaupten könne, wenn es mit dem sog. Zeitgeist gehe. Am verderblichsten hatte Diesterweg als Chef des ganzen Volkschulwesens gewirkt, dessen Programm bekanntlich war, es bedürfe keiner Pfarrer mehr, sondern sey am Schulmeister genug. Es brauche keine Bibel mehr, sondern nur noch den Kosmos; der Glaube sey überflüssig, denn man habe ja das Wissen.

Das zweite Verdienst, welches sich der gewissenhafte König erwarb, war die Einberufung der Stände. Diese wurde von der ganzen liberalen Partei willkommen geheißen, man riß ihm aber das kaum angefangene Werk mit undankbarem Ungestüm aus den Händen, so daß es nicht ganz seiner Absicht gemäß zustande kam. Er hatte nämlich eine Vertretung des Volks nach altem deutschen Herkommen und nicht nach der neuen französischen Mode im Sinn. Er schwang sich überhaupt mit seiner lebhaften Phantasie, über die letzten Jahrhunderte hinüber, in die Zeiten des alten Reichs, weshalb ihn seine Gegner „den Romantiker auf dem Throne" nannten. Damit hing seine Vorliebe für den Ausbau des Kölner Doms zusammen, in welchem er ein Sinnbild des vielgegliederten und doch einigen deutschen Reiches sah, wie es seyn sollte. Was er nicht selbst vollbringen konnte, das hoffte er von der Zukunft. In der Rede, die er bei der Einweihung des hauptsächlich durch ihn beförderten Weiterbaus

des herrlichen Domes hielt, sagte er: „Möchten die Thore dieses Gotteshauses durch Gottes Gnade für Deutschland die Thore einer neuen großen, guten Zeit und die Triumphpforten des Geistes werden, der 1813 die Ketten brach, die Schmach des Vaterlandes, die Entfremdung der Rheinufer wandte!“ Das war wieder klare deutsche Politik. *) Aber die Zeitgenossen haben seinem großen Gedanken nicht nachdenken wollen, ihm überhaupt zu wenig Gerechtigkeit widerfahren lassen, wie es nicht wohl anders seyn konnte, da das sog. Zeitbewußtseyn, wie es wenigstens in der Presse vorherrschte, sich in der Wollust des Alleinrechthabens und des dem vaterländischen und religiösen Interesse abholden Liberalismus badete. Der König hatte nicht einmal Zeit, auch nur die ständische Vertretung in der Weise, wie er ursprünglich wollte, zu organisiren, denn der Sturm des Jahres 1848 kam über ihn. Die neue preußische Verfassung adoptirte die Schablone der französischen Charte, gleich der neuen österreichischen und allen andern deutschen Verfassungen. Somit hatte der französische Liberalismus ganz Deutschland erobert und wurden wir, wenn nicht von den Franzosen selbst, doch völlig wieder von ihrem Geist beherrscht, als wenn es niemals ein Jahr 1813 gegeben hätte.

Die stürmische Bewegung der Jahre 1848 und 49 nahm zwar einen nationalen Zweck zum Vorwand, aber das Phantom eines deutschen Kaisers sollte keineswegs verwirklicht werden. Es sollte nur dazu dienen, sämmtliche damaligen Throninhaber zu depossediren; statt des Kaisers aber wollte die große demokratische Partei nur einen republikanischen Convent. Auch die Einheit war nicht ernst gemeint. Die meisten Demokraten zogen Föde-

*) In einer längern Unterhaltung, deren mich der verewigte König im Jahre 1848 würdigte, setzte er mir seine Ideen darüber mit sichtbarem Behagen auseinander.

rativrepubliken, gleich denen der Schweiz und Nordamerikas vor. Die Anhänger des Alten wollten gleichfalls nur ihren Particularismus verewigen und die Fürsten überschütteten ihre Länder und Ländchen mit Freiheiten, um über der Freiheit die Einheit in Vergessenheit zu bringen. Unterdeß war auch das tief zerrüttete Oesterreich durch russische Hülfe wieder zu Kräften gekommen und der König von Preußen somit außer Stand gesetzt, die ihm von den National-Liberalen angebotene Kaiserkrone anzunehmen. Diese National-Liberalen in der Paulskirche, die bald darauf sog. Gothaer, hatten die Einheit über der Freiheit nicht so blind vergessen, wie die Demokraten, aber Fehler über Fehler begangen, indem sie sich zu tief mit den Demokraten eingelassen, zu sehr um Popularität gebuhlt, den König von Preußen zu wenig moralisch unterstützt und den Mißgriff mit dem Erzherzog Johann begangen hatten.

Während dieser Verwirrung in Deutschland sah Rußland ruhig und lauernd zu und ergriff den günstigen Anlaß, gebieterisch in die deutsche Machtsphäre einzugreifen. Von dem bedrängten Oesterreich um Hülfe angerufen, leistete es dieselbe aber nur, um Oesterreich dadurch tief zu demüthigen und es seine ganze Ueberlegenheit fühlen zu lassen. „Ungarn liegt Ew. Majestät zu Füßen“, meldete der russische Feldherr seinem Kaiser. Oesterreich aber suchte den einzigen Ersatz für seine Demüthigung darin, daß es sich mit demselben Rußland vereinigte, um auch Preußen zu demüthigen. Rußland hatte schon längst nach dem Schlüssel der Ostsee, d. h. nach dem Besitz Dänemarks getrachtet. Diesen Schlüssel an sich zu bringen, bot sich ihm jetzt die günstigste Gelegenheit, denn das dänische Königshaus war am Aussterben und durch eine Heirath dachte Rußland sich des dänischen Erbes zu versichern. Diese erste Intrigue wurde durch einen Todesfall vereitelt, doch war Rußland gleich mit einer zweiten bei der Hand, um Dänemark wenigstens in einer späteren Zeit

bequem annektiren zu können. Das war die bekannte Combination, nach welcher der sog. Protokollprinz von Glücksburg mit Uebergehung aller ältern erbberechtigten Agnaten die dänische Krone erben sollte. Starb er oder hinterließ keine Nachkommen, so trat unmittelbar Rußland in's Erbrecht ein. Dazu sollten die deutschen Herzogthümer Holstein und Schleswig ihre bisherigen Rechte verlieren und dem dänischen Einheitsstaate einverleibt werden. Durch diese Combination wurden die deutschen Nationalinteressen schwer bedroht. Damit aber Preußen als der einzige Staat, der diese Interessen in der Ostsee und an der Schley hätte schützen können, dies nicht vermöchte, gab sich die Wiener Politik dazu her, die russische Intrigue zu unterstützen und das unvorbereitete Preußen von Oesterreich und Rußland zugleich mit Krieg zu bedrohen, wenn es nicht nachgäbe. Unter diesen Umständen sah sich nun der König von Preußen genöthigt, durch seinen Minister von Manteuffel in Olmütz dem österreichischen Minister, Fürsten Schwarzenberg, und dem assistirenden russischen Gesandten alles, was sie verlangten, bewilligen zu lassen, die Anerkennung des Protokollprinzen, die Auslieferung Holsteins und Schleswigs an Dänemark, die schimpfliche Verauctionirung der deutschen Flotte. Um dem Sieg der österreichischen und russischen Diplomatie über deutsches Interesse und deutsche Ehre noch die Krone aufzusetzen, mußte sich Preußen auch bequemen, die Mißregierung in Kurhessen fortdauern zu lassen.

Indessen hatte Oesterreich seinen großen diplomatischen, freilich wenig ehrenhaften Sieg über Preußen nur dem russischen Mephistopheles zu verdanken, der hinter ihm stand und ihm secundirte. Eine so unpatriotische, Deutschland so schädliche und schimpfliche Politik erntete nun auch des Teufels Dank. Rußland, welches Oesterreich ganz in seiner Hand zu haben und Preußen verachten zu dürfen glaubte, wurde übermüthig und

hielt die Weltlage für günstiger als je, um den längst gehegten Plan endlich auszuführen und Constantinopel zu erobern. Es begann den Krieg schon drei Jahre nach dem Olmützer Vertrage. Grade vor vierhundert Jahren war Constantinopel von den Türken erobert worden und der Volksaberglauben prophezeite nach vierhundert Jahren die Wiedereroberung der Stadt durch ein Volk im Norden. Dieser Aberglauben wurde nun von Rußland benutzt, um den Krieg gegen die Türken als eine Art Kreuzzug, als einen heiligen Kampf für den Glauben zu betreiben. Die russische Presse log sich desfalls in einen frommen Eifer hinein, der nur dann natürlich gewesen wäre, wenn Rußland irgend eine Gefahr von Seiten der Türken gedroht hätte und eine Erhebung des Volks nöthig gewesen wäre. Dieselbe Presse sprach unsäglichen Hohn gegen den ganzen Westen Europas aus, wenn er etwa den Türken würde helfen wollen. „Das Kreuz im Herzen und Eisen in der Faust“ wollte das allein rechtgläubige, das heilige Rußland dem ketzerischen und heidnischen Europa ebenso Trotz bieten, wie den Türken, und, hieß es, „von Nikolaus auf der Hagia Sophia aufgerichtet, wird das Kreuz leuchten über die byzantinischen Lande.“ Die Westmächte rüsteten sich zum Schutz der Türkei und Oesterreich konnte sich doch unmöglich von Rußland ganz überflügeln lassen, vielmehr erforderte sein dringendstes Interesse, seinen Einfluß an der untern Donau gegen Rußland zu behaupten. Das that es nun auch nach einigem Zögern und nöthigte dadurch die russische Operationsarmee, hinter die Donau zurückzugehen. Frankreich und England setzten den Krieg in der Krim noch so lange fort, bis Rußland zum Frieden gezwungen wurde.

Diese Episode gereichte Oesterreich zum Verderben, denn nachdem es sich mit Rußland überworfen hatte, wurde es von Frankreich in Italien angegriffen. Wenn nun Preußen auf die deutschen Nationalinteressen eben so wenig Rücksicht hätte nehmen

wollen, wie es Oesterreich im Olmützer Vertrage gethan hatte, so würde es sich an Frankreich und Italien angeschlossen haben, um sich wegen Olmütz an Oesterreich zu rächen. Preußen aber hatte die großen Interessen Gesammtdeutschlands nie aus den Augen verloren und dachte nicht daran, sie seinem particularistischen Interesse aufzuopfern. König Friedrich Wilhelm IV war damals schwer erkrankt und sein Bruder, der Prinz von Preußen, Wilhelm, der die Regierung für ihn übernommen hatte, machte bereits die preußische Armee mobil und sandte sie nach dem Rhein, um seine Bundespflicht zu erfüllen und Oesterreich vertheidigen zu helfen. Die Franzosen hatten zwar die Lombardei schon erobert, wurden aber noch durch das furchtbare Festungsviereck aufgehalten und hätten sich zurückziehen müssen, um Frankreich gegen die Preußen zu vertheidigen. Oesterreich aber war von so tiefem Haß und Neid gegen Preußen erfüllt, daß es sich von Preußen nicht helfen lassen wollte und lieber in dem übereilten Frieden von Villafranca die Lombardei aufopferte. Man konnte einen ehrlichen Bundesgenossen, wie es Preußen war, nicht empfindlicher kränken.

Nun brach aber der Unwille im Innern Oesterreichs aus. Die braven österreichischen Truppen waren so elend geführt und so schlecht verpflegt worden, daß das so lange an Geduld gewöhnte Volk doch in gerechte Entrüstung gerieth. Die unwürdigsten Subjecte waren zu den höchsten Aemtern aufgestiegen, in der Verwaltung war durch die Judenwirthschaft alles corrumpirt. Die Lieferanten bereicherten sich, während die Soldaten hungerten. Ungeheurer Börsenschwindel verschlang das Staatsvermögen und häufte die Staatsschulden zu Milliarden an. Der Chef der Armeeverwaltung, der Finanzminister selbst endeten durch Selbstmord, als der Schleier der Betrügereien zum erstenmal gelüftet wurde. Da half sich die Regierung, indem sie eine neue liberale Reichsverfassung octroyirte und einen Reichstag ein-

berief. Ueber den neuen Freiheiten und dem eitlen Kammergeschwätz sollte das nationale Unglück vergessen werden. Diese liberale Komödie beruhigte nicht alle Kronländer. Die Ungarn trotzten. Indessen war ein hohler, prahlerischer und namentlich leichtgläubiger Liberalismus in ganz Deutschland so sehr Mode geworden, daß man die Noth in Oesterreich für eine Tugend ansah.

Grade damals hatte der Prinz von Preußen als König Wilhelm I den Thron bestiegen und nach einigen Ministerwechseln in dem Freiherrn von Bismarck den rechten Mann gefunden, der das preußische Staatsruder mit dem Geist und mit der Energie zu führen verstand, wie sie der deutsche Beruf Preußens erforderte. Der König selbst hatte gleich nach seinem Regierungsantritt eine durchgreifende Reorganisation der Armee in Angriff genommen und sich in Königsberg zum König von Gottes Gnaden krönen lassen. Beides wurde nicht begriffen oder gänzlich mißverstanden. König Wilhelm war an Jahren und Erfahrung gereift genug, um das preußische Volk, die preußische Geschichte zu kennen und den deutschen Beruf Preußens ganz so zu würdigen, wie in dem unvergeßlichen Jahr 1813, das er mit erlebt hatte. Auf ihm ruhte der Segen seiner Mutter und auf ihn bezog sich die Verheißung, deren oben schon gedacht wurde, ihre Kinder würden das 1807 zertrümmerte Preußen glorreich wieder herstellen. Beide Maßregeln des Königs, die Heeresreform und die Krönung, bedeuteten, daß er fest entschlossen sey, Preußen aus der unwürdigen Lage herauszureißen, in die es seit dem Wiener Congreß und Olmütz hauptsächlich durch Oesterreich und Rußland hineindiplomatisirt worden war. Das Heer sollte ihm dienen, sich unter allen Umständen ein zweites Olmütz zu ersparen, und die Krönung sollte nichts Geringeres bedeuten, als daß eine neue Aera für Preußen gekommen sey. Man muß dabei erwägen, daß seit

Friedrich I, der die preußische Krone zuerst auf sein Haupt setzte, keiner seiner Nachfolger sich mehr hatte krönen lassen. Es handelte sich also nicht von einem gewöhnlichen Ceremoniell, sondern es lag hier in der zweiten Krönung eines Königs von Preußen eine höhere außergewöhnliche Bedeutung. Die zweite Krönung entsprach der ersten, wie eine zweite höhere Stufe der ersten Stufe.

Der Gebrauch, den er nun von seiner Armee und von seinem Kronrecht gemacht hat, ließ schon von Anfang an keine Zweifel übrig, daß eine politische Reaktion von ihm, im Sinne der Junkerpartei oder der alten heiligen Allianz, wie ihn die Gegner beschuldigten, nicht im geringsten zu befürchten sey, sondern daß er seine Macht einzig zum Wohle seines Volkes und ganz Deutschlands üben wollte. Jede seiner Handlungen, jeder Antrag seiner Regierung beim Bundestag, jede Rede Bismarcks im Abgeordnetenhause hat es in strengster Consequenz bewiesen. Am deutlichsten aber geht es aus der Geduld hervor, mit welcher der König das Abgeordnetenhaus hat austoben lassen, ohne gegen dasselbe eine Gewalt anzuwenden, ja indem seine Regierung sogar bei demselben die Indemnität nachsuchte.

Das alles wollten aber die Fortschrittsmänner nicht einsehen. Der leichtgläubige Liberalismus ließ sich damals durch sehr unreine Einflüsse bethören und mit Mißtrauen erfüllen, da er doch nur seine gesunden Sinne hätte brauchen dürfen, um überzeugt zu seyn, er könne volles Vertrauen hegen. Es befanden sich in der Opposition viele Ehrenmänner, die nur in einer Täuschung befangen waren. Andere unter ihnen aber ließen sich von Eitelkeit, Eigensinn und Rechthaberei auch dann, wenn sie sich eines Bessern schon hätten überzeugen können, noch hinreißen, den Kampf gegen die Regierung systematisch fortzusetzen. Bekanntlich fand diese Opposition ein tausendstimmiges Echo in den vormaligen Rheinbundstaaten, hier aus particularistischer Rancune

und aus altem Vorurtheil und Neid, in Oesterreich aus philisterhafter Eitelkeit und Schadenfreude, denn der Wiener Spießbürger bildete sich ein, mit seinem neugebackenen Liberalismus auf einer Höhe zu stehen, von der er auf Preußen herabsehen könne. Dieses blinde und dumme Hetzen der Liberalen gegen Preußen war nun der österreichischen Regierung sehr willkommen, denn sie durfte hoffen, bei allen deutschen Bundesstaaten in dem Maaß populär zu werden, in welchem die preußische unpopulär geworden war. Gelang es ihr, die deutschen Liberalen durch kluge Liebkosungen und Versprechungen auf ihre Seite zu ziehen, so gewann sie dadurch zunächst einen Rückhalt und eine moralische Stärkung gegenüber dem renitenten Ungarn. Sie traf darnach ihre Maßregeln und spielte gleich großes Spiel, indem sie allen deutschen Bundesstaaten liberale Bürgschaften, ja eine ganze Umgestaltung der Bundesverfassung im liberalen Sinne verhieß. Das war das bekannte Project, welches 1863 auf dem Fürstentage zu Frankfurt a. M. zur Ausführung kommen sollte, aber nicht kam, weil die mittelstaatlichen Regierungen sich zurückhaltend benahmen und sich nicht unbedingt Oesterreich zur Verfügung stellen wollten. Bei diesem Anlaß zeigte sich, wie schwer der Zollverein in's Gewicht der nationalen Interessen fiel. Es war den Mittelstaaten nicht mehr möglich, die damalige Drohung, sie würden aus dem Zollverein austreten und einen Zollverein mit Oesterreich eingehen, auszuführen. Die materiellen Interessen litten es nicht. Oesterreich gewann von seinem Fürstentage und seinem Kokettiren mit dem deutschen Liberalismus lediglich nichts, hatte nur abermals einen Mißgriff gethan und Preußen, welches sich ganz passiv verhielt, zu einem neuen moralischen Siege verholfen.

Unmittelbar darauf verwickelten sich die Dinge in Dänemark durch die vertragswidrige Mißhandlung, welche die Dänen den deutschen Elbherzogthümern anthaten, in einer Weise, daß

der deutsche Bund endlich einschreiten mußte. Oesterreich hatte, seitdem es in Olmütz die russische Intrigue unterstützt, das deutsche Interesse in den Elbherzogthümern unbeachtet gelassen. Jetzt wollte Preußen sich desselben annehmen und Oesterreich, in der Besorgniß, Preußen könne hier Vortheil und einen Ruhm ernten, die es ihm nicht gönnte, entschloß sich rasch, in dieser Angelegenheit mit Preußen Hand in Hand zu gehen, um seine Lorbeern zu theilen und ihm die zu erwartenden Vortheile so viel als möglich zu verkürzen, es jedenfalls zu überwachen. An eine aufrichtige Sympathie Oesterreichs für die deutschen Interessen jenseits der Elbe war nicht zu denken. Hätte es je eine solche Sympathie gehegt, so würde es schon auf dem Wiener Congreß dafür gesorgt haben, die deutschen Herzogthümer vom Joch der Dänen frei zu machen. Aber es stärkte damals die Dänen, um Preußen zu schwächen. Auch noch in Olmütz hätte Oesterreich Gelegenheit gehabt, seine Sympathie für die deutsche Sache in den Elbherzogthümern zu bethätigen, wenn es je eine solche Sympathie gehegt hätte. Aber es hatte sie eben nicht gehegt und auch damals wieder die Elbherzogthümer den Dänen preisgegeben.

Der Erfolg des dänischen Feldzugs von 1864 ist bekannt. Nachdem die Dänen im Jahr 1864 endlich aus den deutschen Herzogthümern herausgeworfen waren, forderte Preußen mit vollem Recht, daß ihm die Hut der Ost- und Nordseeküsten im Interesse des deutschen Bundes anvertraut werde. Kein anderer Staat im nördlichen Deutschland vermochte diese Verpflichtung für den Bund zu übernehmen. Auch wollte Preußen nicht erobern, nichts annektiren, sondern beanspruchte nur den Hafen von Kiel, den nöthigen Raum zu Küstenbefestigungen und die Aufsicht über den Kanal, der die Ost- und Nordsee künftig verbinden sollte. Diese bekannten Februarforderungen von 1865, die so bescheiden als möglich und nur im deutschen Gesammt-

interesse gestellt waren, beanstandete Oesterreich und zog die Entscheidung in die Länge in der Hoffnung, Preußen werde durch das fortgesetzte Anstürmen aller Liberalen auf das Ministerium Bismarck mürbe gemacht, Bismarck gestürzt werden und ein neues Ministerium sich von Wien aus verführen lassen.

Das Benehmen der preußischen Kammern in dieser Periode ist äußerst lehrreich. Obgleich die Kammern nichts entschieden, weil die Regierung stark genug war, und das Volk in Waffen ihr im entscheidenden Augenblick treu zur Seite stand, so bleibt es immerhin sehr charakteristisch, daß nicht nur die Elite der gebildeten Mittelclassen im Abgeordnetenhause, sondern auch ein ziemlicher Theil der Aristokratie im Herrenhause, wenn auch in verschiedenem Sinne, der Regierung opponirten. Und zwar unter Umständen, welche sie zur wärmsten Unterstützung der Regierung hätten veranlassen sollen. Denn seit Friedrich dem Großen hatte Preußen keine Regierung gehabt, die ihm mehr Ehre gemacht, die das preußische und deutsche Interesse mit so großer Energie und staatsmännischer Weisheit wahrgenommen hätte. Zudem war Preußen von bösen Nachbarn schwer bedroht und um so bereitwilliger hätten die Mitglieder beider Häuser einstimmig die Regierung unterstützen sollen.

Aber die Mehrheit der Fortschrittsmänner sah immer noch hinter Bismarck das Phantom einer politischen Reaction stehen. Anstatt der Wirklichkeit scharf und klar in's Auge zu sehen, ließ man die Gedanken in der Fremde herumspazieren. Weil die Regierung mit unendlicher Geduld die Verfassungsformen einhielt und fünfmal nach einander die tumultuarische Kammer immer wieder einberief, zog man eine Parallele zwischen ihr und der Regierung Karls I von England, welcher eben so oft das Parlament einberufen hatte, bis er Krone und Leben verlor. Es gab wirklich Fanatiker, Intriguanten und Piepmeier, die schon

eine Revolution in Preußen und einen Umsturz des Thrones kommen sahen.

Auch nach Frankreich schweiften die Gedanken hinüber, mehr als es deutschen Männern geziemte, welche Zeug haben sollten, um originell zu seyn, ohne der Nachäfferei zu bedürfen. Frankreich hat alle Proben des modernen Repräsentativsystems durchgemacht und das Ergebniß befriedigt nicht. Deutschland kann daraus lernen, aber weniger, was es zu thun als was es zu vermeiden hat. Das ganze parlamentarische Treiben in Frankreich war immer nur ein unfruchtbarer Kampf zwischen Parteien, die um das Portefeuille rangen. War die Regierung stark genug, so spottete sie der Parteien, gängelte sie und herrschte unter dem Schein constitutioneller Freiheit doch willkürlich. Wurde die Opposition mächtig genug, so sorgte man für eine Partei, die ihr die Waage hielt. Oder standen sich, wie in Belgien, ohnehin zwei gleich starke Parteien gegenüber, dann lavirte die Regierung zwischen beiden, kokettirte mit beiden und ließ sich sanft von ihnen schaukeln. Oder eine war übermächtig geworden, wie nach der Julirevolution, dann galt es, ihr zu schmeicheln und sie zu bestechen. Die Corruption der zweiten Kammer culminirte bekanntlich unter Ludwig Philipp und dem kleinen Thiers. Von diesem Zeitpunkt an war der Constitutionalismus geschändet und hatte seinen Zauber verloren. Es war seitdem nie mehr möglich, das Volk für eine Charte zu begeistern. Die politische Unschuld war unwiederbringlich verloren. Dieselbe Corruption hatte man schon unter der Direktorialregierung am Ende des vorigen Jahrhunderts erlebt und das Bestechungs- und Diebssystem hatte damals schimpflich eine Freiheit begraben, die im Anfang der Revolution mit einem so schönen, gewissermaßen heiligen Enthusiasmus begrüßt worden war. Ganz eben so schmählich endete die Corruption unter Ludwig Philipp. Ueberlebt sich das mißbrauchte Verfassungswesen, so kommt die Republik und, kann

sich auch diese nicht behaupten, der Imperialismus. Das ist immer das Ende vom Lied.

Deutschland hat sich verhältnißmäßig, im Vergleich mit Frankreich und Italien, eine ziemliche Unschuld bewahrt. In jenen romanischen Ländern wurde das parlamentarische System so weit mißbraucht, daß eine Consorteria von Deputirten der Majorität in enger Verbindung mit den Ministern das Staatsvermögen plündern und aus den Regalien und Staatsanleihen ungeheure Summen in ihre Taschen lenken konnte. Von dieser Corruption ist Preußen rein geblieben. Auch die Blutegel am Staatsvermögen Oesterreichs waren wenigstens nicht Volksvertreter. Sehen wir von den Kammern der Mittel- und Kleinstaaten ab, die zu wenig in's Gewicht fallen und richten wir unsere Aufmerksamkeit vorzugsweise auf das Abgeordnetenhaus in Berlin, so ist an ihm zunächst zu tadeln, daß es zu sehr mit der Deputirtenkammer in Paris hat wetteifern wollen, zu sehr auf die Fechtweise der Pariser Opposition eingegangen ist und zu wenig seinen Beruf, vor allem deutsch zu seyn, erkannt hat. Seitdem sich dieses Haus dem Ministerium Bismarck gegenüber befand, hat es sich zur fixen Idee gemacht, es müsse gegen das Ministerium genau so energisch auftreten, wie einst die französische Deputirtenkammer gegen das Ministerium Polignac. Obgleich das Haus von vorn herein wissen konnte, Bismarck sey kein Polignac und Wilhelm I auch kein Karl X, und obgleich die Erfahrung jedes neuen Jahres, jeder neuen That der Regierung das Haus überzeugen mußte, seine Voraussetzung sey irrig gewesen und die reaktionäre Politik des Grafen Bismarck eine Illusion, so wollte sich das Haus doch weder durch vernünftige Vorstellungen, noch durch die klarsten Thatsachen belehren lassen und seinen Eigensinn nicht ablegen.

Abgesehen von dem Ehrgeiz des jungen preußischen Parlaments, welches an Feuereifer und Machtvergrößerungslust dem

ältern französischen nicht nachstehen wollte, saßen im Berliner Abgeordnetenhause viele Theoretiker, Professoren, wissenschaftliche Fachmänner aus der übermüthigen Generation, welche das Ministerium Altenstein herangebildet und mit dem Selbstvergötterungswahn erfüllt hatte. Talentvolle, in der Praxis rücksichtslose Männer, die alles allein wußten, die Aeußerung einer entgegengesetzten Meinung für eine Beleidigung angesehen haben würden, wenn es ihnen nicht gar zu lächerlich erschienen wäre, daß jemand anderer Meinung seyn könne als sie. Man wird in künftiger Zeit darüber einverstanden seyn, daß die wüthenden Angriffe des Abgeordnetenhauses durch nichts gerechtfertigt, recht eigentlich frivol waren und daß das Haus das große Ziel der Einigung Deutschlands über kleinen Nebensachen ganz aus den Augen verloren hatte. Wenn je, so hätte diesmal die Volksvertretung in größter Mehrheit die Politik der Regierung unterstützen und einem großen Minister, wie die Geschichte nur selten einen aufzuweisen hat, volles Vertrauen und die höchste Achtung darbringen müssen. Statt dessen mußten wir erleben, daß sich die Mehrheit den Feinden Preußens zuwandte, sich sogar an die Spitze derselben stellte, um in Berlin selbst den Nerv der preußischen Politik zu lähmen, indem sie nicht einen Heller, weder für die Armee, noch für die Marine, noch für die Kosten des dänischen Kriegs bewilligen wollte. Es gereichte dem constitutionellen System, wie man es von Frankreich her adoptirt hatte und wie es die zweite Kammer nach französischer Manier ausbeuten wollte, gewiß nicht zum Vortheil, daß sich hier schlagender als je der große Gegensatz zwischen Worten und Thaten, zwischen dem ohnmächtigen Lärm einer opponirenden Kammer und dem wirksamen Kanonenfeuer siegreicher Schlachten bewährte. Die glänzenden Siege des preußischen Heeres in Böhmen machten jenen Kammerlärm verstummen oder dämpften ihn wenigstens sehr. Man begriff endlich innerhalb des Sprechsaals, daß alle Beredsamkeit lächerlich werden muß,

wenn sie ihr Ziel verfehlt, wenn die Wasserspritzen eifrig dorthin speien, wo kein Feuer ist, sondern nur ein Widerschein.

Die sog. conservative Partei, welche nur im Herrenhause zur Geltung kam, hatte Elemente in sich, welche dem Ministerium Bismarck kaum weniger feindlich waren, als die fortschrittliche Opposition im Abgeordnetenhause. Wie nämlich diese von Bismarck immer eine Reaction, Absolutismus, Säbelherrschaft und Knute gewärtigen zu müssen glaubte, so fürchteten im Gegentheil die Feudalen, Bismarck überliefere Preußen der liberalen Strömung. Diese Feudalen waren nicht sehr mächtig, wurden daher von der liberalen Presse, die ein wenig Allmächtigkeit ansprach, auf alle Art verhöhnt. Aber gerade das, was man ihnen am meisten zur Last legte, war etwas sehr Achtungswürdiges, nämlich der Muth, mit dem sie sich der Religion annahmen und mit dem sie auch noch manches gute alte Herkommen gegen den bureaukratischen Centralismus vertheidigten. Dagegen mußte man beklagen, daß sie für die nationale Frage wenig Verständniß zeigten. Unter den beiden vorigen Regierungen waren sie auf eine kaum zu verantwortende Weise Rußland hingegeben. Es ist bekannt, welche feurige Rede der selige Stahl für Rußland hielt, als es sich im Krimkriege darum handelte, ob es nicht besser wäre, wenn Preußen sich der Allianz gegen Rußland anschlösse, einmal, um die unverhältnißmäßige Uebermacht Rußlands zu hindern, daß es ferner auf Europa drücke, zweitens, um es aus Polen und der bedrohlichen Stellung zu vertreiben, die es in seinem Festungsviereck an der obern Weichsel eingenommen hatte; drittens, um ihm die Eroberung Constantinopels, welche ganz Europa die größten Gefahren bringen müßte, verwehren zu helfen; viertens die deutschen Lutheraner in den Ostseeprovinzen in ihren verbrieften Rechten zu schützen; fünftens die Absichten Rußlands auf Dänemark zu vereiteln. Lauter Fragen theils des europäischen, theils des speziell deutschen und preußischen Interesses, die von preußischer

Seite eine Beantwortung zu Gunsten Rußlands nicht zuließen. Ich sprach diese Ansicht damals in einer Flugschrift (die Aufgabe Preußens 1854) aus, welche mir von Seiten der feudalen Partei in Preußen sehr übelgenommen und von einem der ihrigen in einer Gegenbrochüre ganz im russischen Sinn beantwortet wurde.

Ich muß noch bemerken, daß mir der selige Stahl, den ich wegen seiner Religiosität hochschätzte, selber einmal (im Jahr 1850) sagte, es wäre eigentlich besser für Preußen, wenn es an der Elbe aufhörte und nur die alten, bewährten Provinzen in sich schlösse, um sich in keiner Weise mit dem französischen und mittelstaatlichen Liberalismus anstecken zu lassen, den es vielmehr an der Seite Rußlands auf's entschiedenste bekämpfen müsse. In ziemlicher Uebereinstimmung damit stehen auch die Flugschriften des Rundschauers (von Gerlach). Noch in der letzten „Deutschland um Neujahr 1870“ beklagt er die Ausdehnung Preußens, weil, je weiter dieselbe gehe und wenn endlich Preußen auch die Mainlinie überschritten und ganz Deutschland unter sich vereinigt haben würde, dies doch nur zum Siege des ihm so tief verhaßten Liberalismus führen würde. In dieser merkwürdig einseitigen Schrift geht der Verfasser so weit, Preußen auch seine früheren Erweiterungen vorzuwerfen, weil es damit den berechtigten Particularismus der Nachbarn angegriffen habe. Eine Berechtigung deutscher Nation, sich zum Einheitsstaat zu kräftigen, erkennt er überall nicht an. Preußen soll nach seiner Meinung selbst so particularistisch seyn, wie die Mittel- und Kleinstaaten. Folgerichtig hätte er sagen sollen, Preußen habe nie über das Kurfürstenthum hinausgehen sollen, oder er hätte wenigstens auch Oesterreich die Erwerbung von Venedig und Galizien, Bayern die von Franken ꝛc. zum Vorwurf machen sollen. In seiner Einseitigkeit wirft er Friedrich dem Großen sogar vor, im Bunde mit England, einer auswärtigen Macht, im siebenjährigen Kriege

gegen das deutsche Reich gefochten zu haben, ohne ein Arg darin zu finden, daß Oesterreich damals mit Frankreich, Rußland und Schweden verbunden war und ihnen bereits vertragsmäßig Norddeutschland preisgegeben hatte. Nur die äußerste aus einer vagen politischen Theorie hervorgegangene Parteiverblendung kann solche Einfälle eingeben.

Sodann hatten die Herren Gerlach, Stahl rc. eine viel zu einseitige Vorstellung vom Königthum von Gottes Gnaden. Sie faßten es noch wie zur Zeit der hl. Allianz auf, d. h. nach dem Princip, daß die Fürsten allein Rechte haben und den Völkern nur die Pflichten übrig bleiben sollen, und zweitens nach dem Princip, nach welchem die Dynastien einen geschlossenen Kreis bilden und nie mehr einen Neuling oder Usurpator aus dem Volk aufkommen lassen sollten. Das erste Princip war gegen die französische Revolution, das zweite gegen die neue Dynastie der Bonaparte gerichtet. Damit verband sich die stillschweigende Voraussetzung eines dritten Princips, einer Solidarität aller dermalen legitimen Dynastien und einer gegenseitigen Garantie ihres Besitzstandes. Nur unter diesem Gesichtspunkt konnten Gerlach und seine Anhänger im Jahr 1866 in Zweifel ziehen, ob Preußen das Recht gehabt habe, den König von Hannover, Kurfürsten von Hessen und Herzog von Nassau zu depossediren. Das Königthum von Gottes Gnaden muß aber ganz anders aufgefaßt werden. Der Begriff ist aus der Theokratie des Mittelalters hervorgegangen. Die Voraussetzung war damals, der Kaiser empfange seine Krone von Gott, als Lehensträger Gottes, als Zeichen eines Amtes, das er im Namen Gottes verwalten und wofür er Gott verantwortlich seyn sollte. Mit der Krone war ihm nicht blos ein Recht verliehen, die Völker zu regieren, sondern auch die Pflicht auferlegt, sie nur nach Gottes Geboten zu regieren. So allein war es auch des christlichen Gottesbegriffes würdig, im ausdrücklichen Gegensatz gegen den heidnischen Imperialismus

der altrömischen Kaiser, die keinem Gotte verantwortlich waren, sondern selbst vergöttert wurden und in sich selbst, in ihrer Willkür allein die Quelle alles Rechts enthielten. Der christliche Kaiser besaß nicht das Reich, sondern er verwaltete es nur im Namen eines Höhern. Ebenso waren die ihm zunächst untergebenen Reichsfürsten, Herzoge und Grafen wieder nur Lehensträger des Kaisers und nicht Besitzer der Provinzen, welche sie verwalteten, sondern nur Beamte aus Auftrag des Kaisers und ihm waren sie verantwortlich. Ein Recht hatten sie nur, insofern sie auch die entsprechende Pflicht erfüllten. So allein sind die Kronen von Gottes Gnaden zu verstehen und das hätten die Conservativen in Berlin nicht mißkennen und nur so denken sollen, wie der erste Kurfürst von Brandenburg gedacht hat, als er sagte, er sey nur „ein schlichter Amtmann Gottes an dem Fürstenthum".

Genug, auch die conservative Partei in Preußen legte dem Ministerium Bismarck Hindernisse in den Weg, wenn auch von anderer Art, als es die der Fortschrittspartei waren.

Vornehmlich aber war es die Mehrheit im Abgeordnetenhause, welche gegen die Regierung auf eine Weise agitirte, als wenn sie förmlich mit Oesterreich verbündet wäre. Die Liberalen waren merkwürdig verblendet, sogar die im sog. Nationalverein, welche sich rühmten, das deutsche Nationalinteresse mit besonderer Wärme und Einsicht zu vertreten. In den Mittelstaaten identificirten sich die Liberalen mit den Particularisten, den ausgesprochensten Gegnern der Nationaleinheit, und dienten der Triasidee der Herrn von Beust und v. d. Pfordten. Um die mittel- und kleinstaatliche Gruppe durch einen neuen Kleinstaat zu vermehren, agitirten sie eifrig für den Prinzen von Augustenburg, obgleich es auf der Hand lag, daß derselbe weder dem Liberalismus, noch dem deutschen Nationalinteresse irgend eine Bürgschaft geben konnte, da er, von Anfang an Preußen feindlich gegenüberstehend und weil ihm Oesterreich zu fern lag, seine Stütze

nothwendig in England und Rußland suchen mußte und in Frankreich wirklich gesucht hat. Am widersinnigsten verfuhren die preußischen Liberalen. Nachdem sie vor dem dänischen Kriege das Ministerium Bismarck laut beschuldigt hatten, es habe sich mit Oesterreich zu einer großartigen Reaction verbunden und wolle die Elbherzogthümer nur wieder an Dänemark ausliefern, mußten sie durch den Ausgang des Krieges ihrer Täuschung längst inne geworden seyn, hätten sie also bereuen und die Politik der preußischen Regierung als eine echt deutsche anerkennen sollen. Aber das thaten sie nicht, aus Eitelkeit, denn die Partei will nie Unrecht gehabt haben. Das Berliner Abgeordnetenhaus sagte der Regierung keinen Dank, bewilligte ihr keinen Heller und wollte auch jetzt noch die so vortrefflich bewährte Reorganisation des Heeres nicht anerkennen.

Nunmehr glaubte Oesterreich wagen zu dürfen, bei seiner Verweigerung der gerechtesten Ansprüche Preußens zu verharren, und ließ es sogar auf einen Krieg ankommen. Es rechnete auf die moralische Unterstützung des gesammten Liberalismus, auf die materielle der Mittelstaaten, auf die eventuelle Frankreichs und hauptsächlich auf die Opposition in Preußen selbst. Man hatte sich überredet, wenn der Krieg erklärt wäre, würde sich die preußische Landwehr der Mobilisirung widersetzen und das Abgeordnetenhaus und die Berliner des 18. Märzes würden die Absetzung Bismarcks fordern und durchsetzen. Aber die Opposition war nicht so mächtig, als sie sich im Abgeordnetenhause und in der Presse aufblähte. Das eigentliche preußische Volk hatte sich in seiner Mehrheit bei den Abgeordnetenwahlen gar nicht betheiligt und bewies, daß diese französischen Wahlformen, Wahlumtriebe mit ihrem Echauffement und ihren Lügen für Deutschland nicht passen, der deutschen Ehrlichkeit und dem deutschen Phlegma zuwider sind. Die Mehrheit des preußischen Volkes verhielt sich wie zu den Wahlen, so auch zu den nichtsnutzigen

Wortgefechten im Abgeordnetenhause passiv, verließ sich auf den König, ging ruhig seiner täglichen Pflicht und Arbeit nach und stand, sobald dem Lande Gefahr drohte, immer noch das Volk in Waffen wie 1813 dem König zur Seite. Millionen Bogen Papier waren vollgedruckt worden, um das preußische Volk anders zu zeigen, als es war. Die Presse überfluthete die Welt mit Schaum und Dunst, der feste Boden der Wirklichkeit war etwas ganz anderes. Das preußische Volk war im Frühjahr 1866 zu jedem Opfer für die Regierung bereit, voran in Schlesien, welche Provinz am meisten bedroht war.

Die Lügen der Presse wirkten anders, als ihre Absicht war. Sie nützten Preußen. In der beifälligen Erwartung, Preußen werde in seinem Innern gelähmt, nur schwachen Widerstand leisten können, hatten sowohl Oesterreich als die Mittelstaaten nicht hinlänglich, nicht zur rechten Zeit und nicht in zweckmäßiger Uebereinstimmung gerüstet, wurden daher auf allen Punkten von den Preußen geschlagen.

Jetzt erst, nach dem Kriege, kam die Opposition in Berlin zu besserer Besinnung. Sie war offenbar consternirt, als sie sich so in allen ihren Voraussetzungen getäuscht sah. Es gab zwar jetzt noch „Unverbesserliche", die in ihrem parlamentarischen Trotze fortfuhren, allein sowohl in der fortschrittlichen, als feudalen Partei fanden alsbald massenhafte Abfälle statt und bildeten sich aus ihnen eine neue Mehrheit, welche die Verdienste der Regierung nicht mehr mißkannte. Aus der bisherigen Mehrheit der Fortschrittspartei traten diejenigen Mitglieder aus, welche nicht mehr blos die Freiheit, sondern auch das nationale Interesse auf ihre Fahne schrieben und sich daher National-Liberale nannten, und aus der Conservativpartei diejenigen, die sich auch ihrerseits von ihrem bisherigen politischen Parteizustande frei machten, um gleichfalls der nationalen Sache zu dienen, und sich daher Freiconservative nannten.

Die Regierung bewies nach dem Kriege dieselbe Ueberlegenheit des politischen Verstandes, welche sie vor dem Kriege bewiesen hatte, entsprechend der großen Ueberlegenheit in allen militärischen Dispositionen während des Krieges. Die Organisation des Heeres, welche das Abgeordnetenhaus in fünf Landtagen nach einander beharrlich beanstandet, als gemeinschädlich verurtheilt und wofür es nicht einen Heller bewilligt hatte, bewährte sich nicht minder in der bewundernswürdigen Disciplin der Truppen, wie in der Raschheit und Vollständigkeit der Siege. Selbst das Genie Friedrichs des Großen hat nichts Vollkommeneres geleistet. Zur Beschämung des preußischen Abgeordnetenhauses, in welchem noch kurz vorher diese Heerverfassung von eben so unverständigen als unverschämten Schreiern gelästert worden war, ahmten alle Militärstaaten Europa's diese preußische Heeresorganisation auf der Stelle nach, wie dasselbe im vorigen Jahrhundert geschehen war, als Friedrich der Große mit seinem damals schon verbesserten Heersystem glänzende Siege erfochten hatte.

Wie nun aber König Wilhelm I die Ueberlegenheit seines politischen Verstandes vor dem Kriege dadurch bewährt hatte, daß er „in Stürmen ruhig“ blieb, so bewährte er sie auf's neue, indem er nach dem Kriege dem Abgeordnetenhause eine goldene Brücke baute, die Verfassung nicht entgelten ließ, was eine nur zufällige und vorübergehende Mehrheit der Abgeordneten gesündigt hatte, vielmehr in der strengsten constitutionellen Form, seine Regierung um Indemnität bei denen einkommen ließ, die selbst um Verzeihung zu bitten sich am meisten hätten sollen gedrungen fühlen.

Dieselbe Ueberlegenheit des politischen Verstandes hat sich auch in den nächsten Jahren bewährt, in der Art, wie die speziell preußischen Interessen mit denen des Norddeutschen Bundes ausgeglichen wurden. Ohne Zweifel war es ein genialer Gedanke, welchen wohl erst die Nachwelt recht würdigen wird, da zu cen=

tralisiren, wo particularistische Vielgestaltigkeit, und umgekehrt zu decentralisiren, wo bisher die bureaukratische Schablone nachtheilig gewirkt haben. Wenn die berechtigten Stammeseigenthümlichkeiten und örtlichen Interessen zur Geltung kommen sollen, so muß dabei nicht auf Dynastien und deren zufällig kleine oder größere Territorien, sondern auf die natürlichen Grenzen, theils der Volksstämme, theils der Ackerbau-, Fabrik-, Berg- und Küstengegenden Rücksicht genommen werden, und in gleicher Weise, wenn man nach Außen eine reelle Macht geltend machen will, muß man das föderative Band straffer zusammenziehen und für Verhältnisse und Interessen, die allen gemein sind, auch eine möglichst einheitliche Gesetzgebung und Administration geben. Also ist Decentralisiren und Centralisiren gleich sehr nothwendig, nur jedes an seinem Platze.

Preußen begnügte sich nach dem Siege damit, den deutschen Bund aufzulösen und einen neuen Norddeutschen Bund zu gründen, der zwar nur bis an die Mainlinie reichte, aber eine compacte Einheit bildete. Es durfte hoffen, daß sich auch Süddeutschland mit der Zeit dieser Einheit anschließen würde. Die Hauptsache war, daß von nun an die undeutsche Politik, welche auf dem Wiener Congreß den deutschen Bund nur als eine Verewigung der Kleinstaaterei unter ausländischer Bevormundung geschaffen hatte, für immer gerichtet und beseitigt war, und daß unter Preußens Führung eine wahrhaft deutsche Nationalpolitik endlich zu ihrem Recht gelangt war, von der nicht mehr abgewichen werden sollte. Ihr letztes Ziel war noch nicht erreicht, allein der Weg dazu gebahnt. Die Weiterentwicklung der Einigung aller Deutschen konnte der Zeit und dem eigenen Interesse derer überlassen werden, die sich noch nicht an den Norddeutschen Bund angeschlossen hatten. Das Vertrauen, welches Preußen den Süddeutschen schenkte, sie würden als Deutsche sich doch lieber den andern Deutschen, als den Franzosen zugesellen,

und im Genuß aller Vortheile des Zollvereins allmälig auch einsehen, welche größere Vortheile ihrer noch warteten, wenn die Zolleinigung sich zur politischen erweiterte, war jedenfalls einem gewaltsamen Hineinzwingen vorzuziehen. Man muß es ein großherziges und ehrliches Vertrauen nennen, wie es Deutschen gegenüber am würdigsten ist. Es fehlte nicht an ungeduldigen Patrioten, welche das Einigungswerk mehr beschleunigt wünschten. Aber Graf Bismarck hat ihnen auf das verständigste geantwortet: „Ich bin Landwirth und meine Politik ist dadurch beeinflußt. Die scharfe Pflugschaar mußte durch das deutsche Land gehen. Aber wenn das Land bestellt ist, so muß der Landmann geduldig zusehen, er kann nur böses Wasser ableiten und Unkraut ausjäten. Sagen Sie einmal dem Roggenfeld, es soll an einem bestimmten Tage blühen. Es wird sich an Ihren Befehl nicht kehren, aber seyen Sie überzeugt, es wird sicher eines Tages blühen."

Das stimmt ganz zu den Verhandlungen des bayrischen Minister v. d. Pfordten mit Graf Bismarck, in deren Folge Bayern das bekannte Schutz- und Trutzbündniß mit Preußen schloß. Nach seinen Siegen im Jahr 1866 konnte Preußen die fränkischen Markgrafschaften, die ihm ursprünglich gehörten und die es jetzt wieder besetzt hatte, behalten, gab sie aber Bayern großmüthig zurück, um Bayern durch die That sein Vertrauen zu beweisen, als ihm dasselbe das Schutz- und Trutzbündniß antrug. Von der Pfordten erkannte daraus, daß Preußen keine spezifisch preußische, sondern eine deutsche Politik handhabe, und erkannte es dankbar an.

Im Uebrigen war in der Einigung Norddeutschlands der festeste Grund zur Einigung aller Deutschen gelegt. Man braucht nur den gegenwärtigen Territorialbestand mit dem zu vergleichen, wie er noch vor hundert Jahren war. Damals waren die Elbherzogthümer dänisch, Vorpommern, Bremen und Verden schwe-

disch, Hannover englisch, die Länder am Mittel= und Niederrhein mehr oder weniger rheinbündisch, Sachsen dem deutschen Interesse durch seine Verbindung mit Polen entfremdet. Ganz Norddeutschland war innerlich zerrissen und zum Theil dem Ausland unterthan. Davon ist nun jetzt keine Spur mehr übrig. Das ganze Norddeutschland ist mit Ausnahme des ehemaligen burgundischen Reichskreises (Belgien und Holland) wieder eins, ein mächtiger deutscher Gesammtstaat, finanziell und militärisch musterhaft organisirt. Zum erstenmal seit dem Untergang der Hansa blüht die seit Jahrhunderten vernachlässigte deutsche Seemacht an der Nord= und Ostsee wieder auf. Nach Außen hin ist der Norddeutsche Bund stark genug, um jedem Angriff zu trotzen. Oesterreich ist durch Ungarn gehindert, sich wieder störend in die Einigung Deutschlands einzumischen. Nur Rußland und Frankreich, die romanische und die slavische Großmacht, vermögen noch die germanische Großmacht, zu welcher Preußen im Norddeutschen Bunde herangewachsen ist, zu bedrohen; allein jede von beiden hat wieder ein Interesse, es mit uns Deutschen nicht zu verderben, nicht nur weil die orientalische Frage beide trennt und in Spannung hält, sondern auch weil wir Deutschen stark genug sind, auch mit wenigen Alliirten, zu denen jedenfalls England gehören würde, uns beider zu erwehren.

Also hat das Haus Zollern den Beruf erfüllt, der ihm seit Jahrhunderten mehr und mehr zum Bewußtseyn gekommen ist, den großen Beruf, Deutschland aus seiner jahrhundertlangen Zersplitterung zur Einheit zurückzuführen.

Was Preußen für Deutschland geleistet hat, konnte es nur sehr allmälig und in einem oft wiederholten, gleichsam perennirenden Kampfe mit Oesterreich nicht ohne viele Mühe leisten. Um also noch mehr Licht auf diese Leistungen und die damit zusammenhängenden Geschicke Deutschlands zu werfen, die von den Geschichtschreibern nicht immer richtig aufgefaßt wurden,

muß ich vergleichend herbeiziehen, was in Oesterreich theils gethan, theils nicht gethan worden ist. Ich thue es ohne Vorurtheil, denn ich liebe das schöne Oesterreich und sein Volk und glaube als patriotischer Geschichtschreiber seit einem halben Jahrhundert zur Genüge bewiesen zu haben, daß ich alle deutschen Volksstämme mit gleicher Liebe umfasse und daß ich stets nur das ganze Deutschland im Auge gehabt und niemals einem Particularismus gedient habe. Wenn ich manches Thatsächliche, Geschichtlichgewisse an Oesterreich tadeln muß, so gilt der Tadel wahrlich nicht dem Volke, sondern nur der Regierung und ihren unmittelbaren Dienern, die das Volk besser und namentlich die deutschen Oesterreicher, nationaler hätte regieren sollen.

Deutschland soll ein Ganzes seyn, das deutsche Volk in allen seinen Stämmen ist ein Volk von Brüdern. Die Oesterreicher sind ein von Natur gut organisirter, gutmüthiger und liebenswürdiger Volksstamm, der fromme, treue, tapfere Tiroler unter allen deutschen Stämmen in Nord und Süd einer der tüchtigsten. Auch dürfen wir nie vergessen, daß die Oesterreicher die deutschen Grenzen im Süden und Südosten hüten. Der Heldenmuth der Tiroler hat seit Jahrhunderten den Welschen den Weg nach Deutschland abgeschnitten. Ohne Triest hätte Deutschland keinen Hafen am Mittelmeer. Siebenbürgen ist das wichtigste Bollwerk der mitteleuropäischen oder deutschen Machtsphäre gegenüber der russischen und türkischen, der Schlüssel des untern Donauthals. So lange Siebenbürgen dieses Bollwerk bleibt, kann den Russen jeden Augenblick der Marsch über die Donau abgesperrt werden.

Aber Oesterreich hat sich Deutschland entfremdet. Das Haus Habsburg hat stiefväterlich an Deutschland gehandelt, zu Gunsten der Romanen und Slaven das germanische Element niedergehalten und Italiener, Ungarn, Slaven und schließlich auch die Juden sich über den Kopf wachsen lassen, so daß der

Schutz deutscher Interessen nach dieser Seite hin nicht mehr gesichert ist.

Wie kam das Haus Habsburg dazu, daß es, so lange schon im Besitz der deutschen Kaiserwürde, dennoch so oft das deutsche Nationalinteresse hintangesetzt hat?

Gehen wir auf seine Anfänge zurück. Nachdem das edle schwäbische Kaisergeschlecht der Hohenstaufen der damals übermächtigen Gewalt des mit Frankreich und verrätherischen deutschen Fürsten verbündeten Papstthums unterlegen und untergegangen war, nach der langen kaiserlosen Zeit, wurde Graf Rudolf von Habsburg, wieder zu einem deutschen Kaiser gewählt. Das sollte und konnte schon kein rechter deutscher Kaiser werden, wie es die Karolinger, die sächsischen Ottonen, die Salier und noch die schwäbischen Kaiser gewesen. Kein anderer Kaiser durfte damals gewählt werden, als der sich zum Werkzeug des Papstes und Frankreichs hergab und der zugleich den deutschen Fürsten selbst ungefährlich und außer Stande seyn mußte, ihre oligarchische Eigenmacht zu brechen. Zu einem solchen Werkzeuge aller Feinde und Unterdrücker der deutschen Nation hat sich nun Rudolf von Habsburg hergegeben. Er besaß nur eine kleine Grafschaft und ergriff gern die Gelegenheit, sich und seine Familie emporzubringen. Arge Intriguen gingen seiner Wahl vorher. Vor allem mußte er sich vom Papst visitiren und instruiren lassen. Der Papst hatte die Frechheit, dem Grafen zu befehlen, er solle zu ihm nach Italien kommen, da wolle er ihn besehen, ob er ihm auch tauge, daß er ihn als deutschen Kaiser anstelle. Niemals wurde an der edlen deutschen Nation ärgerer Hohn geübt, als durch diese Bestellung des Grafen von Habsburg nach Mugello in den Apenninen, wo er heimlich dem Papst Gregor X vorgestellt wurde, der ihn besichtigte, examinirte und dem der Graf in tiefster Devotion unverbrüchlichen Gehorsam schwur. Rudolf gelobte, sich als deut-

scher Kaiser niemals mehr in die Angelegenheiten Italiens zu mischen und sich den päpstlichen Befehlen unbedingt und unter allen Umständen zu unterwerfen. Unter dieser Bedingung erlaubte der Papst den deutschen Fürsten, wieder einen Kaiser zu wählen und zwar ausschließlich diesen Grafen.

Nach Verabredung mit dem Papste gab auch Frankreich seine Zustimmung. Ein französischer Prinz von Geblüt, Karl von Anjou, hatte unter dem Segen des Papstes und mit einer französischen Armee den letzten Hohenstaufen, den unglücklichen jungen Conradin, den die deutschen Fürsten nicht unterstützten, besiegt und in Neapel hinrichten lassen. Dem Sohn dieses Karl, der überdies von Charakter ein Scheusal war, gab Rudolf von Habsburg, ohne als deutscher Kaiser zu erröthen, seine jüngste Tochter zur Ehe. Das französische Haus Anjou war im Besitz von Neapel und Sicilien, welche den Hohenstaufen gehört hatten, und spekulirte auch auf den Thron von Ungarn. Frankreich wollte das innerlich unter seinen Fürsten getheilte und dem mit ihm verbündeten Papst blind unterwürfige Deutschland von Westen, Süden und Osten zugleich umfassen, um es immer ohnmächtiger zu machen. Hätten nun die deutschen Fürsten einen rechten Kaiser wählen wollen, dem es ernst gewesen wäre, die Einheit, Macht und Ehre der deutschen Nation und des deutschen Reichs herzustellen, so würden der Papst und Frankreich alle Minen haben springen lassen, um eine solche Wahl zu verhindern. Aber den Grafen von Habsburg ließen sie wählen, weil er sich zu ihrem Werkzeug gebrauchen ließ.

Die deutschen Fürsten würden wohl keinen Kaiser mehr gewählt, sondern Deutschland für immer unter sich getheilt haben, wenn sich nicht Stimmen im deutschen Volk und besonders in den freien Reichsstädten erhoben hätten, die wieder nach einem Kaiser verlangten. Dennoch frägt sich, ob die Fürsten auf diese

Stimmen gehört hätten, wenn ihnen nicht grade damals das Aufkommen eines mächtigen Slavenreichs bange gemacht hätte. Dieses Reich unter dem ehrgeizigen und ländergierigen Könige Ottokar bestand bereits aus Böhmen, Mähren, der Lausitz und Oesterreich. Der schlaue Slave hatte sich mit Polen und Ungarn verbündet und die Zerrüttung des deutschen Reichs zur Erweiterung seiner Macht benutzt. Als der letzte Herzog Oesterreichs aus dem deutschen Geschlecht der Babenberger kinderlos gestorben war, ließ Ottokar dessen alte Schwester Margarethe aus dem Kloster holen und heirathete sie, um ein Erbrecht an Oesterreich zu gewinnen. Nur die Bayern wehrten ihm. Nun aber halfen ihm die Ungarn, denen er Steiermark abtrat. Einen Theil des deutschen Adels in Oesterreich hatte Ottokar bereits heimtückisch gefangen nehmen lassen und seiner Güter beraubt. Den deutschen Adel in Steiermark drangsalirten die Ungarn mit Gefängniß und Hinrichtungen. Deutschland hätte diese schönen Provinzen im Osten wahrscheinlich für immer verloren und die deutschen Fürsten, deren Länder zunächst an Böhmen grenzten, waren kaum weniger gefährdet als Oesterreich. Also lag es ihnen nahe, wieder einmal zusammenzuhalten und ihrer Einheit auch wieder durch eine Kaiserwahl Ausdruck zu geben. Rudolf von Habsburg hatte sich in Privatfehden mit seinen Nachbarn als guter Haudegen bewährt. Wenn er an der Spitze eines deutschen Heeres des Böhmen Meister wurde, sollte ihn der erbliche Besitz von Oesterreich belohnen. Man unterhandelte mit ihm und da er bereits die Einwilligung des Papstes und Frankreichs hatte und er nun auch den deutschen Fürsten bereitwillig gelobte, ihrer Oligarchie niemals mit kaiserlichen Einsprüchen beschwerlich zu fallen, ihnen alle Rechte und Besitzungen, die sie sich in der kaiserlosen Zeit angemaßt hatten, zu garantiren, so nahmen sie keinen Anstand mehr, ihn zum Kaiser zu wählen. Er ordnete sich ihnen nicht über, sondern gesellte sich ihnen als

ein neuer Erbfürst zu, indem sie ihm Oesterreich zusagten und er seine übrigen Töchter an sie verheirathete.

Der eifrigste Vermittler zwischen den deutschen Fürsten und Rudolf von Habsburg, dem hauptsächlich das Gelingen der Wahl zugeschrieben wird, war ein Zollern, Graf Friedrich. Da dieses Haus damals erst noch einen geringen Besitz hatte und sich mit den mächtigern Reichsfürsten nicht messen durfte, ist man zu der Vermuthung berechtigt, daß er sich aus ganz uneigennützigen Absichten der Kaiserwahl angenommen hat, von der er selbst keinen Gewinn zog, denn er blieb der bescheidene Graf. Warum sollten ihn nicht Patriotismus und Pflichtgefühl geleitet haben? Er sprach nur die Stimmung der Bessergesinnten im Volke aus, indem er die mächtigern Fürsten zu vereinigen bemüht war. Wenn auch der neue Kaiser den größern Fürsten durch die Finger sehen mußte, so konnte er wenigstens der Anarchie, dem Fehdeunfug und dem Raubritterwesen steuern, welches nach Auflösung der Herzogthümer von Sachsen, Franken und Schwaben in dem lockern Conglomerat der Grafschaften, Bisthümer und Reichsstädte arg um sich gegriffen hatte. Nächst der Ueberwältigung des Böhmenkönigs war es nun hauptsächlich die Unterdrückung des Raubwesens im Reich, was dem neuen Kaiser zum verdienten Ruhme gereichte. In der Regel aber haben die Geschichtschreiber diesen Ruhm übertrieben und die der Kaiserwahl vorangegangenen unwürdigen Intriguen theils verschwiegen, theils bemäntelt.

Nach Rudolfs Tode behielt sein Sohn Albrecht zwar Oesterreich und Steiermark, gelangte aber erst zur Kaiserkrone, nachdem er seinen Nebenbuhler und Vorgänger Adolf von Nassau besiegt hatte. Albrecht I hätte die Krone nicht behauptet, wenn er sich nicht abermals wie sein Vater dem Papst zu Füßen geworfen und ausdrücklich dessen Oberlehnsherrlichkeit anerkannt hätte. Dieser Albrecht hatte einen ganz undeutschen Charakter.

In ihm trat schon der despotische und gemüthlose Zug hervor, der die Volksrechte des christlich-germanischen Reichs mit Füßen trat. Derselbe Charakterzug, welcher seine Nachkommen im 16. und 17. Jahrhundert, den spanischen Philipp und die Ferdinandeische Zeit in Oesterreich kennzeichnet. Wie Albrecht die deutsche Volksfreiheit in den Alpen vernichten wollte, was ihm jedoch mißlang und die Gründung der Schweizer Eidgenossenschaft zur Folge hatte, ist weltbekannt; weniger bekannt ist, wie tyrannisch Albrecht in Steiermark wüthete.

Nach seiner Ermordung kam sein Geschlecht lange nicht mehr zur Kaiserwürde, spaltete sich durch Theilungen und zeichnete sich durch nichts mehr aus, als durch den Fanatismus, mit dem die habsburgischen Herzoge von Oesterreich, zumal nachdem sie Tirol erheirathet und im sog. vorderösterreichischen Schwaben und Elsaß viele Besitzungen erworben hatten, wiederholt, jedoch immer mit Unglück, die tapfern Schweizer angriffen und diese freien deutschen Bauern zu ihren Sclaven machen wollten.

Jedermann kennt die denkwürdigen Tage von Morgarten und Sempach, in denen die Schweizer Bauern ihre uralte alemannische Freiheit gegen die Habsburger vertheidigt haben. Besondere Beachtung verdient die Politik des Habsburger Friedrich von Tirol zur Zeit des Constanzer Concils. Wir haben oben die patriotische Thätigkeit des Burggrafen Friedrich von Nürnberg, ersten Kurfürsten von Brandenburg, kennen gelernt. Hier das Gegenstück dazu. Friedrich von Habsburg diente damals ausschließlich dem Papst und den Romanen gegen das deutsche Nationalinteresse, half dem Papst der nothwendig gewordenen Reformation entgegenarbeiten, suchte das Ansehen des deutschen Kaiser Sigismund zu schwächen, verband sich zu diesem Zweck mit dem Herzog von Burgund, der sein parasitisches Reich zwischen Frankreich und Deutschland von den Alpen bis zu den Niederlanden ausgedehnt hatte und der aus französischem Geblüt,

durch und durch Romane, Todfeind der Deutschen und ein Tyrann war, dem die Völkerfreiheit genau so zuwider war, wie den Habsburgern. Mit diesen im Bunde glaubte Friedrich das Concil von Constanz sprengen zu können, wenn je der germanische d. h. der deutsche und englische Einfluß auf demselben die Oberhand gewinnen sollte. Zum Ueberfluß hatte er sich von dem ruchlosen Papst Johann XXIII, welcher nachher wegen seiner Laster abgesetzt wurde, zum Gonfaloniere oder General der päpstlichen Haustruppen ernennen lassen, und wollte von Tirol und dem Schwarzwald aus den Papst schützen. Indessen wurde sein böses Vorhaben durch die Schweizer vereitelt, welche dem Kaiser und dem Concil Hülfe leisteten und damals den Habsburgern ihre alte Stammburg im Canton Aargau und diesen Gau selbst für immer entrissen.

Allein die Romanen wollten nicht, daß der deutsche Einfluß auf dem Concil triumphire, deswegen überstimmten sie die deutschen Bischöfe auf dem Concil und eilten, einen neuen Papst zu wählen, um an ihm wieder einen Halt gegen die Deutschen zu gewinnen. Dieser neue Papst Martin V wollte nun auch vom Concil und von einer Kirchenreform nichts mehr wissen, und setzte sich wieder ganz bequem in Rom fest. Mittlerweile starb auch Kaiser Sigismund ohne einen männlichen Erben und da er seine Tochter einem Habsburger vermählt hatte, wurde dieser unter dem Namen Albrecht II der Erbe aller luxemburgischen Länder und sein Nachfolger in der kaiserlichen Würde. Aber er erbte nicht die deutsche Politik seines Vorfahren, auch würde ihn Sigismund wohl nicht zum Eidam angenommen haben, wenn er nicht durch die Hussiten in Böhmen und die Türken in Ungarn bedrängt gewesen wäre, gegen die er am österreichischen Herzog einen Bundesgenossen haben wollte. Albrecht II regierte nur ein paar Jahre, worauf ihm sein schläfriger Sohn (er schlief wirklich einmal vor versammeltem Reichs-

tag ein), Kaiser Friedrich III nachfolgte. Dieser war ganz in den Händen romanischer Rathgeber und scheint seinen Vetter Friedrich von Tirol haben rächen zu wollen, sofern er die von den Deutschen auf dem Concil in Constanz versuchten und auf dem Concil in Basel fortgesetzten Reformbestrebungen ein- für allemal durch ein enges Bündniß mit Papst Nikolaus V in einem 1448 zu Wien abgeschlossenen Concordate vereitelte. Durch diese echt habsburgische Politik wurde die Reformation der Kirche um ein ganzes Jahrhundert verschoben. Die Romanen und das Papstthum triumphirten. Die Mißbräuche des letztern dauerten fort und vermehrten sich noch. Die Beschlüsse des Concils wurden annullirt.

Der schwachmüthige Kaiser ließ sich auch durch seine romanischen Rathgeber verleiten, sich der von Italien aus hereindringenden und gradezu auf Tödtung alles germanischen Geistes berechneten Renaissance anzunehmen und erniedrigte sich, die eitle in Italien aufgekommene Mode der Poetenkrönung auch in Wien nachzuäffen. Ein gewisser Meißel aus Würzburg hatte sich in Italien für die classischen Studien bis zu dem Grade fanatisiren lassen, daß er nur noch lateinisch und ganz im Stil der heidnischen Dichter des alten Rom schrieb, gegen alles Deutsche die ungeheuerste Verachtung kundgab und mit andern damaligen Narren derselben Sorte einen Verein bildete, um das angeblich barbarische Deutschland gänzlich zu entdeutschen und „ein zweites Latium" daraus zu machen, nach dem eingestandenen Plane der sog. Humanisten, die daher auch ihre deutschen Namen alle latinisirten. Meißel nannte sich Celtis und wurde unter diesem Namen vom Kaiser feierlich zum Dichter gekrönt. Abgesehen von der gänzlichen Verleugnung deutscher Nationalehre in diesem Akt war derselbe des Kaisers schon deshalb nicht würdig, weil Meißel, wie viele andere Humanisten jener Zeit, zügellos unsittlich, ja schweinisch war, wie seine noch erhaltenen Dichtungen beweisen.

Friedrichs III Sohn, der vielgepriesene Maximilian I trug zwar einen schlichten Tirolerrock und war im Privatleben recht gemüthlich, leistete aber nichts Großes für Deutschland. Durch eine glückliche Heirath erwarb er Burgund mit den Niederlanden, welche jedoch für Deutschland bald wieder verloren gehen sollten. In seinen Kriegen erlitt er fast ausschließlich Niederlagen, worüber er sich privatim als Turnierheld und kühner Jäger tröstete, was aber dem Reich nichts half. Er hat ein Tagebuch hinterlassen, worin lauter Kleinigkeiten aufgezeichnet sind, aus dem aber nicht ein einziger großer Gedanke hervorleuchtet.

Ungleich Größeres leistete sein Enkel, Kaiser Karl V, aber nicht zum Heile Deutschlands. Dieser schlaue und arglistige Mann hatte kein Herz für Deutschland. Mit klarem Bewußtseyn, zäher Ausdauer und großer Geschicklichkeit setzte er während seiner langen Regierung in noch weit höherm Grade wie sein Urgroßvater die Ueberordnung des Romanismus über den Germanismus, den Verrath Deutschlands an die Welschen durch. Das war das größte Werk, was die Habsburger vollbracht haben, aber nur zu Deutschlands Unglück und Schande.

Karl V erbte von seinem Großvater Oesterreich und die Kaiserkrone, von seinem nach Spanien verheirathet gewesenen Vater Spanien, Neapel und die Niederlande. Auch war er Herr in Oberitalien und der Papst ganz in seiner Gewalt. Weil nun die deutschen Fürsten fortwährend trachteten, souverän und vom Kaiser unabhängig zu werden und hauptsächlich zu diesem Zwecke die Reformation unterstützten, hielt es Karl V im Interesse seiner Dynastie für gerathen, sich mehr auf die romanischen Länder, die er im Süden Europas beherrschte, als auf Deutschland zu stützen. Es wäre dem deutschen Kaiser an sich zugekommen, im Interesse der deutschen Nation, die nothwendig gewordene Reform der Kirche energisch durchzusetzen und dabei

die Initiative zu ergreifen. Wenn er aber auch die alte Kirche schützen und keine neue aufkommen lassen wollte, hätte er jedenfalls den christlich germanischen Charakter der mittelalterlichen Kirche und die Gothik festhalten sollen, die sich mit einer Abschaffung der Mißbräuche ganz wohl vertragen hätten. Aber er ergriff Partei für die Mißbräuche gegen die Reformen und für den Romanismus gegen den Germanismus, für die Renaissance gegen die Gothik. Dadurch allein glaubte er seine Dynastie zu stärken. Indem er dieselbe in eine spanische und deutsche Linie theilte, gab er der erstern das Uebergewicht dadurch, daß er ihr außer Spanien und Neapel auch noch die Lombardei und die deutschen Niederlande verlieh, der letztern aber nur Oesterreich, Böhmen und Ungarn ließ. Diese seltsame Theilung ging aus einer schlauen Berechnung hervor. Die deutsche Linie des Hauses Habsburg sollte die schwächere bleiben und immer der Unterstützung von Seiten der spanischen bedürftig seyn, damit sie nicht etwa den Versuch machte, sich im deutschen Interesse mit der deutschen Reformation auszusöhnen, wozu in der That Ferdinand I und später Maximilian II Neigung hatten. Von der Lombardei und von den Niederlanden aus sollte die spanische Linie der Habsburger die deutsche beständig im romanisch-neukatholischen Interesse überwachen. Die Abtretung der deutschen Niederlande an Spanien, gegen welche sich das deutsche Blut ritterlich wehrte, gehörte zu den größten Sünden, deren sich das Haus Habsburg gegen Deutschland schuldig machte, und heute noch trägt Deutschland die schlimmen Folgen davon, weil diese schönen Niederlande, einst Deutschlands edelster und in germanischer Geistesbildung vorgerücktester Bestandtheil, jetzt von Deutschland gänzlich getrennt, die eine Hälfte engherzig partikularistisch, die andere weniger deutsch geblieben, als französisch geworden ist.

Es ist notorisch, daß die Könige von Frankreich, welche schon lange das deutsche Reich bekämpften, schon Burgund davon

weggerissen hatten und ihre Herrschaft auch in Italien begründen wollten, um den Papst wieder ganz in ihrer Gewalt zu haben, nach der Hegemonie im ganzen romanischen Sprachgebiete strebten, und daß es ihnen ungemein erwünscht gewesen wäre, wenn der Kaiser sich seinerseits auf das germanische Sprachgebiet beschränkt hätte. Nun war aber der damalige Kaiser Karl V König von Spanien und von Neapel geworden, wie er denn auch Oberitalien in der berühmten Schlacht von Pavia siegreich gegen Franz I von Frankreich behauptete, ja denselben sogar gefangen nahm. Von solchem Glück begünstigt und nur auf die Vermehrung der habsburgischen Hausmacht sinnend, ohne den geringsten Scrupel wegen des Verraths, den er an Deutschland beging, behauptete Karl V die Hegemonie im romanischen Süden gegenüber dem französischen Königthum und legte darauf so großes Gewicht, daß er deshalb, und nur deshalb das germanische Nationalinteresse dem romanischen aufopferte, daher auch die nothwendig gewordene und wirklich ausgebrochene Reformation nicht unterstützte, sich vielmehr mit dem Papst gegen dieselbe verband und die Fortdauer aller Mißbräuche der römischen Kurie duldete und vertheidigte. König Franz I schwankte eine kurze Zeit, ob er nicht ein Gegenmanöver wagen und sich der Reformation gegen den Kaiser annehmen sollte. Da er aber kein Deutscher war, es nicht ehrlich meinte und daher auch bei den Deutschen keinen Anklang fand, und er andererseits überlegte, das romanische Naturell passe eher zu den bisherigen Mißbräuchen der Kirche, die überhaupt aus diesem Naturell hervorgegangen waren, als zu einer ernst gemeinten und sittlichen Reform, und da er dem Habsburger die Hegemonie in den romanischen Ländern nicht gönnte, zog er es vor, auch seinerseits das Papstthum zu unterstützen.

Wenn nun auch immer noch politische Rivalen, einigten sich doch die Häuser Habsburg und Valois zur Abwehr der

Reformation, zur Unterdrückung des deutschen Elementes, welches in der Reformation vorwaltete, zur Aufrechterhaltung des Papstthums und aller seiner Mißbräuche unter der Bedingung, daß es sich ihrer Staatsomnipotenz füge und ihnen durch geistliche Mittel helfe, ihre Unterthanen im Gehorsam zu erhalten. Die Vermittlung aber zwischen Rom und den katholischen Höfen einerseits und zwischen den letztern andererseits, wurde dem neuen Jesuitenorden anvertraut, aus welchem alle katholischen Regenten sich ihre Beichtväter und geheimen politischen Agenten wählten und welchem sie zugleich die Verwaltung des Unterrichts in allen katholischen Staaten überließen. Der Orden, romanischen Ursprungs und ganz erfüllt vom romanischen Antagonismus gegen den Germanismus, bediente sich der Renaissance, die damals in den romanischen Ländern mit Leidenschaft getrieben wurde, um dem romanischen Racenstolz zu schmeicheln, duldete nur die lateinische Schulsprache, verwarf alles Germanische als Barbarei, zerstörte so viel möglich die gothischen, d. h. deutschen Kirchen des Mittelalters und ersetzte sie durch neue im heidnischen Renaissancestyl. Obgleich der Orden den Namen Jesu an der Stirn trug, führte er doch den ganzen heidnischen Olymp in die christliche Dichtung und Kunst ein, wie gleichzeitig der päpstliche Vatican mit alten heidnischen Statuen angefüllt wurde. Das Papstthum brauchte diese Hülfe des heidnischen Geschmacks lediglich im Kampfe mit dem Germanismus.

Das Bedürfniß nach einer Reinigung der Kirche von allen den Mißbräuchen, an denen nur die Welschen Schuld waren, hatte schon hundert Jahre früher die Concile von Constanz und Basel hervorgerufen und war so allgemein in Deutschland empfunden, daß es auch in Oesterreich getheilt wurde. Wie in Böhmen noch immer der hussitische Geist waltete, so war der lutherische Geist auch in allen deutschen Provinzen Oesterreichs bei der Mehrheit nicht nur des Adels und der Bürger, sondern

auch namentlich der Bergleute bis nach Tirol hinein und des Landvolks in ganz Oberösterreich eingedrungen. Die nächsten Nachfolger Karls V hatten es nicht verhindert, weil sie unzufrieden darüber waren, daß er Italien und die Niederlande mit Spanien vereinigt und ihre eigene Stellung dadurch geschwächt hatte. Die Abhängigkeit, in welche sie dadurch von Spanien geriethen, genirte sie und doch hatten sie nicht Muth genug, sich loszureißen. So wurde der Protestantismus in Oesterreich geduldet, ohne daß die deutschen Habsburger selbst Protestanten geworden wären. Als nun Ferdinand II Kaiser wurde, gab er die Halbheit seiner Vorgänger auf und führte das spanische System nach Karls V Programm in seiner ganzen fürchterlichen Consequenz durch, wie es früher schon in den Niederlanden durch Philipp II geschehen war. Das war die schreckliche „Ferdinandeische Zeit". Alle Rechte, welche den Protestanten in Böhmen und Oesterreich von seinen Vorgängern bereits verbrieft waren, wurden von ihm zurückgenommen, die protestantischen Prediger, wenn sie nicht fliehen konnten, hingerichtet, der protestantische Adel seiner Güter beraubt und, wenn er nicht fliehen konnte, gleichfalls hingerichtet. Bürger und Bauern erlitten dasselbe Loos. Mit spanischen, italienischen und polnischen Truppen brach der Kaiser jeden Widerstand des bewaffneten Adels und Volkes nieder und zwang den Rest durch die berüchtigten Dragonaden, die erst ein Jahrhundert später auch in Frankreich nachgeahmt wurden, durch Mord und Brand, Schänden der Weiber, Plünderung rc., dem lutherischen Glauben abzuschwören und in die Messe zu gehen, oder man hetzte das verzweifelte Volk mit Hunden hinein.

Eine merkwürdige Episode der Ferdinandeischen Zeit bildet der kühne Versuch Wallensteins, den Bann des spanisch-jesuitischen Systems zu durchbrechen und Oesterreich mit dem übrigen Deutschland zu vereinigen, nicht nur gegen die Schweden und Franzosen, sondern auch gegen alle Welschen, Spanier und

Italiener. Daher die Toleranz in seinem Lager, in das er Protestanten wie Katholiken aufnahm, und daher der tödtliche Haß der Welschen und der Jesuiten, der ihn mitten in seiner Laufbahn durch Meuchelmord hinraffte.

Es war ein ungeheures, fürchterliches Unrecht, was hier ein deutscher Kaiser an seinem deutschen Volk beging. Aber das Mittel führte zum Zweck. Die blutige Unterdrückung der Religionsfreiheit kam in der That dem berüchtigten spanischen dominatus absolutus trefflich zu statten, denn soweit das Haus Habsburg deutsches Land beherrschte, war dasselbe ausgebrannt und ausgemordet, der schwache Rest der Bevölkerung entkräftet, entmuthigt, durch lange Todesangst in unbedingten Gehorsam hineingeschreckt, so daß es der Dynastie leicht wurde, alle Volksrechte mit Füßen zu treten, die Stände aufzulösen oder zu lächerlichen Postulatenlandtagen herabzuwürdigen und den Adel und höhern Bürgerstand in den Jesuitenschulen entnationalisiren und in spanisch-italienischer Manier erziehen zu lassen, das gemeine Volk aber in tiefer Unwissenheit und krassestem Aberglauben niederzuhalten. Indem man aber auf diese Weise allen Menschenclassen im deutschen Oesterreich das Edelste und Natürlichste, worauf sie Anspruch zu machen hatten, die freie Ausbildung ihrer angestammten Nationalität, versagte und künstlich escamotirte, tröstete man sie mit sinnlichen Genüssen, Schauspielen und Spaß. Daher das sprichwörtliche Phäakenthum der Oesterreicher. Daher die Wichtigkeit von Essen und Trinken. Daher die laxe Observanz in Bezug auf das sechste Gebot, die öffentliche Lüderlichkeit. Da alle romanischen Völker von Natur unkeuscher sind als die germanischen, mußte begreiflicherweise Oesterreich, indem es nach dem politischen System der Habsburger so weit, als immer möglich, vom Romanismus durchdrungen wurde, auch in der Sittenlosigkeit und in dem Leichtsinn, mit welchem über Unschuld

und Keuschheit gelacht wird, entnationalisirt und romanisirt werden.

In diesem sinnlichen Vegetiren bei geistigem Tode verharrte Oesterreich unter Regenten, die merkwürdiger Weise immer geistloser und schläfriger wurden, wie die spanischen Habsburger auch. Daher die Keckheit, mit welcher Frankreich ihnen die Hegemonie im romanischen Süden zu entwinden suchte und im spanischen Erbfolgekrieg wirklich entwand. Die deutschen Habsburger verloren nach dem Aussterben ihrer spanischen Vettern Spanien und Neapel und gewannen nur die Niederlande und die Lombardei. Sie waren nicht thatkräftig genug gegenüber Ludwig XIV von Frankreich, der viele deutsche Fürsten bestach und mit ihnen den ersten Rheinbund bildete, dem insbesondere Bayern eifrig beistand und der auch noch die Türken dem Kaiser in den Rücken hezte. Der Kaiser, damals Leopold I, war den Ereignissen nicht gewachsen und auch sein genialer Feldherr, der berühmte Prinz Eugenius, konnte durch seine Siege immer nur theilweise und auf kurze Zeit wieder gut machen, was die Hofkriegsrathsperücken und die zum Theil von Frankreich bestochenen Minister in Wien verdorben hatten. Die Türken wären nicht zu fürchten gewesen, wenn die Habsburger Ungarn und Polen geschont und nicht durch blutige Verfolgung der Protestanten in Ungarn und durch jesuitische Intriguen in Polen zerrüttet, geschwächt und von sich abgewendet hätten. Polen hing allerdings nicht von Oesterreich ab, allein Oesterreich war mächtig genug, um einen Einfluß auf den Jesuitenorden üben zu können, als derselbe in seinem dummen Uebermuthe das weise System Stephan Bathoris verließ und das Land der freien Kosaken, welche Stephan mit Polen vereinigt und befreundet hatte, drangsalirte, die unirten Bischöfe ihres Ansehens und ihrer Rechte beraubte, so daß die Kosacken sich wieder von den Polen abwandten und am Ende Rußland zur Beute wurden. Das Alles hätte

verhindert werden können, wenn Polen bessere Rathgeber als die Jesuiten gehabt und wenn Oesterreich hier mit Verstand und Nachdruck eingewirkt hätte. Aber diese Jesuiten, die nur immer auf Ketzer Jagd machten, verschuldeten auch den Verlust Ungarns. Ungarn fiel ganz den Türken in die Hände. Als es Prinz Eugen wieder eroberte und siegreich selbst Bosnien einnahm, war keine Energie und kein organisatorisches Talent in Wien vorhanden, um die Vortheile seiner Siege auszubeuten und Bosnien und Serbien für immer vom Joch der Türken zu befreien. Ueberhaupt fehlte den deutschen Habsburgern die Gabe und der Wille zu organisiren und zu germanisiren, so daß Böhmen und Mähren, Kärnthen und Krain größtentheils eine rein slavische, noch ganz ungebildete barbarische Bevölkerung behielten.

Selbst die Augsb. Allg. Zeitung, ein Oesterreich sehr ergebenes Blatt, klagte (1869 Nr. 351) über diese Versäumnisse. Die verschiedenen Nationen, die sich jetzt gegen die Wiener Regierung auflehnen, hätten längst germanisirt, oder wenigstens durch den germanischen Impuls entwildert und für die abendländische Civilisation gewonnen seyn können. „Wie ganz anders stände es um Oesterreich, hätte man auch nur seit 1815 dem deutschen Bildungsstrome alle Thore des Reichs geöffnet, ja hätte man nur seit 1848 statt das Concordat mit Rom einen aufrichtigen Bund mit dem deutschen Genius geschlossen."

Eben so wenig wie an den türkischen Grenzen halfen die Siege des Prinzen Eugenius an den französischen Grenzen, da die Politik des Hauses Oesterreich seit zwei Jahrhunderten alles versäumt hatte, um die deutsche Nation gegen die französische zu stärken. Nur durch die falsche Politik der Habsburger waren die deutschen Bollwerke gegen Frankreich im Süden und Norden dem deutschen Reiche verloren gegangen. Das schweizerische Alpenland in Folge der unablässigen Bemühungen des Hauses

Habsburg, dort die Volksfreiheit zu unterdrücken, und das holländische Niederland mit seinen schönen Flotten aus dem gleichen Grunde, weil die spanischen Habsburger die bürgerliche und Religionsfreiheit dort hatten unterdrücken wollen. Der große Kurfürst von Brandenburg leistete, wie wir oben schon angeführt haben, dem Kaiser ehrlich die Reichshülfe gegen Frankreich, erntete dafür aber nur Undank. Die andern Reichsfürsten thaten nichts oder hielten zu Frankreich. Der edle Prinz Eugenius, zuletzt auch von der englischen Hülfe verlassen, forderte die Fürsten vergebens auf, sich zu ermannen und die Ehre des Reichs zu retten. Noch lesen wir in seinen Briefen: „Ich stehe am Rhein Schildwacht, betrachte die reizenden Gegenden und denke mir oft, wie ungestört sie im Genuß der Naturschönheiten seyn könnten, wenn sie nur Muth hätten und ihre Stärke zu benutzen wüßten. Es scheint unbegreiflich, daß ein so kraftvolles Volk sich allen Leiden und Drangsalen des Kriegs auf eigenem Boden so geduldig unterwirft, da es von seiner Gesammtkraft allein abhängt, allem Unheil zuvorzukommen. Mit einem Heerbann von 200,000 deutschen Männern getraute ich mir die Franzosen zurückzutreiben.“

Wie die spanischen Habsburger sich durch nichts mehr hervorthaten und in Erschlaffung verkamen, so auch die deutschen. Der letzte Habsburger, Kaiser Karl VI, hinterließ nur eine Tochter, die berühmte Maria Theresia, in welcher sich alle die guten Eigenschaften zu concentriren schienen, die ihren Vorfahren gefehlt hatten, eine echt deutsche Frau und Mutter, gesund an Leib und Seele. Da sie aber mit dem Herzog Franz von Lothringen verheirathet worden war, der die Ehre dieser Vermählung mit der schmählichen Abtretung Lothringens an Frankreich erkaufen mußte, kam mit ihrem berühmten Sohn Joseph II an die Stelle der bisherigen Habsburger Dynastie eine ganz neue, die lothringische aus dem Hause Vaudemont.

Die große Aenderung in der Dynastie machte sich auch sogleich bemerklich, denn Joseph II zerriß die Bande, die Wien bisher mit Rom verbunden hatten, half mit zur Aufhebung des Jesuitenordens, säcularisirte eine Menge Klöster und führte die Aufklärung und ein liberales System in Oesterreich ein. Aber er überstürzte sich dabei und stieß daher überall auf Widerstand. Mit den lateinischen Jesuitenschulen hörte die Herrschaft des romanischen Geistes in Oesterreich auf, der Kaiser begünstigte die deutsche Sprache in den Schulen, wollte sie aber so plötzlich und gewaltsam auch den Böhmen und Ungarn aufdrängen, daß sie sich ihm widersetzten. Die Germanisirung hätte schon Jahrhunderte früher, allmälig mit allen Wohlthaten der Civilisation bewirkt werden sollen. Auch in der Aufklärerei ging er zu weit, verstieß tyrannisch gegen manche gute alte Sitte und wollte, wie es scheint, ein noch größerer Freidenker seyn, als Friedrich der Große, dessen Ruhm er beneidete.

Zum zweitenmal trat Oesterreich aus dem Zauberkreise des spanischen Absolutismus heraus, wie es früher zum erstenmal, wenn auch mit andern Mitteln und untern andern Umständen, Wallenstein versucht hatte. Diesmal war es der Kaiser selbst, der Toleranz übte. Der mächtige Jesuitenorden war aufgehoben, Spanien und Italien befanden sich in einer kläglichen Schwäche. Also hatte Kaiser Joseph nicht mit so vielen Hindernissen zu kämpfen, wie einst Wallenstein. Aber er setzte doch keine nachhaltige Reform durch, weil er alles zu sehr übereilte und zu oberflächlich behandelte. In so großer Schnelligkeit, wie er es meinte, ließen sich die jahrhundertlangen Versäumnisse der Habsburger nicht nachholen. Die moderne Aufklärung vermochte die geistige Leere nicht auszufüllen, welche die Jesuitenerziehung dem Volk zum Erbtheil gelassen hatte. Oesterreich war allzuweit zurückgeblieben hinter der geistigen Bildung im protestantischen Norddeutschland. Es war nicht geschult genug, im Allgemeinen zu

unwissend. Man hatte es zu sehr mit Aeußerlichkeiten in Anspruch genommen, nur die Sinnlichkeit gewähren lassen und den Geist darüber vernachlässigt. Ein tieferes, feineres, insbesondere sittliches Urtheil ging den damaligen Oesterreichern ab. Die eifrigen Anhänger des Kaisers waren großentheils nur sehr mittelmäßige Köpfe und dienten ihm schlecht, indem sie seinem trefflichen Willen durch keinerlei sittlichen Ernst, durch keinerlei organisatorisches Talent nachhalfen. Und welche Literatur überschwemmte damals Oesterreich! Man kann nichts Gemeineres, Geistloseres und Frivoleres lesen. Der gefeiertste Dichter Oesterreichs war Blumauer, eine ganz gemeine Seele voll unzüchtiger Gedanken und Worte. Der große Koch, der ganz Oesterreich die neue Geistesnahrung zubereitete, war Trattner, welcher sich durch den Nachdruck der seichtesten und frivolsten Produkte, die in andern Ländern gedruckt waren, Millionen und den Adelsrang erschwindelte. Beim besten Willen vermochte Kaiser Joseph mit seiner Aufklärung und Preßfreiheit keinen neuen edlern Geist in Oesterreich einzubürgern, sondern nur zu enthüllen, wie tief der Geist in Oesterreich unter dem langen Degermanisirungssystem der Jesuitenschulen gesunken war.

Wenn Joseph II als Kind seiner Zeit keine Ahnung davon hatte, daß der kirchlichen Corruption, wie sie durch Neukatholicismus, Renaissance und Jesuitismus oder mit andern Worten durch den Romanismus herrschend und endlich unerträglich geworden war, nicht einzig nur die moderne, religionsfeindliche Aufklärung, sondern auch der ältere Katholicismus des germanischen, gothischen, vortridentinischen Mittelalters gegenüber stand, wenn ihm überhaupt alles Kirchenwesen fremd und zuwider war, so daß ihm auch eine Reformation, wie die lutherische, dem ihm verhaßten Romanismus entgegenzusetzen nicht einfiel, so hätte er doch die deutsche Nationalität in's Auge fassen, sich als ein Kaiser der Deutschen fühlen und Rom nicht blos die moderne Aller-

weltsaufklärung, sondern das deutsche Nationalbewußtseyn entgegenstellen sollen. Er wollte auch einmal in aller Geschwindigkeit Böhmen germanisiren und dachte wohl daran, sein ganzes Reich sprachlich zu uniformiren. Seine Mittel aber und seine Zeit reichten dazu nicht aus. Auch war es ein bloßer Formalismus. Nicht die deutsche Sprache, sondern deutschen Geist, deutsche Gesittung galt es zu verbreiten. Mit einem großartigen Patriotismus auch die übrigen Deutschen außerhalb Oesterreich zu elektrisiren und dadurch den barbarischen Nebenländern unwiderstehlich zu imponiren, wäre des deutschen Kaisers würdig gewesen. Aber daran dachte er nicht und eben so wenig richtete er seine auswärtige Politik nach dem Bedürfniß aller Deutschen ein.

Das Gesammtinteresse Deutschlands litt unter Joseph II insbesondere dadurch Noth, daß er sich nicht, wie es später sein Bruder und Nachfolger that, mit Preußen verständigte, um Rußland entgegenzuwirken und das polnische Bollwerk gegen Rußland aufrecht zu erhalten. Bei einer Zusammenkunft mit Joseph II drückte Friedrich II den Wunsch einer solchen Verständigung aus, Joseph aber zog es vor, sich von Rußland schmeicheln und verführen zu lassen, erst zur Theilung Polens, bei der Rußland sehr viel, Oesterreich sehr wenig gewann, dann zu einer Theilung der Türkei, wobei Rußland die Krim und Bessarabien, Oesterreich aber gar nichts gewann, als eine Niederlage. Nach Josephs Tode änderte sein Bruder Leopold II das System und verständigte sich mit Friedrich Wilhelm II von Preußen, regierte aber nur wenige Jahre und sein Sohn und Nachfolger Franz II, der mit seinem Minister Thugut das System änderte und die alte habsburgische Politik erneuerte, gab sich wieder der Verführung hin und intriguirte gegen Preußen, welches dadurch gezwungen wurde, mit der französischen Republik den Basler Frieden abzuschließen, da er nicht zugleich mit Frankreich Krieg führen und

Acht auf Polen haben konnte, dessen sich Rußland und Oesterreich in seinem Rücken bemeistern wollten.

Ohne die Hülfe Preußens nur auf den zweideutigen Beistand Rußlands angewiesen, konnte Oesterreich den Abfall der süddeutschen Fürsten, der zu einem neuen Rheinbund führte, nicht verhindern, noch allein gegen den großen Napoleon das Feld halten, wurde daher für seine falsche Politik bitter bestraft. Indem es zwar Preußens Demüthigung durch Napoleon schadenfroh zusehen durfte, selber aber nur noch von der Gnade Napoleons lebte und ihm seine Tochter in's Bett liefern mußte.

Im Jahr 1809, als sich Oesterreich zum letztenmal dem corsischen Welteroberer widersetzte, durften in seinem Namen auch Aufrufe, jedoch nie vom Kaiser unterzeichnet, an alle Deutschen erlassen werden, sie sollten sich gegen den gemeinschaftlichen Feind erheben. Das hatte aber nur den Zweck, den militärischen Operationen des Erzherzog Karl einigen Vorschub zu leisten. Ein großer nationaler Gedanke lag nicht darin. Die Wiener Regierung hatte nur die europäische Gleichgewichtspolitik im Auge, die Nationalitäten waren ihr gleichgültig. Sie hatte sogar für die treuen Tiroler keinen Dank übrig. Als endlich vier Jahre später, im Frühjahr 1813 Preußen sich aufraffte und das Volk in Waffen um jeden Preis das Joch Napoleons zerbrechen wollte, zauderte Oesterreich, das Gleiche zu thun, und that es auch nicht eher, als bis es im Einverständniß mit Rußland und Schweden durchgesetzt hatte, daß der Krieg gegen Frankreich nicht als Nationalkrieg, sondern als Krieg der Kabinette geführt werden solle. Zu diesem Zweck setzte es durch, daß die Alliirten erklärten, der Krieg werde nicht einmal gegen Frankreich, sondern nur gegen Napoleon geführt und, wenn dieser erst beseitigt wäre, würde man Frankreich auf alle Weise schonen. Oesterreich that das zum Theil in der Hoffnung, nach Napoleons Sturz werde dessen Gemahlin, die Oesterreicherin, Regentin von Frankreich werden,

zum Theil auch, um die Ansprüche der preußischen Patrioten, welche Frankreich gründlich bestrafen, Elsaß und Lothringen wieder haben und Deutschland auf jede Weise stärken wollten, zu durchkreuzen. Oesterreich wollte sich nur mit Erwerbungen in seiner Nähe, insbesondere mit Illyrien und Oberitalien abrunden, machte auf die fernen Niederlande und Lothringen keinen Anspruch mehr, suchte aber auf jede Weise zu verhindern, daß Preußen in Norddeutschland allzu mächtig werde, setzte ihm daher die vergrößerten Königreiche Hannover, Holland und Dänemark entgegen und sah es gerne, daß Frankreich stark bleibe, nur damit Preußen nicht erstarke.

Aus demselben Grunde garantirte Oesterreich den Rheinbundstaaten, die noch 1813 im Bunde mit Napoleon gegen Deutschland kämpften, gänzliche Straflosigkeit und ihren Besitzstand und nahm sie unter seinen Schutz. Auch hatte Oesterreich nichts dagegen einzuwenden, als Rußland und Schweden sich verabredeten, Rußland solle das vorher schwedische Finnland behalten, Schweden dagegen das zu Dänemark gehörende Norwegen und Dänemark als Entschädigung die Hansastädte erhalten. Man dachte in Wien auch nicht entfernt daran, daß die deutsche Nation nach den ungeheuern Opfern, die sie im Kriege brachte, eine größere Einigkeit, eine stärkere Machtstellung nach Außen und den Wiedergewinn seiner verlorenen Provinzen zum Lohn erhalten solle. Die deutsche Nation als solche sollte gar keine Stimme haben. Als Görres in Coblenz im Namen der Nation zu sprechen wagte, ließ ihn Metternich durch die feile Feder des Herrn von Gentz maßregeln und verhöhnen. Als die Tiroler sich 1813 wie 1809 erheben wollten, befahl man ihnen österreichischerseits sich ruhig zu verhalten, denn nur die Fürsten hätten zu entscheiden, nicht die Völker.

Wichtiger als alles andere war die neue Grenzbestimmung gegen Westen. In Preußen hatten, wie auch im übrigen Deutsch-

land, die patriotisch gesinnten Männer, vor allem Görres am Rhein von einem Siege über Frankreich nichts anderes gehofft und erwartet, als die Wiederherstellung eines ganzen einigen Deutschlands mit allen überrheinischen Provinzen, die zu unserm alten Reiche gehört hatten. Die Rheinbundfürsten brauchte man nicht um Erlaubniß zu fragen. Nur um die Zustimmung Oesterreichs handelte es sich. Aber Oesterreich wollte seiner alten Politik gemäß nichts von einer Stärkung deutscher Nationalität wissen. Wäre es Hand in Hand mit Preußen gegangen, so hätte Rußland nicht wagen dürfen, Einsprache zu thun, wenn jene beiden nicht nur Elsaß und Lothringen, sondern auch die Niederlande mit Deutschland wieder vereinigt hätten.

Daß Oesterreich auch jetzt noch an der undeutschen Politik der Habsburger festhielt, war ihm selbst nicht zuträglich, denn es schädigte und beleidigte Deutschland, wandte alle deutsch gesinnten Männer von sich ab und konnte doch auf keinen Dank und keine Treue weder von Seite Frankreichs noch Rußlands rechnen, deren Politik es in dieser Frage gedient hat. Man begreift kaum, wie Metternich so verblendet seyn konnte, und fühlt sich versucht, dem Gerücht Glauben zu schenken, welches in St. Petersburg umlief, wonach nämlich Metternich durch bedeutende Summen an das russische Interesse sollte gefesselt worden seyn. Die Verblendung bestand darin, daß Oesterreich den Westen Deutschlands den Franzosen preisgab, darunter auch seine eigenen Niederlande, ohne einen genügenden Ersatz dafür im slavischen Osten zu suchen. Diesen Ersatz hätte es nur finden können, wenn es im slavischen Osten germanisirt und das deutsche Sprachgebiet in dem Maaß erweitert hätte, wie die Franzosen das ihrige auf Kosten der Deutschen im Westen erweiterten. Denn das Uebergewicht der französischen Sprache und Bildung erstreckte sich nicht blos auf Elsaß und Lothringen, sondern auch auf die vormaligen österreichischen Niederlande. Daraus folgte naturgemäß, daß Oester-

reich, wenn es das Deutschthum über dem Rhein nicht schützen wollte, es im Osten wenigstens hätte ausdehnen sollen.

Der Besitz nichtdeutscher Kronländer konnte ihm niemals, wie alt derselbe auch schon seyn mochte, volle Sicherheit für die Zukunft gewähren, davon hätten es die wiederholten blutigen Empörungen in Böhmen und Ungarn längst überzeugen sollen. Es hätte wenigstens Böhmen und Mähren, wenigstens Steiermark, Kärnthen und Krain vollständig germanisiren sollen, wozu es Jahrhunderte Zeit hatte. Auch die schmale, aber wichtige Küste Dalmatiens hätte es um so leichter germanisiren können, als ihre Bevölkerung wenig zahlreich ist. Wenn es zur rechten Zeit durch Ungarn große Verkehrswege nach den untern Donauländern geöffnet, die Naturschätze dieser Länder dem europäischen Markt zugänglich gemacht hätte, so würde es sich diese Länder befreundet haben und mit einer deutschen Colonisation eher am schwarzen Meer angekommen seyn, als Rußland mit der seinigen. Die Germanisirung würde auch ohne Eroberung der Civilisation und den materiellen Interessen auf ihrem natürlichen Wege gefolgt seyn. Was vom nördlichen Deutschland aus den Niedersachsen, der Hansa, dem deutschen Orden, später den Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg im Geschäft der Germanisirung gelungen ist, warum hätte es nicht auch Oesterreich, wenn es nur gewollt hätte, von Süddeutschland aus gelingen können? Wurden nicht alle Slavenländer ostwärts von der Saale und Elbe bis weit über die Oder hinaus, wurden nicht alle Südküsten der Ostsee bis tief in den finnischen Meerbusen hinein germanisirt? Oesterreich hätte sich ähnlicher Erfolge im Süden erfreuen können, wenn es keine romanische, sondern eine deutsche Politik getrieben hätte. Hätte es da germanisirt, so würden dem Prinzen Eugenius seine Siege an der untern Donau noch ungemein erleichtert worden seyn, und jedenfalls würden sie bessere Früchte getragen haben.

Der Congreß, welcher nach Napoleons Sturz die Karte von Europa änderte, wurde in Wien abgehalten unter der Oberleitung Metternichs, welcher Oesterreich möglichst gut bedachte, desto schlechter aber das übrige Deutschland. Und in Oesterreich selbst blieb das deutsche Element noch immer, wie seit Karl V, zurückgesetzt und das slavische, romanische und ungarische wurden bevorzugt. Auch in den übrigen deutschen Bundesstaaten sorgte Metternichs Politik dafür, zunächst durch die berüchtigten Karlsbader Beschlüsse, den Patriotismus von 1813 fernerhin für ein Verbrechen zu erklären und die deutsche Nation durch die Vielstaaterei zerstückelt und uneins zu erhalten. Das österreichische Präsidium am Bundestage zu Frankfurt gewährte den Mittel- und Kleinstaaten seinen Schutz, hierin wetteifernd mit Rußland, welches mit mehreren der mittlern und kleinern deutschen Fürsten Familienverbindungen einging. Die Niederlande ließ man von Deutschland getrennt, die Elbherzogthümer ebenfalls, und wenn man nur wenige Theile beider (Luxemburg, Limburg, Lauenburg und Holstein) zum deutschen Bunde hinzugezogen hatte, so war es nur geschehen, um dem neuen König der Niederlande und dem König von Dänemark durch diese Anhängsel eine Stimme am deutschen Bundestag zu Gunsten Oesterreichs und zum Nachtheil Preußens zu sichern.

Sofern die patriotische Begeisterung im Jahr 1813 und der Ruf nach deutscher Einheit von Preußen ausgegangen war, lag der undeutschen Politik Oesterreichs alles daran, Preußen zu schwächen. In Süddeutschland hatte Preußen gegenüber von Oesterreich und den alten Rheinbundstaaten ohnehin keinen Einfluß; um aber auch dessen Einfluß in Norddeutschland zu schmälern, verfügte Metternich im Einverständniß mit den fremden Mächten, daß die preußische Monarchie nicht wie die österreichische, abgerundet, sondern im Gegentheil unnatürlich lang ausgestreckt und in der Mitte zerrissen wurde. Anstatt es mit Sachsen,

Franken und Ostfriesland abzurunden, schob man seine Grenzen über den Rhein vor, wo es seine schwächere Seite dem erstarkten Frankreich darbieten mußte und wo man ihm eine katholische Opposition zu erziehen hoffte. Man gab ihm Ostfriesland, was es früher schon besessen hatte, nicht zurück, damit es von der Nordsee abgeschnitten bleibe, und man verstärkte Dänemark und die neuen Königreiche der Niederlande und Hannover, um sie Preußen im österreichischen Interesse als böse Nachbarn und Wächter an die Seite zu setzen.

Da nun Preußen selbst unter dem Minister Hardenberg dem Patriotismus von 1813 entsagte und sich ganz vom russischen Schwiegersohn und Metternich gängeln ließ, hatte Oesterreich leichtes Spiel und überließ sich daher auch einer allzu blinden Zuversicht, daß die Dinge so fort gehen würden. Allein man kann nicht immer ungestraft die heiligsten Rechte einer großen Nation mit Füßen treten. Die deutsche Nation gewann dennoch nach und nach wieder Elasticität genug, um die Bande, in welche sie die alte habsburgische Politik seit dem Wiener Congreß auf's neue eingeschnürt hatte, wieder zu zerreißen. Der erste Riß in das abscheuliche Netz war der Zollverein. Oesterreich hatte dafür gesorgt, daß nicht nur alle deutschen Bundesstaaten durch Mauthen und Zölle von einander abgesperrt bleiben mußten, sondern daß auch der deutsche Bund völlig unthätig blieb, als das durch Preußen gerettete und dafür so undankbare Holland, trotz der auf dem Wiener Congreß stipulirten freien Rheinschifffahrt, die Rheinmündungen absperrte. Dadurch litten nun aber die Industrie- und Handelsinteressen in den Bundesstaaten auf eine zu unnatürliche Weise, als daß man es länger hätte aushalten können, und nach dem Sturm, den die Julirevolution in Deutschland hervorgerufen hatte, konnte Metternich nicht mehr verhindern, daß Preußen mit dem größten Theil der Mittel- und süddeutschen Bundesstaaten den berühmten Zollverein abschloß.

Wenn auch manche Regierung dieser Staaten vor dem ersten Anfang einer preußischen Hegemonie in Deutschland ein wenig zurückschauderte und auch in dieser Frage, wie in jeder andern, welche die Erhaltung ihrer Souveränetät betraf, sich lieber an Oesterreich gehalten hätte, so glaubten sie doch, ihren unzufriedenen Bevölkerungen den materiellen Bissen zuwerfen und gönnen zu sollen, um dieselben zu beschwichtigen und dadurch den Ungestüm liberaler Forderungen auf dem rein politischen Gebiet desto leichter schwächen zu können.

Ohne Zweifel hat die Niederlage der habsburgischen Politik in Angelegenheiten des Zollvereins nicht wenig dazu beigetragen, den principiellen Haß dieser Politik gegen den Germanismus zu verstärken. Indem das Wiener Cabinet einsah, für rein deutsche Interessen wirkend, werde Preußen ihm immer im deutschen Bunde den Rang ablaufen, mußte es in seinem Entschluß, den Germanismus mit romanischen und slavischen Elementen zu bekämpfen und niederzuhalten, nur immer mehr befestigt werden. Es begünstigte daher die nationalen Bestrebungen der Czechen in Prag, der Magyaren in Pesth und der Italiener in Padua, wo nationale Akademien begeisternd auf die Jugend einwirkten, während in der deutschen Hauptstadt Wien, um jegliche Begeisterung für deutsches Wesen fern zu halten, gar keine Akademie geduldet und erst sehr spät dem alterschwachen Metternich noch abgerungen wurde. Obgleich Deutsch-Oesterreich durch seine Sprache auf die deutsche Literatur und Bildung angewiesen ist, wußte doch die habsburgische Politik auch immer noch nach den großen Befreiungskriegen eine Abgrenzung der österreichischen Monarchie festzuhalten, und das alte geistlose Phäakenthum in Wien, welchem jeder sittliche Ernst fern blieb, auf das sorgfältigste zu pflegen.

Sinnliches Behagen, öffentliche, allgemein verbreitete Lüderlichkeit, an der niemand mehr Anstoß nahm, dabei ewig wech-

selnde Unterhaltungen, geistliche und weltliche Schauspiele sollten das Volk nicht blos in Wien, sondern in der ganzen Monarchie immer so angenehm beschäftigen, daß es möglichst wenig an Politik, oder überhaupt an ernste Unterhaltung denken könnte. Während in ganz Oesterreich nicht ein einziger katholischer Theologe von nur irgend einer Bedeutung auftrat, erfreute sich das Volk an glänzenden und bunten Kirchenfesten, Prozessionen, Wallfahrten, Andachtsspielereien und abergläubigen Gebräuchen aller Art, desgleichen an weltlichen Theatern, an lustiger Musik, Spielen, Tänzen. Sogenannte Volkstheater verbreiteten den obligaten Wiener Spaß durch die ganze Monarchie. Die beliebtesten Humoristen, Componisten, Schauspieler, welche das Volk immer bei guter Laune erhielten, wurden reichlich aus Staatsmitteln besoldet.

Wie sehr die Religion nur für den politischen Zweck ausgebeutet wurde, ohne daß man es ernst mit ihr gemeint hätte und wirklich fromm gewesen wäre, beweist das erstaunenswürdige Phänomen der in Wien aufgekommenen Judenwirthschaft. Dieselbe hatte schon unter Thugut begonnen, nahm aber immer ungeheuerlichere Dimensionen an. Grenzenlose Lüderlichkeit wurde Regel im Staatshaushalt. Zu allen Verschwendungen lieh der Jude Geld, aber gegen Wucherzinsen. Eine Staatsanleihe nach der andern wurde mit Juden contrahirt, wobei durch Bestechung der hohen Beamten der Staat betrogen wurde, durch künstliche Hausse und Baisse, durch Verlosungs- und Aktienschwindel der Judensack immer mehr sich füllte, die österreichische Staatskasse immer mehr sich leerte, die österreichische Staatsschuld zu drei Milliarden anwuchs. Die Juden beherrschten die Börse, genossen das Monopol aller Staatsanleihen und Lieferungen, beherrschten aber auch zugleich die Presse und dienten in derselben allerdings der habsburgischen Politik, sowohl durch unermüdliche Beschönigung der Mißregierung und durch umsichtige und gewandte

Polemik, zu welcher sich die jüdische Schamlosigkeit vorzüglich eignete, als auch in der Unterhaltungsliteratur und im Theater durch obligate Spaßmacherei; allein sie dienten der habsburgischen Politik doch nur für den Augenblick und nur zu ihrem eigenen Vortheil.

Zu derselben Zeit, in welcher die Juden diese Gewalt in Wien erlangten und sich auch durchaus nicht genirten, gelegentlich und als ob es nur ein unschuldiger Spaß wäre, christliche Wahrheiten, Sitten und Gebräuche zu verhöhnen, schloß Oesterreich mit Rom das berüchtigte Concordat ab und machte aus demselben einen Popanz, mit dem sich die protestantischen und liberalen Philister in ganz Deutschland schrecken ließen, als breche Pfaffenherrschaft und finsteres Mittelalter herein. Wie müssen die Wissenden in Wien darüber gelacht haben! Die Judenwirthschaft und das Concordat, wie sie sich einander auch zu widersprechen schienen, waren doch beide principiell anti-germanisch und eigneten sich daher auch beide ganz vortrefflich zu Werkzeugen der herkömmlichen Politik.

Zuletzt rächte sich das Nationalitätenprincip für die Versündigungen, deren sich diese Politik gegen dasselbe schuldig gemacht hatte. Die nämlichen Italiener, Magyaren und Czechen, zu deren Gunsten Oesterreich das germanische Element so stiefväterlich behandelt hatte, wollten nicht länger dem Interesse der habsburgischen Dynastie, sondern nur ihrem eigenen Nationalinteresse dienen und versetzten im Jahr 1848 der österreichischen Monarchie so grobe Stöße, daß sie sich von denselben nur durch den Beistand Rußlands gegen die Revolutionären auf kurze Zeit hat erholen können. Im Jahr 1859 verlor es die Lombardei, 1866 Venetien und in gewisser Beziehung auch Ungarn; denn es sah sich gezwungen, die Gesammtmonarchie zu theilen, um Ungarns Stolz und Eigenwillen zu befriedigen. Seitdem verlangen auch die Czechen dasselbe Maaß von Selbstständigkeit wie

die Ungarn. Die alte habsburgische Politik ist dadurch so tief herunter gekommen, daß wer ihr noch anhängt, nur noch von Frankreich ihre Rettung hofft, sofern Frankreich heute so wenig als je in frühern Zeiten, eine Einigung der Deutschen ohne Neid und Furcht kommen sehen kann.

Graf Beust hatte zwar sehr recht, als er einmal sagte, er sey an den Fehlern, welche früher begangen wurden, nicht schuld. Eben so wenig sein Kaiser. Das Uebel war schon sehr alt. Oesterreich hatte seit ein paar Jahrhunderten Zeit gehabt, seine slavischen Kronländer zu germanisiren; weil aber die habsburgische Politik von Anfang an antigermanisch war, ist es nicht geschehen. Dasselbe Oesterreich hätte Jahrhunderte Zeit gehabt, civilisatorisch auf Bosnien, Serbien und die untern Donauländer einzuwirken, hier dem Handelsverkehr und der Bildung breite Wege zu öffnen, lange ehe die Russen bis zum schwarzen Meere kamen. Aber es wollte nicht. Die Völker ringsumher und seine eigenen Unterthanen in einem Zustand der Bildungslosigkeit und Verdummung zu erhalten, schien ihm räthlicher, weil sie dann gehorsamer bleiben und von den Jesuiten sich leichter lenken lassen würden. Es schonte die fremden Nationalitäten, um die deutsche niederzuhalten. Wie viele Nationen es beherrschte, hielt es sie nach dem Grundsatz divide et impera doch immer auseinander, sperrte sie durch Mauthen ab und vernachlässigte die Verkehrsstraßen. Sogar das von Natur so reich gesegnete Ungarn konnte seine Produkte nur kümmerlich in's Ausland absetzen. Der Einfluß deutschen Geistes wurde fern gehalten. Die ungeheure Mehrheit der österreichischen Unterthanen konnte gar nicht lesen, der Minderheit, die es konnte, wurden die besten Bücher durch die Censur vorenthalten.

Wenn Oesterreich nicht germanisiren wollte, so hätte es wenigstens die abendländische Kirche nach dem Osten ausdehnen und sowohl dem Islam in der Türkei als der griechischen Kirche

Terrain abgewinnen sollen. Polen hatte ihm durch Ausdehnung der unirten Kirche bis Smolensk ein gutes Beispiel gegeben. Aber Oesterreich kehrte die ganze Schneide des Katholicismus einzig gegen die Protestanten und wühlte damit zur Ferdinandeischen Zeit in seinen eigenen Eingeweiden, während es bis auf den heutigen Tag den muhamedanischen Adel im nahen Bosnien duldete und der griechischen Propaganda niemals einen Damm entgegengesetzt hat. Auch das Concordat war nur Schein. Während man die Protestanten damit ängstigte, that man nicht das Geringste, um auf österreichischen Schulen und Universitäten, wie das überall in Deutschland, Frankreich und sogar England geschah, eine Begeisterung für die Religion zu pflegen. Man ließ vielmehr die äußerste Frivolität und Religionslosigkeit aufkommen und gab sich ganz den Juden hin.

Dieses verkehrte System mußte natürlicherweise üble Früchte tragen. Die einst so gefürchtete Macht Oesterreichs wurde kernfaul. Das starke eiserne Band, mit dem es seine mannigfaltigen Kronländer stramm zusammen gehalten hatte, wurde rostig und in demselben Maaß mehrte sich die Elasticität der zusammen gepreßten Nationalitäten und zerriß vollends das morsch gewordene Band. Der ungeheure Finanzschwindel, die betrügerische Armeeverwaltung, die Corruption der Beamtenwelt, die Beförderung unfähiger Aristokraten zu den höchsten Aemtern lähmte die Kraft des noch unter Radetzki so großen Respekt einflößenden österreichischen Heeres. Die Monarchie schritt von Niederlage zu Niederlage rückwärts und Oesterreich verlor die italienischen Provinzen, seinen Einfluß in Italien wie in Deutschland, während seine magyarischen und slavischen Unterthanen sich offen empörten oder wenigstens Forderungen machten, welche die Einheit der Monarchie aufzulösen drohten.

Die Lage, in welche die kaiserliche Regierung dadurch gekommen ist, erscheint so unbequem und unleidlich, daß man sich

über die vielen und einander sogar widersprechenden Versuche, aus dieser Lage herauszukommen, nicht wundern darf. Kaum je hat eine Regierung in ihrer äußern und innern Politik zugleich in so kurzer Zeit so viele Frontveränderungen vorgenommen, wie die österreichische. Das sieht principlos aus, ist es aber nicht. Es ist nur Noth des Augenblicks, die einen in den Sumpf gerathenen Wanderer zwingt, bald rechts bald links zu treten, bald vorwärts, bald rückwärts zu springen, dahin, wo er glaubt, nur wieder festen Boden zu finden. Das latent gewordene Princip ist immer noch das alte ursprüngliche der habsburgischen Politik und kann kein anderes seyn. Nur mit dem eisernen Bande einer starken Militärmacht lassen sich widerspenstige Nationalitäten zusammenpressen und in Gehorsam halten und nur durch die Mitwirkung einer der Regierung blind ergebenen Kirche lassen sich auch die Geister eben so binden, wie durch jene eiserne Gewalt die Leiber. Als die Regierung, durch die Revolution von 1848 dazu gezwungen, vom System des eisernen Despotismus und des Concordats plötzlich in's andere Extrem des Liberalismus übersprang, wer hätte ihr zutrauen können, daß es ihr damit ernst sey? Dank den Siegen von Windischgrätz und Radetzki, Dank der russischen Hülfe, daß man der Lüge nicht länger zu fröhnen brauchte! Fürst Schwarzenberg machte der ganzen liberalen Komödie ein Ende und regierte wieder wie Karl V und Ferdinand II mittelst der Soldaten und des Concordats. Das war so natürlich, so herkömmlich in Wien und gelang auch so gut, daß man große Hoffnungen für die Zukunft schöpfte und im Sicherheitsgefühl ein wenig übermüthig wurde. Mit Hülfe der Russen hatte man 1849 Ungarn gedemüthigt, mit Hülfe derselben Russen demüthigte man 1850 auch Preußen. Dann durfte man denselben Russen 1854 mit Hülfe der Westmächte eine tüchtige Ohrfeige versetzen und sie zum Rückzug über die Donau zwingen. Nach solchen Erfolgen

konnte man im Frühjahr 1859 wohlunterrichtete Stimmen aus Oesterreich vernehmen, welche von dem bevorstehenden Kriege in Italien unter der sichern Voraussetzung, Oesterreich werde siegen, eine großartige Reaktion voraussagten, eine Reaktion politischer und kirchlicher Natur, die sich über die Grenzen Oesterreichs hinaus erstrecken würde.

Man hatte jedoch einen Hauptfaktor vergessen. Es war kein Radetzki mehr da. Ein ganz unfähiger Günstling des Hofes nahm dessen Stelle ein. In der Armeeverwaltung herrschte heilloser Betrug, daß die braven Soldaten hungern mußten. Genug, man wurde geschlagen und man gab sogar voreilig die ganze Lombardei preis, nur um sich nicht von Preußen helfen lassen zu müssen. Das Unglück und die Schande waren aber so groß, daß die Revolution von 1848 sich leicht hätte wiederholen können, wenn man ihr nicht durch einen neuen Reichstag, durch eine neue Verfassung, durch eine neue liberale Komödie zuvorgekommen wäre. Aber der Liberalismus hatte seine Zauberkraft schon eingebüßt. Nur die guten Wiener ließen sich damit noch trösten. Nicht so die Ungarn und Böhmen, die nur für ihre unabhängige Stephans- und Wenzelskrone agitirten. Da bot sich die liberale Agitation im übrigen Deutschland gegen Preußen der Wiener Regierung als ein erwünschter Bundesgenosse dar. Mit Hülfe dieses wenigstens scheinbar sehr mächtigen Liberalismus, dem die mittelstaatlichen Regierungen und Kammern, die sog. öffentliche Meinung und die Presse und sogar das Berliner Abgeordnetenhaus huldigten, konnte man Preußen wieder wie in Olmütz gründlich demüthigen, befand sich dann an der Spitze Deutschlands und konnte dadurch sowohl die Magyaren als die Czechen einschüchtern und in Gehorsam erhalten. So wurde der Fürstentag in Frankfurt improvisirt, aber der ganze Plan wurde vereitelt, weil die Mittelstaaten sich nicht zu Werkzeugen Oesterreichs brauchen lassen wollten, damit

es eine Macht erringe, die ihnen selbst künftig gefährlich werden könnte.

So von allen Seiten abgewiesen, ohne mit Gewalt durchfahren zu können, that Oesterreich einen wirklich genialen Sprung seitab, nämlich mitten in's preußische Lager. Es suchte die Freundschaft Preußens nach und verband sich zur Waffenbrüderschaft gegen die Dänen mit demselben Preußen, welches ihm bisher immer so verhaßt gewesen war und dem es soviel als immer möglich wehe zu thun gesucht hatte. Wenn es Oesterreich ernst gewesen wäre, gemeinschaftlich mit Preußen das deutsche Nationalinteresse zu fördern, so würde es nicht bei der Demüthigung der Dänen stehen geblieben seyn, sondern auch die weisen und gemäßigten Vorschläge zu einer Bundesreform, die von Preußen ausgegangen waren, gutgeheißen und unterstützt haben, ja seine eigene Stellung gegenüber von Ungarn und Böhmen und gegenüber dem beleidigt grollenden Rußland wäre durch Zusammenhalten mit Preußen außerordentlich gestärkt worden. Aber die alte habsburgische Politik litt nicht, daß Preußen an der Nord- und Ostsee Vortheile erringen sollte, welche Oesterreich seiner Entfernung wegen nicht mit demselben theilen konnte. Es kam also zu dem bekannten Bruche und zu dem verhängnißvollen Kampfe von 1866.

Oesterreich übereilte sich diesmal noch mehr als 1859, obgleich es durch seine traurigen Erfahrungen in Italien hätte gewarnt seyn können. Es fing den Krieg an, ohne gehörig darauf vorbereitet zu seyn. Es prahlte mit 800,000 Mann, die es nicht hatte. Die Armeeverwaltung war noch eben so betrügerisch wie 1859, so daß die Soldaten wieder hungern mußten. Mochte auch Benedek kein schlechter Feldherr seyn, so taugten doch der Generalstab und die meisten andern Führer nichts. Kurz die Niederlagen durch die Preußen in Böhmen waren für Oesterreich noch viel empfindlicher als die frühern durch die

Franzosen in der Lombardei. Oesterreich mußte sich dazu bequemen, der Auflösung des deutschen Bundes zuzustimmen und von Deutschland auszuscheiden, verlor also seine bisherige Hegemonie in Deutschland, wie die in Italien. Die letztere war ihm zwar schon durch den Verlust der Lombardei aus den Händen gewunden worden, doch hatte es noch Venedig behalten, also noch seinen Fuß in Italien. Jetzt gab es auch Venedig preis, in der voreiligen Erwartung, es werde sich dadurch die französische Hülfe erkaufen.

Diese blieb aus und Oesterreich glich einem Schiff, das aus den Fugen zu gehen anfängt. Der Liberalismus allein reichte nicht mehr hin, die Kronländer zufrieden zu stellen. Das Nationalitätenprincip überwog in allen nichtdeutschen Kronländern bei weitem den liberalen und demokratischen Schematismus. Vor dem Kriege hatten sich die Ungarn ein wenig gefügt und da man der Deutsch-Oesterreicher durch das liberale System sicher zu seyn glaubte, schmeichelte das Ministerium Belcredi den Slaven. Nun aber erhoben sich die Ungarn wieder so nachdrücklich, daß man in Wien begriff, sie vor allem müsse man beruhigen. In diesem Stadium wurde Beust an das österreichische Staatsruder gerufen, ein sächsischer Protestant, der den Klerikalen, ein bloßer Edelmann, der den stolzen Aristokraten nicht gefallen konnte, bisher ein Träger der Triasidee, die immer Oesterreichs Politik durchkreuzt hatte. Gleichwohl hatte sich Beust nicht nur durch großes Talent hervorgethan, sondern auch schon in seiner Stellung als sächsischer Minister Oesterreich gute Dienste geleistet, seine Ernennung in Wien hatte also für Kundige nichts Auffallendes.

Wenn man in seiner oft wechselnden und scheinbar sich widersprechenden Politik einen durchlaufenden Faden suchte, so gelangte man zu der Vermuthung, es sey ihm nur darauf angekommen, Zeit zu gewinnen, bis es möglich seyn würde, mit

Hülfe auswärtiger Allianzen Oesterreich für die Niederlage von 1866 eine ähnliche Genugthuung zu verschaffen, wie sie sich Maria Theresia nach dem Verluste Schlesiens mittelst des Versailler Vertrags hatte verschaffen wollen. Wenn es auch nur Palliativmittel waren, mit denen man im Innern des Reichs bald die Ungarn, bald die Deutschen, bald die Slaven zu beschwichtigen suchte, so war es genug, wenn sie nur von Jahr zu Jahr ausreichten, um die Gesammtmonarchie noch zusammen zu halten, bis die gewünschte Constellation eintrat. Auf Consequenz in der Wahl der Mittel kam es dabei gar nicht an, im Gegentheil wäre man in Verlegenheit gekommen, wenn man consequent hätte bleiben und die Verantwortung für jede Art von Herumtastung hätte übernehmen wollen. Je gewagter ein solches Herumtasten war, um so besser war es auch für den Herumtastenden, wenn man das Gestern schnell wieder über dem Heute vergaß und wenn er die Aufmerksamkeit der Welt von einem fatal gewordenen Punkte geschwind wieder auf einen andern, noch neuen hinlenkte. Bekanntlich begann Beust mit einem Versuch, Rußland gegen Preußen zu gewinnen, und schmiegte, da dies mißlang, sich desto mehr an Frankreich an, suchte sogar Italien begreiflich zu machen, daß ihm eine Allianz mit Preußen viel weniger nützen könne, als eine solche mit Oesterreich und Frankreich, weil es nur im Bunde mit diesen beiden katholischen und ihm nächsten Monarchien der Mazzinisten und Garibaldianer Meister werden könne. Auch kam die Duldung, die er dem Hietzinger Hofe und der außerordentlich rührigen Hietzinger Presse, den angeblich großdeutschen Prahlereien am Wiener Schützenfest zc. gewährte, einer Provocation ziemlich gleich. Dabei konnte er auf eine alte österreichische Partei im südwestlichen Deutschland zählen, deren Presse oft recht naiv ihre Sehnsucht nach einem Kriege gegen Preußen und nach einer französischen Invasion in Deutschland verrieth.

Die innern Verhältnisse Oesterreichs waren sehr verwickelt, ihre definitive Lösung schien auch unmöglich ohne einen neuen europäischen Krieg, infolge dessen Oesterreich entweder in Trümmer gehen, oder zu seiner alten absolutistischen Omnipotenz zurückkehren müßte. Es konnte also überhaupt nur von Provisorien die Rede seyn und da keins von allen genügte, aus keinem ein Definitivum gemacht werden konnte, so genügte es, zum Zweck des Zeitgewinns, wenn man den Fächer der Möglichkeiten nach allen Seiten hin drehte und nach einander in allen Farben spielen ließ. Das war die Politik, die zwischen dem Centralismus, Dualismus und Föderalismus beständig vibrirte. Man legte den Schwerpunkt der Monarchie provisorisch nach Pesth, nachdem Beusts Vorgänger Belcredi ihn eben so provisorisch hatte nach Prag verlegen wollen. Da sich die Deutschen zurückgesetzt fühlten, berief man ihre liberalen Doctoren in's Ministerium, um sie kirre zu machen. Es war ja nur provisorisch. Nun lärmten wieder die Slaven, Czechen, Polen, Slovenzen, und die Dalmatiner wurden förmlich grob. Sie sind vor der Hand beschwichtigt, aber nicht auf eine Art, welche dauerhaften Gehorsam von ihrer Seite verspricht.

Wer an die Zukunft des schönen Oesterreich denkt, kann sich einer tiefen Betrübniß nicht erwehren. Nicht nur ein Oesterreicher, jeder Deutsche muß dieses Gefühl theilen. Was hätte aus diesem Reiche werden können, wenn seine Regenten ihren natürlichen Beruf darin erkannt hätten, den Germanismus, die Civilisation und die abendländische Kirche nach Osten hin, der Donau entlang und auf die barbarischen oder wenigsten halbbarbarischen Völker auszudehnen! In welche Gefahr ist Oesterreich und mit ihm ganz Deutschland dadurch gerathen, daß unter dem Hause Habsburg diese natürliche Politik unterblieben ist.

Ein Ausweg steht immer noch offen für das deutsche Oesterreich, wenn es mit Ungarn verbunden sich auf Deutsch-

land, d. h. auf den erstarkten Norddeutschen Bund stützen würde, um einer endlichen Ueberwältigung durch den Panslavismus zu entrinnen. Von jeher, in vielen publicistischen Auslassungen, am ausführlichsten aber in meiner Flugschrift „Preußen und Oesterreich im Jahr 1866" welche noch vor dem Ausbruch des Krieges in demselben Jahr erschien, habe ich das Zusammengehen Oesterreichs mit Preußen für die Grundbedingung des innern Wohlseyns und der äußern Sicherheit und Machtentfaltung der deutschen Race erkannt. Leider aber mußte ich mich überzeugen, daß eine gute Meinung dieser Art nicht beachtet wird, und daß meine Worte in den Wind gesprochen waren. Und auch jetzt noch, welche göttliche Liebe müßte vom Himmel herabsteigen, um den Groll Oesterreichs gegen Preußen zu versöhnen!

Soviel von dem, was Oesterreich für Deutschland geleistet und nicht geleistet hat.

Ich enthalte mich, die Vergleichung auch auf die Mittel- und Kleinstaaten auszudehnen, sofern diese immer zu schwach waren, von sich aus eine Entscheidung, sey es zum Guten oder zum Schlimmen, herbeiführen zu können. Nur im Gefolge einer deutschen Großmacht, oder einer auswärtigen Macht, die allein die Dinge entschied, hatten sie eine untergeordnete Bedeutung. Jeder einzelne war zu ohnmächtig und unter sich waren sie niemals einig. Wie viel also der eine oder andere guten Willens dem Gesammtinteresse Deutschlands aufzuhelfen beflissen war, oder es im schnöden Bunde mit dem Ausland schädigte, im Ganzen wurde dadurch nichts geändert. Auch ihre Fortexistenz haben sie immer nur der Eifersucht der Großmächte zu verdanken gehabt, denn wenn eine Großmacht sie annectiren wollte, hinderte es die Eifersucht der andern. Daher auch ihr fortgesetztes Bemühen, den Schutz der einen oder andern Großmacht zu gewinnen, vornehmlich durch verwandtschaftliche Bande. Be-

kanntlich haben die Prinzessinnen der mittlern und kleinen deutschen Fürstenhöfe immer dienen müssen, auswärtigen Monarchen in's Ehebette geliefert zu werden, da es auswärts häufig an sog. ebenbürtigen Partien fehlte, oder aber eine verkommene auswärtige Dynastie sich durch gesundes Blut aus Deutschland verjüngen wollte. Beinahe eben so oft wurde, wenn eine auswärtige Dynastie am Aussterben war, die letzte Tochter mit dem Prinzen eines kleinen deutschen Fürstenhauses vermählt.

Wenn diese Verheirathungen dazu beitrugen, in kritischen Zeiten dem betreffenden kleinen deutschen Fürstenhause einen diplomatischen Schutz zu gewähren, so gereichten sie doch im Ganzen der deutschen Nation nicht zum Vortheil. Durchgängig gelangten deutsche Prinzen auf mächtige Throne des Auslands grade nur deshalb, weil sie keine Macht von Hause mitbrachten, sie also nur zu Werkzeugen ausländischer Politik dienen mußten, welche Deutschland leider nur zu oft verderblich geworden ist. So wurden z. B. die oldenburgischen Prinzen auf dem dänischen und russischen Thron gefährliche Feinde Deutschlands, die Welfen auf dem englischen, die Nassauer auf dem niederländischen Thron wenigstens nur sehr egoistische und zweideutige Freunde. Ueberdies trugen diese verschiedenartigen Heirathen dazu bei, die Eifersucht der kleinen deutschen Fürstenhäuser unter einander zu nähren und ihren Vereinbarungen im Wege zu stehen. Bei jedem einzelnen Fürstenhaus herrschte fast immer nur ein ängstlicher Erhaltungstrieb vor, ohne alle Rücksicht auf das deutsche Volk und sein Interesse, und auch ohne Rücksicht auf die fürstlichen Nachbarn. Daher einerseits der oft wiederholte Verrath am Vaterlande, die Hingabe der kleinen norddeutschen Fürsten an die Schweden, der westdeutschen an die Franzosen. Daher auch die Rücksichtslosigkeit gegen schwächere Nachbarn. Unter dem Schutz einer auswärtigen Macht trug kaum je einer Bedenken, seinen nächsten deutschen Nachbar zu depossediren. Wie viele kleine

Reichsfürsten und Reichsgrafen, wie viele Reichsbisthümer und Reichsabteien wurden von den weiland Rheinbundsouveränen in München, Stuttgart, Karlsruh, Kassel, Darmstadt, Nassau mediatisirt, säcularisirt, depossedirt und unterthänig gemacht! Noch in neuester Zeit kommen geheime Verträge vor, die einem Mittelstaat auf Kosten der sogar mit ihm verbündeten deutschen Nachbarn Entschädigungen zusicherten.

Aus diesen vielen deutschen Mittel- und Kleinstaaten konnte kein Großstaat werden, weil sie sich nie vereinigt haben. Auch keine ihrer Dynastien konnte sich zur Macht der Habsburger und Zollern emporschwingen, weil es selbst den vorragenderen Dynastien an einem Programm fehlte, dem sie treu geblieben wären. Das Haus Wettin in Sachsen gab sein lutherisches Programm auf, indem es katholisch wurde. Das Haus Wittelsbach in Bayern und der Pfalz wechselte nur zu häufig mit seinem Programm. Diese geistvolle und energische Dynastie fiel zu oft aus einem Extrem in's andere, kämpfte bald für, bald gegen Oesterreich, bald für, bald gegen Frankreich und im dreißigjährigen Kriege sogar in zweierlei Branchen für und gegen die katholische Kirche. Das welfische Haus in Hannover siedelte nach England über und machte sein Stammland zu einer englischen Provinz.

Versuche, die Mittel- und Kleinstaaten zu einem festen Bunde zu einigen, sind zu jeder Zeit mißlungen, weil eben jeder Einzelstaat nur an sich dachte und keinem andern traute. Niemand kannte diese Verhältnisse so genau und urtheilte darüber so richtig, wie der hochselige König Wilhelm von Württemberg, der überhaupt sehr einsichtsvoll, in seinen früheren Jahren aber auch noch von patriotischem Hochsinn, von warmer Liebe zum gesammten deutschen Vaterlande durchdrungen war, bis ihn der Ekel am deutschen Bunde hoffnungslos machte und abstumpfte. Der Föderalismus, den die Particularisten jetzt noch auf ihre Fahne

schreiben, als sey er das einzige Heil für Deutschland, ist längst von der Geschichte gerichtet, nicht nur durch die elende Bundeswirthschaft seit dem Wiener Congreß, sondern auch durch die schon seit Jahrhunderten erprobte klägliche Unfähigkeit der Mittel- und Kleinstaaten, auch nur unter einander zusammenzuhalten.

Dem Namen nach hingen alle diese Staaten im 17. und 18. Jahrhundert noch vom Kaiser und Reich ab, aber mit Hülfe Frankreichs, der sie sich reichsverrätherisch hingaben und die sie oft sogar erbettelten, machten sie sich immer unabhängiger vom Reich, immer souveräner und unterdrückten zugleich die ständische und Volksfreiheit in ihrem Territorium, um mit dem Adel allein zu herrschen. Zweimal schlossen sie den fluchwürdigen Rheinbund als Vasallen Frankreichs unter Ludwig XIV und Napoleon. Und das waren gerade die Staaten, welche sich rühmten, die deutschesten zu seyn. Ein grausames Verhängniß verurtheilte in der That jene ältesten und echtesten deutschen Volksstämme der Franken, Sachsen, Thüringer, Alemannen und Bayern, unter hunderte von kleinen und kleinsten von souveränen Fürsten, Grafen, Herrn, Erzbischöfen, Bischöfen, Aebten und Freien Reichsstädten vertheilt zu werden, so daß kein Zusammenhang mehr unter ihnen blieb, confessioneller, particularistischer und kleinstädtischer Hader sie trennte und ihre alte Kraft vollends unter einem freiheitsfeindlichen und aussaugenden Hof- und Adelsregiment geschwächt wurde. Gerade diese alten ehrenwerthen Volksstämme hätten des Reiches Einheit, Macht und Wohlstand erhalten sollen und gerade auf ihrer Seite verlor Deutschland seine reichsten Provinzen, erlitt es seine schwersten Verluste und seine äußerste Schmach. Es war ein Unglück, aber es war so. Den zerrissenen Völkerstämmen selbst fällt es viel weniger zur Last, als der Politik ihrer Herrn, deren Macht sich hauptsächlich durch den confessionellen Haß befestigte, mittelst dessen sie ihre Unterthanen auseinander hielten. Der Schwabe z. B. fühlte sich nicht mehr als Schwabe, noch

viel weniger als Deutscher, sondern nur noch als Katholik oder Protestant, als katholischer Oberländer oder als württembergischer Unterländer, als Unterthan der Truchseße von Waldburg oder der Stadt Ulm, als Unterthan des Deutschmeisters oder als Heilbronner 2c.

Sie, die ältesten und ächtesten deutschen Volksstämme hätten nicht nur des Reiches Grenzen gegen Frankreich, sondern auch den deutschen Geist besser hüten sollen. Aber wie ihre Fürsten sich politisch von Frankreich dominiren ließen, so nahmen sie auch französische Sitten und Moden an. Höfe und Adel sprachen nur noch französisch, Prinzen und Edelleute glaubten nicht fertig zu seyn, wenn sie nicht die Schule der Lüderlichkeit in Paris durchgemacht hatten. Ueberall auch an den geistlichen Höfen am Rhein nistete sich die französische Frivolität und Maitressenwirthschaft ein. Und dieses Dominirtwerden von Frankreich herüber hat auch heute noch nicht aufgehört. Man machte die ganze Corruption der Franzosen vor der Revolution mit durch, nachher den soldatischen Siegestaumel unter Napoleon und jetzt wieder die französische Mode des Liberalismus mit allen seinen rein französischen für Deutschland nicht passenden Schablonen.

Gleichwohl ging der deutsche Geist in diesen Gauen nicht unter. An Schiller haben wir das schlagendste Beispiel erlebt, wie ritterlich er gegen die französische Unzucht am Hofe des Herzog Karl kämpfte. So wie dieser deutsche Ehrenmann, so haben auch viele andere im vorigen Jahrhundert sich glücklich der französischen Corruption erwehrt und gerade im Kampf mit ihr der seit den Religionskriegen entweihten deutschen Sprache ihren früheren Adel und ihre Reinheit zurückgegeben. Gerade den am schwersten unter dem Druck der Zeiten nothleidenden Deutschen in den Mittel- und Kleinstaaten gebührt vorzugsweise der Ruhm, die deutsche Nationalliteratur aus den Banden des Jesuitenlatein und der höfischen Gallomanie befreit und ein neues glänzendes Zeit-

alter derselben herbeigeführt zu haben, Klopstock, Lessing, Göthe, Schiller 2c. Die deutsche Nation hatte auch alle Ehre davon. Das immer schadenfrohe und spöttische Ausland gönnte uns den Geist, weil er mit keiner Lebenspraxis verbunden war, und rühmte uns als ein Volk der Denker und Dichter, indem es uns jede männliche Thatkraft absprach, welche sich Engländer und Franzosen allein als ihr Monopol vorbehielten.

Es ist nun ganz wahr, daß der Geist, Wissenschaft und Literatur allein nicht die Größe eines Volkes ausmachen. Jene Blüthenperiode der deutschen Literatur im vorigen Jahrhundert und im Anfang des jetzigen fiel bekanntlich in die Zeit unserer tiefsten politischen Erniedrigung und der Fremdherrschaft. Es war ein Geist, aber er schwebte nur aristokratisch über dem Volk und beschäftigte sich mit andern Dingen, als mit den nationalen Angelegenheiten in der nächsten Wirklichkeit. Er hatte die Nation nicht durchdrungen, so wenig als er selbst sich im nationalen Gedanken und patriotischen Pflichtbewußtseyn concentrirt hatte. Und auch jetzt hat er sich noch nicht darin concentrirt. Immer noch schweift er in allen möglichen Gebieten des Wissens herum und ist mit indischen und chinesischen Zuständen bekannter, in der Sternen- und in der Infusorienwelt, im Himmel und in der Hölle, in den Sprachen und Denkmälern der ältesten und fernsten Völker bewanderter als in Deutschland. Sonst wäre es nicht möglich, daß unsere Presse in der Sprache einer einzigen großen Nation noch immer über die deutsche Frage so bornirt und verkehrt urtheilen und daß so verschiedenartige Gesinnungen in ihr den Ausdruck finden können, wie Stimmen wilder Thiere, die einander nicht verstehen, in einer Menagerie. Oft sollte man glauben, die deutsche Sprache sey nur erfunden, um den deutschen Geist materiell zu tödten.

Die unnatürlichste Auffassung der deutschen Frage und insbesondere der Stellung, welche Preußen zu derselben einnimmt,

begegnete uns in einer neuesten Flugschrift des bekannten Berliner Rundschauers. Derselbe will durchaus nichts von Deutschland wissen. Denn er sagt, Preußen dürfe bei Leibe nicht in Deutschland aufgehen, im Gegentheil habe Preußen sich nur „im Kampfe gegen die deutsche Nationalität entfaltet". (S. 20.) Wenn das Onno Klopp und Arcolay sagen, so weiß man warum? Denn das sind die gehässigsten und bissigsten Feinde Preußens und sie müssen die Wahrheit verdrehen, um Preußen etwas anhaben zu können. Der Rundschauer aber ist selbst ein Preuße und will für einen warmen Patrioten gehalten seyn. Und er verleugnet Preußens natürlichsten Beruf? Er will ein Patriot seyn. Lieber Himmel, was bekommen wir alles für Patrioten in Deutschland, preußische Patrioten, bayrische Patrioten, Duodezpatrioten wie kleine und kleinste Scheidemünze. Mit demselben Recht kann sich der Reuß=Greiz=Schleizer und der Vaduzer als Lokalpatriot rühmen wollen, er erkenne nur sein Krähwinkel an und wisse nichts von Deutschland. Sie sind allesammt Deutsche und nichts als Deutsche. Wie das große deutsche Vaterland sich ausbreitet von der französischen und italienischen Grenze bis zu der polnischen und ungarischen, so ist es von einer einzigen großen Nation bewohnt, zu der die Preußen, Bayern ꝛc. bis zu den Vaduzern allesammt als seine Bestandtheile gehören, ein einziges großes Volk, ein einziges großes Sprachgebiet mit gemeinschaftlicher Literatur. Wer ein geborener Deutscher ist, gleichviel an welchem Fluß oder Bach in Deutschland er geboren wurde, dessen Herz kann auch nur für das große und ganze Deutschland schlagen, sonst ist es nur ein halbes oder ein viertel oder ein sechszehntheil oder ein dreißigtheil Herz, ein Herzchen, ein verkrüppeltes lächerliches Ding.

So wenig, wie die sog. Patrioten in Bayern den Landstrich, in welchem sie ihre patriotischen Wahlen vorgenommen haben, aus dem großen Deutschland ausschneiden und als eine

Insel im Meere des Nichts proclamiren können, so wenig kann auch der Rundschauer Preußen von Deutschland trennen. Möge ihm der Geist des seligen Menenius Agrippa im Traum erscheinen und ihm die alte Fabel erzählen von den Gliedmaßen, die nicht wissen wollten, daß sie zu ein- und demselben lebendigen Leibe gehörten.

Am wenigsten ist eine einzelne Person oder eine einzelne Familie berufen und befähigt, ihr Privatinteresse an die Stelle des großen Nationalinteresses zu setzen. Und doch gibt es solche, die sich einbilden, wenn sie als Parasit sich zum Schaden der Eiche in dieselbe eingefressen haben, die Eiche sey nur um ihretwillen da. Oder haben die Parteigänger des Exkönigs nicht behauptet, die Krone der Welfen sey unveräußerlich und unverlierbar? Laßt uns diesen Anspruch einmal an der Hand der Geschichte prüfen.

Die Welfen stammen aus Italien. Als nämlich das ältere ächt deutsche Welfengeschlecht mit dem kinderlosen Welf III im Jahr 1055 ausstarb, der seine Güter im schwäbischen Oberlande dem Kloster Weingarten vermachte, schickte sein italienischer Schwager, Markgraf Azzo von Este, seinen Sohn nach Deutschland, der das Testament umstieß und unter dem Namen Welf IV die Güter sich aneignete und die Dynastie fortsetzte. Welsches Blut, widerrechtliches Eindringen in Deutschland, fremdartige, feindselige Stellung zu Deutschland von Anfang an, daher auch Neigung, sich auf das Ausland gegen Deutschland zu stützen. Darin liegt die Bedeutung des Guelfismus gegenüber dem Ghibellinismus. Die Guelfen waren die päpstliche oder romanische, die Ghibellinen die kaiserliche oder deutsche Partei.

Nachdem dieses welsche Welfenthum von Heinrich dem Löwen besiegt worden war, schwächten sich dessen Nachkommen durch Theilungen und machten sich durch ihre beständigen Händel und sogar durch Räubereien verächtlich im 14. und 15. Jahrhundert.

Als die Reformation kam, wußten die Welfen anfangs nicht, ob sie die alte welsche Politik ihres Hauses beibehalten sollten, bis ihnen doch einleuchtete, mitten unter protestantischen Staaten und Städten würden sie als Katholiken Schaden leiden. Sie wurden daher nach und nach Protestanten, hörten aber nicht auf, zur Verwirrung und Uneinigkeit im deutschen Reiche mitzuwirken. Sehr charakteristisch ist desfalls die Politik des welfischen Herzog Georg von Lüneburg im dreißigjährigen Kriege. Die anfänglichen Siege der katholischen Partei ließen ihn hoffen, er werde ohne Gefahr zur welschen Politik zurückgreifen und sein Gebiet auf Kosten seiner protestantischen Nachbarn erweitern können. Er kämpfte also gegen diese seine Nachbarn im Bunde mit Oesterreich und Bayern. Aber er war so vorsichtig, noch nicht selbst zur katholischen Kirche überzutreten, und das kam ihm in der That sehr zu Statten und erleichterte ihm seine Aussöhnung mit den protestantischen Nachbarn, als die katholische Partei wieder unterlag.

Fortan hatte das welfische Haus kein anderes Interesse, als seine Nachbarn Sachsen und Brandenburg eifersüchtig zu überwachen und dem Hause Habsburg zu dienen, welches ihm zum Dank die Kurwürde verschaffte. Sobald es aber durch Heirath auf den englischen Thron gelangt war, diente es nur noch dem englischen Interesse, machte Hannover zu einer englischen Provinz, ließ es durch eine pedantische und eigennützige Aristokratie regieren und mißbrauchte die sträfliche Habgier deutscher Fürsten, um ihnen ihre Unterthanen, namentlich dem Landgrafen von Hessen und dem Herzog von Württemberg für schnödes Geld tausende von ihren Unterthanen abzukaufen, um sie in den ungerechten Kriegen Englands in Indien und Nordamerika als Futter für Pulver zu gebrauchen. Diese Schmach Deutschlands, welche nur Schubart und Seume zu rügen wagten, fällt weniger dem hessischen und schwäbischen Seelenverkäufer zur Last,

als der Welfendynastie in England, welche sie zu diesem Handel verlockt hat.

In der napoleonischen Zeit ging Hannover für England verloren und wurde zum neugebackenen Königreich Westphalen geschlagen. Nach Napoleons Sturz aber bekam England diese Provinz und zwar durch Gebietstheile aus der Nachbarschaft noch ansehnlich vermehrt als ein Königreich zurück. Zwar wurde bestimmt, nach dem Ableben des damaligen Königs von England solle es nicht mehr mit England vereinigt bleiben, sondern unter einem jüngeren Prinzen des welfischen Hauses selbständig werden. Allein der neue König von Hannover regierte wie ein hochmüthiger, Deutschland verachtender Engländer, brach willkürlich die Verfassung und diente der österreichischen Politik zur Belästigung Preußens und der Hansastädte. Bekanntlich ist sein blinder Sohn auf diesem Wege undeutscher Politik aus seinem Königreich hinausgefallen. Die Schöpfung und Vergrößerung des Königreichs Hannover durch den Wiener Congreß hatte von Anfang an keinen andern Zweck, als im Interesse Oesterreichs Preußen zu geniren, ihm Ostfriesland abzunehmen, es von der Nordsee fern zu halten und einen Keil mitten in Preußen hineinzutreiben, dasselbe in zwei ungleiche Hälften von einander zu reißen.

Es handelte sich auf diesem Congreß nicht blos um die Wiederherstellung der legitimen Besitzstände, wie sie vor der Franzosenherrschaft in Deutschland existirt hätten; denn wenn man den ganzen ehemaligen Besitzstand hätte wiederherstellen wollen, so würde man nicht etwa blos den Kurfürsten von Hessen, der überdies niemals etwas zu küren gehabt hat, sondern auch die geistlichen Kurfürsten unseres alten Reichs, die zahlreichen Fürstbischöfe, Fürstäbte und sämmtliche mediatisirte Reichsfürsten, Reichsgrafen, Reichsritter und Reichsstädte in ihrer alten Immunität wieder haben herstellen müssen. Es handelte sich also nicht um altes Recht, weder des Reichs im Ganzen, noch der

ehemaligen Reichsämter, nicht einmal aller bisher privilegirten Dynastien. Die neue Ordnung der Dinge im deutschen Bunde ging nicht aus Grundsätzen des Rechts, sondern nur aus Nützlichkeitsgründen hervor. Und wem zum Nutzen? Einzig zum Nutzen des gegen die Einheit Deutschlands verschworenen Auslandes und der mit dem Ausland verbündeten österreichischen Regierung, welche bei der Stiftung des deutschen Bundes keinen andern Zweck hatte, als die im Jahr 1813 von Preußen ausgegangene nationale Begeisterung und das damals so rege gewordene Verlangen nach Wiederfinden der deutschen Einheit zu unterdrücken und für immer niederzuhalten. Von allen mitverbündeten Regierungen verlassen, konnte die preußische allein damals den großen Gedanken von 1813 nicht mehr durchzuführen hoffen und der damals regierende, ohnehin nicht sehr energische König ließ sich von Oesterreich und Rußland einschüchtern und an's Lenkseil nehmen.

Unter diesen Umständen durfte der neue deutsche Bund die Grenzen des alten Reichs nicht mehr erreichen, mußten die Niederlande einerseits, das südwestliche Deutschland andrerseits, als Kleinstaaten dem übermüthigen französischen Nachbar fast wehrlos blosgestellt bleiben, durfte Rußland Polen wegnehmen und seinen Keil bis nach Kalisch gegen Deutschland vorschieben, durfte Dänemark Schleswig und Holstein behalten und bekam noch Lauenburg dazu. Was nun in der Mitte vom eigentlichen Deutschland noch übrig blieb, war ein ringsum verschnittener Rumpf und auch im Innern durch und durch zerschnitten und in etliche und dreißig kleine und große Souveränetäten zerstückelt. So wollte es das Ausland, damit die deutsche Nation niemals zu der Einheit und Macht gelangen könne, zu der sie von Natur befähigt und berechtigt ist. Und so wollte es die österreichische in Verbindung mit den bisherigen Rheinbundregierungen aus nichtswürdigem Neide gegen Preußen, und aus Furcht vor

Preußen, weil von ihm allein aus im Jahre 1813 der große nationale Gedanke in's Leben gerufen worden war. Preußen sollte um jeden Preis geschwächt, in eine geographisch ungünstige Lage gebracht und von feindlichen Regierungen rings umschlossen und eingeengt werden, damit ihm ja nicht wieder beikomme, deutsche Einheitsbestrebungen befördern zu wollen.

Diesem Zwecke nun sollten unter anderem auch und vorzugsweise die neue Schöpfung des Königreichs Hannover dienen. Der König von England hatte sein vormaliges Kurfürstenthum Hannover gegen die französische Ueberwältigung durch Napoleon I nicht zu schützen vermocht; er nahm es erst wieder in Empfang, nachdem die tapfern Preußen es ihm wieder erobert hatten. Sein Dank war fast so unbegreiflich schlecht, wie der des damaligen Königs von Holland, der sein längst verlorenes Land, ebenfalls nur aus der Hand der tapfern Preußen zurückerhalten hatte. Der Holländer sperrte uns, trotz ausdrücklicher Verträge, die Mündungen des Rheins. Der Engländer strengte alle Mittel an, um Preußen von der Nordsee auszuschließen, setzte durch, daß das vormals preußische und auch gut preußisch gesinnte Ostfriesland Preußen nicht mehr zurückgegeben werden durfte, sondern mit dem wiederhergestellten Hannover zu dessen Vergrößerung vereinigt werden mußte. Nach dem Ableben des damals regierenden Königs von England wurde zwar Hannover getrennt und gelangte dort die jüngere Linie des welfischen Hauses zur Regierung. Allein die Absicht der englischen Politik war schon erreicht. Das vergrößerte Königreich Hannover und Dänemark waren als Bollwerke gegen Preußen fertig gemacht, namentlich Hannover trennte die preußische Rheinprovinz und Westphalen vom übrigen Preußen ab und war ihm zum beständigen Wächter gesetzt.

Es läßt sich nun nicht leugnen, daß sowohl der erste, als der zweite König von Hannover die ihnen durch den Wiener

Congreß zugewiesene, wenn auch noch so unwürdige Mission, mit einer wahren Herzensfreude übernommen und fortgesetzt haben. Alles was irgend zur Schädigung und Verunglimpfung Preußens, zur Hemmung des deutschen Verkehrs, zur Förderung antinationaler und reactionärer Tendenzen geschehen konnte, ist von Hannover aus geschehen. Mit dem schändlichsten Undank wurde Preußen gelohnt, ohne dessen siegreiche Waffen und patriotische Begeisterung in Hannover heute noch Herr Plon Plon regieren würde. Mit dem schändlichsten Undank wurde Preußen zum zweitenmal gedankt, nachdem sich Hannover in der Angst durch das Dreikönigsbündniß unter den Schutz Preußens geflüchtet hatte und, nachdem die Angst vorüber war, das Bündniß sogleich wieder brach. Eben so gewissenlos hatte derselbe König von Hannover die Verfassung des eigenen Landes gebrochen.

Der gefangene König wurde von Preußen großmüthig entlassen und nachher noch mit 16 Millionen Thalern entschädigt, wozu Preußen nicht im mindesten verpflichtet gewesen wäre. Und wie lohnte man in Hietzing diese Großmuth? Auf die unwürdigste Art. „Wenn dieser selbe König Georg, indem er, mehr als naiv, mit der einen Hand nimmt, was immer nur ein großmüthiger Sieger ihm bieten kann, mit der andern die Brandfackel gegen eben diesen edelmüthigen Bezwinger schwingt; wenn er in denselben Tagen, wo man ihm die Dotation decretirt, in Hietzing Feste organisirt, zu welchen auf seine Kosten bethörte, oft auch nur leichtsinnige und reiselustige Unterthanen eine Lustfahrt nach Wien machen, wo sie in Champagner auf die ‚baldige Rückkehr ihres Gastgebers in sein Reich' trinken; wenn dieser selbe Mann Rückfälle in seine Redewuth und seine Welfenphrasen bekommt, gegen Preußen schmäht, von dessen Zertrümmerung spricht 2c., — dann hört die zarte Rücksicht auf, durch die wir uns gebunden fühlten."

Wenn sich einmal ein deutscher Shakespeare findet, wird er

solche Contraste von Hochherzigkeit und ihrem Gegentheil zu verewigen nicht verfehlen.

Es ist eine merkwürdige Verblendung, in welcher sich noch immer einige deutsche Fürsten befinden, indem sie meinen, das Volk sey blos ihretwegen da, der liebe Gott habe die große deutsche Nation nur geschaffen, damit ein paar Dutzend Fürstenfamilien sie beliebig zerreißen und jede ihre Portion maltraitiren dürfe, wie sie wolle. Große Nationen haben ganz andere Bestimmungen, und der Ehre, einer solchen Nation anzugehören, zeigt sich nur derjenige Fürst würdig, der die Größe, Einheit und höhere Bestimmung der Nation anerkennt und ihr in diesem Sinne dient, der sich nicht einbildet, er habe blos Rechte anzusprechen und keine Pflicht zu erfüllen. Stets wird eine große Nation die Familien ehren, die treu zu ihr halten, im Kriege ihre Gefahr theilen, im Frieden ihren Wohlstand fördern. Aber früher oder später wird sie wie eine Krankheit alle die schlechten Fürsten von sich ausstoßen, die das große deutsche Vaterland an's Ausland zu verrathen, die Einheit der Nation zu hindern und die Freiheit im Innern zu unterdrücken, stets bereit waren.

Beiläufig noch eine kleine Frage: warum der depossedirte König Georg von Hannover nach Hietzing gezogen ist? In Nicolais berühmter Reise durch Deutschland III. S. 96. lesen wir von dem Dorfe Hietzing bei Wien: „Als bei der ersten türkischen Belagerung von Wien 1529 die Feinde allhier ihr Lager hatten und die Kirche ausplünderten, stieg ein Türke auf den Altar, um dem hölzernen Marienbilde die Krone abzunehmen. Das Bild aber rief ihm auf gut österreichisch zu: Hütts eng, d. h. Hütet euch! Der Türke erschrak dermaßen darüber, daß er nicht allein die Krone nicht raubte, sondern auch den christlichen Glauben annahm und ein Märtyrer wurde. Es ist sonderbar genug, daß die Jungfrau Maria österreichisch sprach und daß der Türke das Oesterreichische verstand. Doch dem sey, wie ihm

wolle! Von der Zeit an gab der Aberglaube dem Dorfe den Namen Hütts eng und die Kirche ward ein berühmter Gnadenort. Die Wallfahrer bildeten sich ein, von dem Marienbilde marianische Gnaden zu erhalten." — Daraus erklärt sich die Wallfahrt des Königs von Hannover nach Hietzing auf die natürlichste Weise von der Welt. Wer selber eine Krone verloren hat, wohin sollte sich der eher um Schutz hinwenden, als zu der hölzernen Statue, die sich ihre Krone nicht nehmen ließ?

Schließlich nur noch eine Bemerkung zur Nutzanwendung derjenigen Schwaben, welche sich dem Anschluß an den Norddeutschen Bund und dem deutschen Einigungswerk mit einem Eifer widersetzen, der eines bessern Zweckes werth wäre. Im Jahre 1868 erschien eine kleine Monographie des Berges Bussen von Doctor Buk, während zufällig gerade die Wahlen zum ersten deutschen Zollparlament stattfanden. Durch die Allianz der Particularisten mit den Ultramontanen einer- den Demokraten andererseits, gelang es den Feinden der deutschen Einheit bei diesen Wahlen zu triumphiren. Da las ich grade das schöne Buch vom Bussen und fand darin, daß dieselben Schwaben vor tausend Jahren doch bessere Deutsche waren.

Mitten im württembergischen Oberlande erhebt sich unfern von der Donau bei Riedlingen der Bussen einsam über die Ebene, wird daher überaus weit gesehen, obgleich er nicht sehr hoch ist, nämlich nur 2680 Fuß über die Meeresfläche aufsteigt. Er trägt auf seinem Gipfel altrömische Ruinen und Ruinen einer mittelalterlichen Burg, und war ein Centralpunkt oberschwäbischer Herrschaft. Die Chronisten nennen den Berg häufig mons suevus und auch das berühmte Annolied kennt einen Berg Suebo. Das würde nur beweisen, daß hier der Mittelpunkt des alten Suevenlandes gesucht werden müßte. Hier nun residirte zu Karls des Großen Zeit sein berühmter Feldherr Gerold. Man muß sich hier erinnern, daß das große Land der Alemannen

schon durch Chlodwig nach der Schlacht bei Zülpich stark erschüttert und zum Theil erobert worden war. Die Franken waren unablässig bemüht, ihre Herrschaft zugleich mit dem Christenthum in Schwaben weiter auszubreiten, stießen dabei aber auf einen äußerst hartnäckigen Widerstand, und Karls des Großen Bruder Karlmann hatte eben noch nach einem blutigen Siege über die Alemannen mehr als zwanzig mächtige Häuptlinge derselben bei Cannstatt enthaupten lassen. Damals hatte sich Karl der Große mit dem Papst verständigt, dem Reiche, welches die Longobarden in Italien auf den Trümmern des ostgothischen Reiches errichtet hatten, ein Ende zu machen und alle Deutschen in einem großen Reich und in einer großen Kirche zu vereinigen. Man begreift also leicht, welchen Werth Karl darauf legen mußte, nachdem sein Bruder Karlmann die Neckarthäler Schwabens überwältigt hatte, mit den Oberschwaben in freundlicher Beziehung zu stehen und mit deren Hülfe die Longobarden zu unterwerfen und Italien zu erobern. Das Haupt der Oberschwaben war nun jener Gerold und um ihn zu ehren und in seiner Treue zu befestigen, heirathete Karl der Große seine Schwester. Gerold hat seinem Schwager und Kaiser in dessen vielen Feldzügen die wichtigsten Dienste geleistet und seine Treue zuletzt durch den Tod auf dem Schlachtfelde besiegelt. Er wußte den großen Gedanken des Kaisers, den elenden Fehden der deutschen Stämme und Fürsten untereinander ein Ende zu machen, wohl zu würdigen und er selbst trug nicht am wenigsten dazu bei, daß diese Stämme wirklich geeinigt und das große Reich der Deutschen aufgebaut wurde. Den Dank dafür empfing Schwaben durch das Vorrecht, das Banner des Reichs in allen Schlachten vorantragen zu dürfen, und durch die Erhebung eines schwäbischen Geschlechts auf den Kaiserthron sowie auf die andern vornehmsten Throne der Deutschen noch im Verfall des Reichs, der Welfen, Habsburger und Zollern. Alle diese Ehren der Schwaben wurzeln

in der Tüchtigkeit und Treue, in dem großen deutschen Nationalgefühl jenes Gerold, der auf dem Bussen residirte.

Daran mögen die sich erinnern, die um den Bussen wohnen, wenn sie den schönen Berg ansehen, und sie mögen sich besinnen, wenn sie wieder einmal zu nationalen Wahlen aufgerufen werden, nicht mehr für die elende Kleinstaaterei, Vielherrschaft, Bettelei um ausländische Hülfe und endlich unvermeidliche Fremdherrschaft zu stimmen.

Wäre es nicht auch an der Zeit, daß Bayern und Württemberg sich erinnerten, was Preußen speciell für sie gethan hat? Oesterreich hat blutige Angriffskriege gegen Bayern geführt. Immer war es Bayern ein bedrohlicher Nachbar und im vorigen Jahrhundert wollte es bekanntlich Bayern annectiren und sich mit dem Kurfürsten Karl Theodor in der Art abfinden, daß derselbe statt Bayern die österreichischen Niederlande bekommen hätte. Damals nahm Preußen Bayern in Schutz und Friedrich der Große fing sogar deshalb den sog. bayrischen Erbfolgekrieg an. Oesterreich gab nach und Bayern blieb selbständig. Dasselbe Wohlwollen hat Preußen Bayern immer bewiesen und es niemals angegriffen, obgleich es von Bayern im siebenjährigen Kriege, im Jahr 1806 und im Jahr 1866 angegriffen wurde, ohne Bayern irgend gekränkt zu haben. Dasselbe gilt von Württemberg. Dieses protestantische Herzogthum wurde lange Zeit von Oesterreich begehrt. Zur Zeit der Reformation erhielt es eine österreichische Verwaltung. Dasselbe wiederholte sich im dreißigjährigen Kriege nach der Schlacht bei Nördlingen. In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wollte Herzog Karl Alexander, der katholisch geworden war und in Oesterreich gedient hatte, das Württembergerland katholisch machen. Dieses Land ist, wenn man es auf der Landkarte von Deutschland besieht, nur ein kleiner südlicher Ausläufer des in Norddeutschland ausgebreiteten Protestantismus, überall von katholischen Nachbarn

umgeben, schien also auch leicht vom protestantischen Gebiet abgeschnitten werden zu können, und der Plan Karl Alexanders wäre wahrscheinlich gelungen, wenn nicht sein schneller Tod und die Dazwischenkunft Preußens es verhindert hätten. Denn Friedrich der Große nahm sich des protestantischen Volks und seiner Stände an und den jungen württembergischen Thronfolger, Herzog Karl, eine Zeit lang sogar zu sich nach Berlin. Wer anders hätte Württemberg diesen Schutz gewähren können und wollen? Auch hat Preußen niemals feindlich gegen Württemberg gehandelt, obgleich württembergische Truppen gleich den bayrischen in der Reichsarmee des siebenjährigen Krieges, 1806 unter den Rheinbundtruppen und 1866 im Bunde mit Oesterreich Preußen angriffen.

Hätte Preußen den beiden süddeutschen Staaten im vorigen Jahrhundert seine wirksame Hülfe nicht geleistet, so würden sie österreichisch haben werden müssen. Das Haus Wittelsbach würde zwar zum Ersatz für Bayern die österreichischen Niederlande erhalten haben, aber auf wie lange? Württemberg würde katholisch gemacht worden seyn. Und was würde geschehen, wenn kein Preußen, kein Norddeutscher Bund mehr existirte? Würden sich Bayern und Württemberg, um sich Oesterreichs zu erwehren, an Frankreich anschließen, um schließlich wie die Elsäßer und Lothringer ihre deutsche Abstammung zu verleugnen? Der ächte Bayer, der ächte Schwabe kann nur in deutscher Luft athmen, würde sich selbst aufgeben, seinem eigensten Wesen entfremdet werden, wenn er der Helote eines undeutschen Herrschervolks würde, sey es eines französischen oder magyaro-slavischen. Nur im Anschluß an die norddeutschen Brüder können die Süddeutschen auf die Dauer freie Deutsche bleiben.

II.

Die Wahrung der nationalen Interessen im Innern.

I. Die confessionelle Neutralität.

Vor der Reformation hatte das Haus Zollern überhaupt noch zu wenig Macht, um tiefer in die Geschicke Deutschlands einzugreifen zu können, doch machte es sich bemerklich durch den Widerstand, den es den Anmaßungen des Romanismus in der Zeit der großen Concile zu Anfang des 15. Jahrhunderts entgegensetzte. Wir haben oben schon die nationale Politik des ersten Kurfürsten von Brandenburg auf dem Concil von Constanz auseinandergesetzt.

Während und nach der Reformation nahm das Haus Zollern durchgängig, nur mit sehr seltenen Ausnahmen, im fanatischen und blutigen Hader der Confessionen eine neutrale Stellung ein und befolgte insofern wieder eine correkt nationale Politik, weil nichts für Deutschland so verderblich war, als jenes wechselseitige Zerfleischen der Bruderstämme im Widerstreit der religiösen Meinungen. Merkwürdigerweise war das Haus Zollern das einzige unter allen deutschen Dynastien, welches die kirchlichen Parteien im Interesse des Friedens und der Einheit der Nation zu neutralisiren gesucht hat, während alle anderen einen einseitigen Parteistandpunkt nahmen. Das Haus Habsburg blieb seiner alten Politik treu, hielt es mit dem Romanismus, schützte das Papstthum bei allen seinen Mißbräuchen, unterdrückte die Reformation in seinen Kronländern mit haarsträubender Grausamkeit und unterwarf sie der Zucht und Schule des Jesuitismus. Das Haus Wettin in Sachsen war eben so einseitig lutherisch, der Zweig des Wittels-

bacher Hauses in der Kurpfalz eben so einseitig calvinisch und der andere Zweig in Bayern ganz so bigott katholisch, wie das Haus Habsburg. Die Hegemonie im katholischen Deutschland kam Oesterreich, im lutherischen Deutschland Sachsen, im calvinischen der Pfalz zu. Hinter Oesterreich stand die ganze romanische Welt, hinter Sachsen standen die scandinavischen Reiche, hinter der Pfalz standen die Schweiz, Holland, England und eine zeitlang die Hugenotten in Frankreich. Die andern deutschen Dynastien vermochten an dieser Gruppirung nichts zu ändern, sondern mußten sich der einen oder andern anschließen. Einen großen Fehler im dynastischen Sinne begingen die Wittelsbacher, indem sie sich an zwei feindliche Parteien vertheilten und dadurch ihre Hausmacht wesentlich schwächten, und die Wettiner in Sachsen, sofern sie nicht Farbe hielten, sich erst wegen ihres lutherischen Eifers als Männer Gottes glorificiren ließen, auf einmal aber katholisch wurden, um ihr kleines Sachsenland durch Polen vergrößern zu können, was ihnen freilich mißlang. Die Welfen waren durch Theilungen geschwächt und das einzige Talent unter ihnen zur Zeit des dreißigjährigen Krieges von zweideutiger Politik. Noch unbedeutender waren die Rollen der übrigen. Das kurhessische Haus lieferte nur zu Luthers Zeit einen bedeutenderen Mann, nachher kokettirte es zuviel mit Frankreich. Keine einzige dieser Dynastien hatte das große Ganze der deutschen Nation im Auge. Die katholischen Fürsten opferten das deutsche Nationalinteresse dem römischen und spanischen auf, die lutherischen ließen die Schweden in's Land, die calvinischen buhlten um Frankreich.

Nur das Haus Zollern hielt sich frei von allen diesen Buhlereien um die Mächte des Auslands, verhielt sich neutral und suchte die confessionellen Parteien in Deutschland womöglich zu versöhnen. In dieser Beziehung war die Politik des Kurfürsten Joachim Nestor maßgebend, wie wir sie oben schon in der allgemeinen Uebersicht der Leistungen des Hauses Zollern für Deutsch-

land charakterisirt haben. Der Neutralität lag ein großer Gedanke zu Grunde, die Voraussetzung nämlich, daß die Kirchentrennung in Deutschland eine Unnatur sey. Entweder mußte man in den alten Banden des Romanismus gefangen bleiben, oder man mußte sie gänzlich sprengen und eine Reformation der ganzen Kirche in ganz Deutschland, nicht blos in einem Theile Deutschlands durchsetzen. Die Halbirung der deutschen Nation war eine Unnatur, bei der nur die romanischen Nationen gewannen und deren Nachtheile allein die Deutschen zu tragen hatten. Deswegen durfte einem wahrhaft deutschen Patriotismus die Leidenschaftlichkeit der Parteien nicht imponiren, denn sie schloß eine Dummheit in sich, und er durfte nie aus dem Auge verlieren, daß die confessionellen Feinde doch sämmtlich Deutsche, also Brüder waren. Er durfte nie vergessen, daß die große deutsche Nation noch fortexistiren werde, wenn einst der confessionelle Hader überwunden und vergessen ist. Denn wegen seiner Unnatur konnte dieser Hader nichts Unvergängliches seyn, er mußte früher oder später einmal aufhören. Denselben zu nähren und bis zur äußersten Grausamkeit zu steigern, konnte den oben genannten deutschen Dynastien nur aus zweierlei Gründen einfallen, dem Hause Habsburg nur, sofern es nach der Universalmonarchie strebte, den andern nur, sofern der religiöse Fanatismus ihrem Particularismus als Vertheidigungswaffe diente.

Karl V stellte sich mit seiner Tendenz zur Weltmonarchie auf den nämlichen Standpunkt, wie die Kalifen von Bagdad und wie heute noch der russische Czar. Die Universalmonarchie nivellirt Alles, macht alle Menschen zu Sclaven eines Glaubens und eines Willens und vertilgt mit Feuer und Schwert jeden Widerstand. Die Religion dient ihr aber nur zum Vorwand. Der wirkliche Gott, den die Völker anbeten und dem sie zitternd gehorchen sollen, ist immer nur der weltliche Herrscher oder seine Dynastie. Seine unumschränkte Macht und Willkür allein ist der Zweck,

der ganze Apparat der Kirche ist nur das Mittel dazu. So hat auch das römische Papstthum nur dem weltlichen Despotismus der Habsburger in Wien und Madrid und der Bourbons in Paris als Mittel gedient, um ihre Völker in sklavischer Unterthänigkeit zu erhalten. Die römische Kurie, die gesammte katholische Klerisei hatte seit dem Tridentinum keinen andern Zweck mehr, als den, den absoluten Monarchien zu dienen, die ihr Schutz gewährten. Denn nur der Schutz jener Monarchien rettete die römische Kurie mit allen ihren alten Mißbräuchen, sonst wäre sie von der Reformation hinweggeschwemmt worden. Der Jesuitenorden wurde von beiden Theilen zum Vermittler ausersehen und sorgte dafür, daß das gute Einvernehmen zwischen den katholischen Großmächten und der römischen Kurie nicht gestört wurde. Die scheinbar große Gewalt der Kurie aber blieb stets durch das weltliche Interesse jener Großmächte limitirt.

Die kleinen Dynastien des weiland deutschen Reichs schlossen sich entweder an das katholische Oesterreich an, oder beuteten die Reformation in ihrem politischen Interesse aus. Die scheinbare Macht des Wortes Gottes war hier ganz ebenso wie die scheinbare Papstgewalt in den katholischen Reichen limitirt durch die Winke und Befehle aus der geheimen Canzlei des sächsischen oder pfälzischen Kurfürsten. Wer kennt nicht die bittern Klagen Luthers über die Einmischung der Kanzler und Juristen in das Reformationswerk! So gewiß sich der Papst der dynastischen Politik des Hauses Habsburg unter Karl V, als dieser den Pescara und Frundsberg Rom besetzen ließ, und unter Philipp II, als dieser den Herzog von Alba mit einer Armee vor Rom erscheinen ließ, gehorsam fügen mußte und nur durch diesen Gehorsam sich die fernere Gnade der mächtigen Habsburger erkaufte, eben so gewiß mußten sich auch die Reformatoren ihren fürstlichen Gönnern fügen, als der Hesse Philipp zwei Weiber nahm und der Kurfürst von Sachsen von seiner weltlichen Kanzlei aus ein geistliches

Consistorium ernannte. Wie leicht hätten sich alle Deutschen, die von der alten Kirche abfielen, zu einer einzigen neuen vereinigen können! So lag es im Interesse des Volks, denn man mußte der katholischen Einheit eine protestantische gegenüberstellen. Aber das particularistische Interesse der Fürsten litt es nicht. Jeder Fürst wollte womöglich Herr der neuen Kirche werden und jedenfalls in seinem eigenen Lande, schnitt sich also seine eigene Kirche zu. Mit Luther hatte die Reformation begonnen und zwar in Sachsen. Hier war der Kristallkern, an den sich die andern protestantischen Fürsten am einfachsten anschließen konnten. Aber der Pfälzer Kurfürst wollte dem sächsischen nicht nachtreten, sondern selbst eine erste Rolle spielen, setzte sich also dem Lutherthum entgegen und adoptirte den Calvinismus. Das Volk wurde nicht gefragt und die Theologen mußten thun, was ihnen die geheime Kanzlei des Fürsten vorschrieb. Die Abtrennung der Pfalz vom Wirkungskreise Luthers ließ sich auch nicht durch einen Schein religiöser Nothwendigkeit entschuldigen, sie hatte lediglich ihren Grund in der weltlichen, dynastischen Politik. Der Pfälzer am Mittelrhein wollte sich auf die calvinischen Schweizer am Oberrhein und auf die calvinischen Holländer am Niederrhein und auf die damals noch mächtigen, gleichfalls calvinischen Hugenotten in Frankreich stützen und von dieser Operationsbasis aus nichts Geringeres als ganz Deutschland erobern. Den Anfang dazu machte er mit der Intrigue, durch die er zum König von Böhmen gewählt wurde. Sein Plan scheiterte, wie er es verdiente, da er die Religion nur zum Mittel seines Ehrgeizes machte, persönlich ein üppiger, nichts weniger als streng religiöser Herr und zudem ein unfähiger Kopf war.

Man begreift, welchen Verdruß Sachsen und die mit ihm verbündeten lutherischen Fürsten und Städte über das anmaßende Vorgehen der Pfalz empfinden mußten. Anstatt daß sich nun beide uneigennützig hätten verbünden sollen zur gemeinsamen

Abwehr gegen die furchtbare Macht der von Spanien und Italien aus gestärkten Habsburger, blieben sie sich spinnefeind, gelangten auch in der Noth nie zur rechten Einigkeit und ließen sogar durch servile Theologen das Volk zu fanatischem Haße der andern Partei aufhetzen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Theologen keineswegs immer aus eigener Ueberzeugung einander gegenseitig lästerten, sondern daß sie dabei nach einer geheimen Instruktion verfuhren und nicht die biblische Wahrheit, sondern nur das Interesse der Dynastie verfochten, welcher sie ihre Anstellung als Universitätslehrer und deren besondere Gnade verdankten. Die high-flighers in Wittenberg und Heidelberg, die einander scheinbar aus rein religiösem Eifer in wahnsinniger Wuth wie giftige Drachen anspien, verfluchten und verdammten, echauffirten sich lediglich im Dienst ihrer weltlichen Höfe. Die unbarmherzige Verfolgung der Kryptocalvinisten in Sachsen hatte keinen andern Grund.

Von diesem heillosen Unfug nun, wobei nicht nur das nationale Interesse der Deutschen unsäglich Noth litt, sondern auch die Religion auf das schändlichste mißbraucht wurde, hielt sich unter den fürstlichen Zeitgenossen Luthers nur der Kurfürst von Brandenburg, Joachim Nestor, frei und bemühte sich, soweit es in seinen Kräften stand, die streitenden Gruppen zu versöhnen und dem namenlosen Elend vorzubeugen, welches nachher doch im dreißigjährigen Kriege über Deutschland gekommen ist.

Die durchaus vernünftige, von christlicher Bruderliebe und deutschem Patriotismus vorgeschriebene confessionelle Neutralität des Kurfürsten wurde ihm damals schon und wird ihm noch immer bis auf die neueste Zeit von confessionellen Fanatikern vorgeworfen. So übel ist es noch mit unserer Geschichtschreibung bestellt, daß so grobe Täuschungen der öffentlichen Meinung in Bezug auf unsere Vergangenheit immer noch möglich sind. Der Kurfürst sey, sagt man, unentschlossen, ohne Muth, nicht Fisch

noch Fleisch gewesen, und man schreibt einer Charakterschwäche zu, was der Kurfürst mit der ganzen Stärke seines Pflichtgefühls und eines überlegenen politischen Verstandes gethan hat. Ueberhaupt war er eine große imposante Heldengestalt und besaß so große Klugheit und Redegabe, daß er an den Reichstagen gewöhnlich für die andern Kurfürsten den Sprecher machte. Als die geistlichen Kurfürsten einmal eine Ansprache an den päpstlichen Nuntius zu halten hatten, überließen sie diese Ehre dem Kurfürsten Joachim Nestor, weil er das Lateinische geläufiger sprach, als sie es vermocht hätten.

Des Kurfürsten Nachfolger Joachim II sah sich 1539 veranlaßt, zur lutherischen Kirche überzutreten, weil sein ganzes Land sich entschieden dazu neigte und er sich von seinen Unterthanen doch nicht trennen konnte. Sein Schwiegervater König Sigismund von Polen hätte ihn gerne in der alten Kirche behalten und machte ihm Vorwürfe, er ließ aber sein Rechtfertigungsschreiben durch Melanchthon verfassen, mit dem er in vernünftiger Toleranz ganz übereinstimmte. Es komme, hieß es in dem Schreiben, jetzt nur noch darauf an, die Nothwendigkeit der Reformation anzuerkennen, die einmal anerkannten Mißbräuche des Papstthums zu verwerfen; aber auch die neuen Parteiungen und Sekten, die Mißbräuche der Reformation zu vermeiden, im echten Sinn des Evangeliums, wie im Interesse der deutschen Nation zwischen den Extremen hindurchzusteuern.

Wenn etwas später Kurfürst Johann Sigismund den calvinischen Glauben annahm, so geschah das doch nicht im Widerspruch mit der Neutralitätspolitik, sondern erweiterte nur das Gebiet dieser Neutralität auf Kosten der beiden streitenden Parteien. Grade weil der Kurfürst von Brandenburg im nordöstlichen Deutschland nur Lutheraner zu Unterthanen hatte, am Niederrhein aber calvinische bekam, konnte er um so besser seine Toleranz nach beiden Seiten hin walten lassen. Das Volk be-

griff auch das Vernünftige und Zeitgemäße in dieser Politik, denn als die lutherischen Geistlichen im fernen Ostpreußen fanatisch zu eifern anfangen wollten, traten die lutherischen Stände von Brandenburg dem Kurfürsten in Vertheidigung und Handhabung seiner Toleranz redlich bei. Das deutsche Volk würde überall, wenn es nicht durch die Fürsten, Beamten und von der Politik inspirirten Geistlichen verhetzt worden wäre, gerne Ruhe und Frieden gehalten haben. Der Haß gegen deutsche Nachbarn und Bruderstämme um dogmatischer Streitfragen willen, für welche das Volk nicht einmal Verständniß und Urtheil genug hatte, wurde ihm künstlich eingeimpft. Da schlug der verhetzte katholische Bauer den protestantischen, der lutherische den calvinischen todt und umgekehrt, in reiner Unvernunft, auf Befehl oder mißleitet durch die schändlichsten Verleumdungen der deutschen Brüder, denen man andere Meinungen künstlich eingeimpft hatte. Die Lenker der Parteien lästerten Gott, indem sie im Namen Gottes dem unschuldigen Volk so unnatürlichen und wahnsinnigen Haß einlogen, einlisteten und einschreckten.

Das Haus Zollern war das erste und lange das einzige in Deutschland, welches den Zauberbann des fluchwürdigen, den ganzen Jammer des Reichs charakterisirenden Reichsgesetzes cujus regio ejus religio durchbrach. Die brandenburgischen Lande waren die ersten und lange Zeit die einzigen, in denen eine volle Parität der Confessionen gewährleistet war. Gewiß eine höchst bedeutsame, vernünftige und liberale Ausnahme von einer unvernünftigen und illiberalen Regel. Die Bevölkerung der brandenburgischen Lande befand sich wohl dabei und der religiöse Friede waltete hier ungestört. Diesem Toleranzsystem kam es ungemein zu statten, daß sowohl die pfälzische Hegemonie im calvinistischen, als die sächsische im lutherischen Deutschland aufhörten und beide an das Kurhaus Brandenburg übergingen. Die Pfälzer vermochten keine bedeutende Rolle mehr zu spielen,

seitdem ihre aggressive Politik im dreißigjährigen Kriege eine so schwere Niederlage erlitten hatte, und das sächsische Kurhaus verlor die Vorstandschaft im lutherischen Deutschland, weil es katholisch wurde. Beide Parteien, die aus der Reformation hervorgegangen waren, fanden fortan gemeinschaftlich einen starken Schutzherrn nur im Kurfürsten von Brandenburg und schon deswegen gebührte ihm die Königskrone sicherlich eher, als dem Sachsen und Hannoveraner.

Als das Kurhaus die Königswürde angenommen hatte, vergaß der sonst treffliche zweite König Friedrich Wilhelm I einen Augenblick die weise Neutralitätspolitik seiner Vorfahren und fing als Calvinist an, die Lutheraner ein wenig durch Abschaffung der Chorröcke, Altarlichter und anderer Aeußerlichkeiten beim Gottesdienst, die ihm noch zu sehr nach Katholicismus schmeckten, zu kränken; sein Sohn jedoch, der große Friedrich, gab gleich nach seinem Regierungsantritt den Lutheranern ihr volles Recht zurück und übte die musterhafteste Toleranz. Nach der Eroberung Schlesiens bekam er wohl eine Million Katholiken zu Unterthanen, verbürgte sich aber gleich bei der Besitznahme, sie bei allen ihren Rechten zu belassen. Deswegen waren sie ihm auch hold und treu. Als der Papst auf Befehl der katholischen Großmächte den Orden der Jesuiten aufhob, die sofort in allen katholischen Ländern ihrer Güter beraubt und vertrieben wurden, behielt sie Friedrich der Große in seinen Landen bei und ließ dem Papste sagen: „Ich habe, als ich Schlesien in Besitz nahm, den Katholiken daselbst versprochen, in Ansehung der Religion den status quo fortdauern zu lassen; da ich nun ein Ketzer bin, kann mich der heil. Vater von der Pflicht, mein Wort zu halten, nicht lossprechen!" Der König gewährte Duldung und Schutz auch den Herrnhutern und förderte die Ansiedelungen ihrer frommen und fleißigen Gemeinden in seinen Staaten, zumal in Schlesien.

Man hat bisher nicht genügend darauf geachtet, daß Friedrich der Große genau dieselbe Toleranz ausübte, wie die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Dieses System aber war von den Brandenburgern schon lange gehandhabt worden, ehe eine republikanische Unionsregierung in Nordamerika existirte. Beide Staaten, das Königreich Preußen und die transatlantische Union, machten die ehrenvolle Ausnahme unter allen damaligen Staaten der christlichen Welt. Auch war Friedrich der Große der erste Monarch Europas, der mit der Union einen Handels- und Freundschaftsvertrag abschloß, noch ein Jahr vor seinem Tode, am 10. September 1785. Der Wortlaut des Vertrags zeugt für lebhafte Sympathien zwischen beiden Staaten. Nachdem die Union England gezwungen hatte, ihre Unabhängigkeit anzuerkennen, und endlich mit dem Mutterland wieder Friede geschlossen hatte, kamen die bedeutendsten Männer der Union, Jefferson, Franklin und Adams über das atlantische Meer herüber, um im Namen der neuen Republik mit den europäischen Mächten Handelsverträge zu schließen; noch aber wollte sich kein einziger Hof dazu verstehen, sey es aus monarchischem Widerwillen gegen die Republik, aus Mißtrauen in die Dauer derselben oder aus Unkenntniß der merkantilen Verhältnisse daselbst. Nur Friedrich der Große ging sogleich auf den Handelsvertrag ein.

Die confessionelle Neutralität im Königreich Preußen dauerte nach dem Tode des Königs gewohnheitsmäßig fort und wurde dadurch begünstigt, daß sich im Zeitalter der Aufklärung und Freigeisterei der Nerv und Eifer bei allen Confessionen abgeschwächt hatte. In dieser frivolen Zeit konnte man in Berlin eine Maitressenwirthschaft und allgemeine Lüderlichkeit erleben, welche für die ernste Mannheit des preußischen Volks bedenklich zu werden anfing. Die moralische Erschlaffung führte jedoch damals bald zu der schimpflichen Krisis von Jena, worauf das

Ehrgefühl, das Pflichtgefühl und sogar die Frömmigkeit im Volk wieder erwachten.

Als die großen Stürme wiederholter Kriege glücklich vorüber waren und das preußische Volk in Waffen mit dem Lorbeer des Sieges geschmückt war, glaubte Friedrich Wilhelm III, die rechte Zeit sey gekommen, um den Fehler der Reformation wieder gut zu machen, die Spaltung zwischen der lutherischen und calvinischen Confession für immer durch eine Union zu schließen und somit der Neutralitätspolitik seit Joachim Nestor gleichsam den Schlußstein einzusetzen. Er hatte dabei den besten Willen und die Sache schien auch viel leichter ausführbar, als sie es war. Er täuschte sich aber, nicht sowohl im Ziel, nach dem er strebte, als in der Wahl des Mittels. In Glaubenssachen muß die Uebereinstimmung eine freiwillige seyn und man kann nur darauf hinwirken, die, welche im Irrthum oder allzu einseitig sind, durch Belehrung und eigene Einsicht allmälig zu einer bessern Ueberzeugung zu bringen. Man kann es nicht befehlen, und will man den Leuten auch nur einen moralischen Zwang anthun, so macht man sie entweder erst recht störrisch, oder zu Heuchlern, oder befördert die religiöse Gleichgültigkeit. Nur freiwilliges Aneinanderschließen macht wahrhaftig einig. Die frühere Neutralitätspolitik des Hauses Zollern entsprach der Rücksicht, die man auf einmal vorhandene Unterschiede nehmen muß, hat daher auch bewirkt, daß Lutheraner und Reformirte einander immer näher gekommen sind und einander brüderlich behandelt haben, auch ohne eine förmliche Union. Dagegen war es grade die Union, in deren Folge die Gegensätze sich von neuem verschärft haben. Hätte man in den zwanziger Jahren den Lutheranern keinen Zwang angethan, so würden sie auch die schroffe Stellung nicht eingenommen haben, die man heute noch mit Recht beklagen muß. Auch war es vom damaligen Cultministerium nicht wohlgethan, in derselben Zeit, in der es

die Lutheraner und die Pietisten verfolgte, den plattesten Rationalismus und sogar die durch und durch unchristliche Selbstvergötterungsphilosophie Hegels zu begünstigen.

König Friedrich Wilhelm IV kehrte zur frühern Neutralitätspolitik zurück und machte, was durch die Unionspolitik versehen worden war, so viel als immer möglich wieder gut, indem er den Lutheranern zwar nicht alle ihre alten Rechte zurück-, aber den Eintritt in die Union wieder der freien Entschließung anheimgab. Ebenso versöhnte er die durch die Procedur gegen den Erzbischof von Köln unter der vorigen Regierung verletzten Katholiken. Auch gegenüber von diesen nahm er wieder das System Friedrichs des Großen an. Man hat ihm das als eine Art Kryptokatholicismus vorgeworfen, wie Kurfürst Joachim Nestor vor dreihundert Jahren derselben ungerechten und unbesonnenen Verunglimpfung ausgesetzt gewesen ist. Er handelte damit aber sicher eben so gerecht und weise, wie jener Kurfürst, indem er sich über die Parteien stellte, sie nur neutralisirte und dadurch die Härte ihres Gegensatzes milderte. Auch Friedrich Wilhelm IV hatte wie Joachim Nestor das Ganze der Nation im Auge, die er nicht durch confessionellen Hader zerrissen sehen wollte. Als er, ein protestantischer König, den seit dreihundert Jahren unterbrochenen Bau des großen katholischen Doms in Köln nicht nur wieder aufnahm, sondern auch in Person einweihte, wunderte man sich in der englischen Presse sehr darüber, aber die tiefe Bedeutung dieses Aktes war die nationale, was jene erstaunte Presse nicht begriff. Der König selbst nahm in seiner Baurede nicht Bezug auf die Kirchentrennung, sondern auf die nationale Einheit Deutschlands. Man nannte ihn den Romantiker auf dem Throne, aber was man unpassend die romantische Schule in der Poesie und Kunst genannt hat, war eben nur eine deutsche, nationale, über die particularistischen und confessionellen Gegensätze der letzten Jahrhunderte hinweg in die ruhmreiche Vorzeit

des damals noch einigen deutschen Reichs zurückgreifende Partei, wie sie naturgemäß unter der napoleonischen Fremdherrschaft aufkommen mußte und welche die tiefe Sehnsucht nach Besserung im deutschen Vaterlande mit der Erinnerung an die verlorene Größe und Ehre der Nation verband. Eben so natürlich war es, daß die sog. romantische Schule, obgleich sie im protestantischen Norddeutschland und insbesondere in Preußen aufkam, doch Sympathien für die katholische Kirche hegte, nicht für die neurömische, seit dem Tridentinum durch einseitigen Romanismus und Renaissance tief corrumpirte, sondern für die alte germanische Kirche des Mittelalters, in welchem die gothischen Dome gebaut wurden, welche der jesuitische Neukatholicismus niederriß oder unausgebaut ließ.

Ganz unabhängig von dieser romantischen Tendenz in Poesie und Kunst entstand, und zwar gleichfalls auf protestantischem Gebiete, eine Schule von unparteiischen Geschichtschreibern, welche das reine Licht historischer Wahrheit suchten und fanden und dasselbe von den trüben Parteifärbungen reinigten, welche die particularistischen und confessionellen Sonderinteressen verschuldet hatten. Das protestantische Norddeutschland hatte in den letzten Jahrhunderten eine weit anstrengendere, aber auch fruchtbarere Geistesarbeit auf sich genommen, als das katholische Süddeutschland, die verschiedenen Wissenschaften in größerm Umfang und größerer Vertiefung cultivirt und durch die Presse eine Uebermacht erlangt. Nun war aber die Geschichtschreibung auf den protestantischen Universitäten theils von der Politik der protestantischen Fürsten, theils vom Ausland her, theils durch confessionelles Vorurtheil lange und stark beeinflußt, die Sünden und Fehler auf protestantischer Seite verschwiegen oder bemäntelt, die auf katholischer Seite höchlich übertrieben, kurz die Wahrheit entstellt worden. Diesem Uebelstande half nun die Wahrheitsliebe und Gerechtigkeit protestantischer Geschichtsforscher ab, die

sich dadurch ein bleibendes Verdienst erwarben und ganz im Sinne der seit dem Kurfürsten Joachim Nestor im Hause Zollern traditionellen Neutralitätspolitik den Grundgedanken nationaler Einheit festhielten und die Wiederversöhnung der Deutschen unter einander förderten. Freilich konnten auch sie der Verleumdung, dem Verdacht des Krypto-Katholicismus von Seite protestantischer Fanatiker nicht entgehen. Schlimmer noch war die Kälte, mit der ihr Wohlwollen von katholischer Seite aufgenommen wurde. Durch die lange Jesuitenerziehung hatten die Katholiken deutsch zu fühlen verlernt und für die Gothik keinen Sinn und kein Verständniß mehr. Gleichwohl waren alle jene neutralen Bestrebungen eben so gemäß der christlichen, wie der nationalen Bruderliebe und sie hatten die Wahrheit für sich, sie werden also in der Zukunft Früchte tragen.

Unter den Protestanten selbst fanden die irenischen Bestrebungen nur wenig Anklang. Im Gegentheil strebte ein großer Theil der protestantischen Theologen sowohl als Laien aus den Banden der Orthodoxie heraus und zu einer freien Kirche hin. Diese Leute nannten sich Lichtfreunde. Neben ihnen sammelten sich auch freisinnige Katholiken, die ihre alte Kirche verließen, aber nicht, um in eine der bisherigen Kirchen der Reformation einzutreten, sondern um ebenfalls eine sog. freie Kirche zu gründen. Diese Leute nannten sich Deutsch-Katholiken.

Das Interesse für diese Parteien der vierziger Jahre ist veraltet, sie sind aus der Mode gekommen. Indeß scheint es nicht unzeitgemäß, noch ein Schlaglicht auf sie zu werfen, weil gerade jetzt durch die Einberufung des vaticanischen Concils die kirchlichen Fragen wieder lebhaft angeregt worden sind und bei den Berathungen im Concil zwischen dem Interesse der Katholiken in Deutschland und dem Interesse der von den Jesuiten geleiteten römischen Kurie ein merklicher Unterschied wahrgenommen wird.

Jene Bewegungen der vierziger Jahre gingen in Preußen vor sich und waren zunächst nichts anderes, als eine Reaction des unter dem Cultministerium Altenstein in einem großen Theile der rationalistischen oder verhegelten Geistlichkeit auf Universitäten und in der Presse herrschend gewordenen Unglaubens gegen das den Glauben wieder schützende System König Friedrich Wilhelms IV. Versöhnung mit der katholischen Kirche nach den Kölner Wirren, Toleranz gegen die Altlutheraner, Beseitigung des Vorzugs der Hegelianer und Stärkung des positiven Glaubenspoles in der Union war das Programm dieses Systems, gegen welches nun die nicht mehr vorherrschende Partei ein wüthendes Geschrei erhob. Während das auf der protestantischen Seite geschah, glaubten auch auf der katholischen Seite einige Leute, es sey an der Zeit, die jetzt von oben her geschützte katholische Kirche von unten her anzugreifen. In Oesterreich war der Katholicismus erschlafft, in Frankreich das Bürgerkönigthum der Kirche abgeneigt, warum sollte denn, dachte man, grade Preußen sich der katholischen Kirche annehmen? so wurde die sog. deutsch-katholische Bewegung herbeigeführt. Man dachte dabei an nichts Geringeres als an eine zweite große Reformation, an einen zweiten Luther. Ronge war aber ein junger, ganz unfähiger Renommist, dem gradezu alles fehlte, was Luther hatte, der Felsenglaube, die tiefe Gottesfurcht und Innigkeit des Gemüths, die ächte Begeisterung, gründliches Wissen und das Flammenschwert des Wortes. Mit bloßem Renommiren und Negiren, mit Zweckessen und Weiberversammlungen macht man keine Reformation.

Die Bewegung der Lichtfreunde hatte zu ihrem letzten Ziel die gänzliche Abschaffung des Christenthums und wollte an dessen Stelle nur den Cultus der sich selbst vergötternden Menschheit setzen, hätte also auch im günstigsten Falle nur zu einer vorübergehenden Anarchie führen können. Bedeutungsvoller war die

Bewegung der Deutschkatholiken, weil sich damit der Gedanke verband, die Katholiken in Deutschland sollten, von Rom unabhängig, eine Nationalkirche bilden. Derselbe Gedanke war schon zur Zeit des Josephinismus, aufgetaucht und nach dem Sturze Napoleons wieder bei den Anhängern Wessenbergs, und dieser Gedanke behielt seine Bedeutung, wenn auch Ronge und Czerski nicht die Männer waren, die ihn hätten verwirklichen können. Würde romanische Unvernunft die Katholiken des germanischen Nordens auch zum Widerstand reizen und ein Schisma erfolgen, so würde doch selbst eine von Rom unabhängige deutsche Nationalkirche, gleich der gallikanischen, das Fundament des Glaubens nicht verlassen.

König Friedrich Wilhelm IV war der liberalen öffentlichen Meinung seiner Zeit nicht fortschrittlich genug. Dieser wohlwollende König wurde von der Presse boshaft angefeindet. Alles, was er that, wurde ihm mißdeutet. Ich stand Preußen fern, konnte aber doch nicht umhin, im Jahr 1847 in der Augsb. Allg. Zeitung der Presse diese Ungerechtigkeit vorzuwerfen.

Ich bemerkte damals: „Die deutsche Zeitung, wie die liberale Presse überhaupt, begnügt sich, die Idee des Königs mit der Phrase ‚aristokratisch-monarchische Romantik‘ abzufertigen. Ein tieferes Eindringen in die Sache ist uns von liberaler Seite noch nicht vorgekommen. Gleichwohl liegt sie offen genug zu Tage, wie sie ist, und man sollte nicht so viel von dem fabeln, wie sie nicht ist. Die angebliche Romantik ist ein aus der Luft gegriffenes Phantom. Der König will keine Rückkehr in's Mittelalter, keine zu den alten Corporationen, sonst hätte er sie in einer nunmehr achtjährigen Regierung wieder in's Leben gerufen; er will auch nicht festhalten an der absoluten Monarchie, sonst hätte er die Stände nicht einberufen. Was er aber will und wollen muß, ist: die Einheit der Monarchie nach außen sicher zu stellen bei aller möglichen Freiheit im Innern, und die

martialische Tradition nicht untergehen zu lassen in Advocatengezänk und Professorendebatten, bei aller möglichen Rücksicht auf die Volksrechte. Wie der absolute Monarch früher, nach dem eigenen Zugeständniß der Deutschen Zeitung, die Gewalt in Preußen nicht mißbrauchte, sondern zum Wohl des Volkes anwandte, so soll nun auch das Volk seine Gewalt nicht mißbrauchen, sondern zum Wohl der Monarchie anwenden, und es soll im demokratischen Jahrhundert durch das Volk dem Fürsten zu gute kommen was im despotischen Jahrhundert durch den Fürsten dem Volk zu gute kam. Mehr will der König in der That nicht, und hierin liegt der Schlüssel der ganzen dermaligen preußischen Politik. Sie ist aber eine natürliche und nothwendige, nicht nur unter dem Gesichtspunkt der Tradition und der Ehre, sondern auch unter dem der Zukunft und des gemeinen Besten.

Die kleinen Rechtsfragen der innern Politik, welche den breiten Vordergrund der Gegenwart einnehmen und den Streit zwischen Volk und Krone veranlassen, sind nicht die wichtigsten. Viel wichtigere Fragen der äußeren Politik, betreffend die großen Rechte deutscher Nationalität gegenüber dem Ausland, die Kräftigung des deutschen Bundes und Ausdehnung des Zollvereins, werden sich in der Zukunft aufdrängen. Diese Fragen aber verlangen, wenn sie befriedigend erledigt werden sollen, die unbedingte Einigkeit zwischen Volk und Krone. Wenn die Beantwortung dieser Frage uns nahe rückt, wird der Liberalismus hoffentlich in seinem Bildungsgang weit genug vorgerückt seyn, um einzusehen, welch größerer Segen in der Vereinigung der Volks- und Fürstenkraft als in deren Trennung liegt. Die Deutsche Zeitung rühmt in einem ihrer preußischen Artikel, daß jetzt die Volkskraft walte, nicht mehr die Fürstenkraft. Der König von Preußen will nicht die erstere unterdrücken und letztere wieder allein herrschen lassen, sondern strebt die innige Verbin-

dung beider in einen Organismus an, der bleibend gewähren soll, was das Jahr 1813 nur vorübergehend gewährte. Von einer alleinherrschenden Volkskraft im republikanischen Sinn kann wohl nicht die Rede seyn. Die Fürstenkraft ist durch die Volkskraft nicht beseitigt; es handelt sich nur darum, ob beide sich wechselseitig stärken oder schwächen sollen. Die Fürstenkraft in Preußen hat die Volkskraft anerkannt und zum Mitwirken aufgerufen. Ist die Volkskraft wohl so in sich stark und sicher, daß sie das ehrende Vertrauen des Fürsten schnöde zurückweisen, für sich allein gelten wollen, und darauf ausgehen sollte, die Fürstenkraft zu vernichten? Worin besteht die Fürstenkraft in Preußen? Etwa allein in dem, was man in neuester Zeit verächtlich den Polizeistaat zu nennen pflegt? Nein, sie wurzelt im Heldenruhm. Sie ist das Erbe zweihundertjähriger Siege, die der Fürst mit dem Volk gemeinsam errungen hat. Preußen war bisher nur nach einer Seite hin ein Polizeistaat, nach der andern hin war und soll es seyn ein Martialstaat. Der Polizeistaat wird nun sehr wohl thun der Richtung zu folgen, welche unabwendbar die Bureaukratie unter die Controle des Volkes führt; aber der Martialstaat soll in Ehren bleiben, und die sieggewohnte Fahne des schwarzen Adlers soll sich nicht senken vor jedem Gelbschnabel, der aus einem radicalen Tagblatt heraus nach Futter schreit. Wenn die Einheit und Kraft des Martialstaates nicht schon eine Thatsache in Preußen wäre, so müßte es das Streben gerade der Volksfreunde seyn, sie zu erzielen, denn bei der eigenthümlich lang ausgedehnten geographischen Lage des Landes ist die junge Freiheit des Volkes äußern Feinden eben so bloßgestellt, wie es früher die Dynastie war.

Das einzige, was mit Recht als zeitgemäß verlangt werden kann, die Unterstellung der Bureaukratie unter die Controle, und das altdeutsche Mitrathen des Volkes, wo es mitthaten soll, ist es nicht gewährt? Ist der constitutionelle Weg nicht betreten?

kommen gegen die große Thatsache dessen, was der 3. Februar geschaffen hat, die Ungewißheiten in Bezug auf das in Frage, was er nicht geschaffen hat, was aber von selbst nachfolgen muß? Ist es, wir wollen nicht sagen schicklich, sondern nur natürlich den Tag Nacht zu schelten, weil die Sonne noch durch einige Nebel verschleiert, aber ohne Zweifel wirklich aufgegangen ist? Zu den nebelhaften Erscheinungen, die allerdings vorkommen, gehören die widersprechenden Interpretationen. Aber warum grübelt man nach Unwahrheiten in der Form, wo die große Wahrheit in der Sache zu Tage liegt und die Reichsstände wirklich eröffnet sind? Soll man die Staatsmoral entgelten lassen, was hin und wieder in Sophismen von Seiten derer gesündigt worden ist, die es übernahmen, im Patent vom 3. Februar die genaue Erfüllung des königlichen Versprechens von 1815 nachzuweisen, nachdem der König doch selbst von Anfang an deutlich genug erklärt hatte, inwieweit sich die von ihm gegebene Verfassung von dem Repräsentativsystem, das man erwartete, unterscheiden sollte. Der liberale Gedanke des Königs hat siegreich durch alle Nebel hindurchgeblitzt, mit denen man sein Licht zu verdunkeln oder wenigstens zu färben bemüht war. Hat wohl jeder liberale Logiker, der in den Regiminaläußerungen Inconsequenz nachwies, an die Kämpfe gedacht, welche der königliche Gedanke zu bestehen hatte, bevor er in's Leben treten konnte?

Schon die gemeinste Klugheit würde verlangen, wenigstens die höchste Person zu schonen, in einer Zeit, in welcher sie noch mit allen Vorurtheilen und Vortheilen der alten Bureaukratie bei Einführung der doch nur dem Liberalismus zu gute kommenden Neuerungen ringen muß. Allein schon seit mehreren Jahren macht sich eine Richtung der Presse bemerklich, die, mit Uebergehung der Bureaukratie, ausschließlich die höchste Person zum Ziel ihrer Verunglimpfung gewählt zu haben scheint. Wenn

man unter der vorigen Regierung sehr oft, ja fast allgemein, wo es etwas zu tadeln gab, immer nur die Beamten tadelte, und den ‚guten König' ausdrücklich ausnahm, so legen es umgekehrt jetzt gewisse Organe der Presse nur darauf an, den regierenden König in das ungünstigste Licht zu stellen. So verdankte ein in den letzten Jahren erschienenes Buch seine ungemeine Verbreitung nur der Muthmaßung, alles, was darin von Karl I gesagt sey, beziehe sich eigentlich auf Friedrich Wilhelm IV. Gleichviel, ob die Muthmaßung gegründet ist oder nicht, es bleibt immer eine Thatsache, daß die Unterstellung, gerade um ihrer schneidenden Bedeutung willen, so viel Anklang im Publikum gefunden hat. In den letzten Wochen ist nun wieder eine Flugschrift erschienen, in welcher der König mit Julian dem Apostaten verglichen wird, weil er das jetzt abgestorbene Christenthum künstlich retten wolle, wie jener einst das damals abgestorbene Heidenthum. Was für Vergleichungen! Was für Urtheile über einen im Grund der Seele wohlwollenden Fürsten! Karl I war ein verschlossener, falscher Charakter, Friedrich Wilhelm IV ist die Offenheit selbst; Karl I plünderte sein Volk aus und schreckte es durch grausame Hinrichtungen, Friedrich Wilhelm IV ist der mildeste Regent, den wohl je ein Volk gehabt hat; Karl I nahm seinem Volk alte Freiheiten, Friedrich Wilhelm IV gibt dem seinigen neue. Und wie paßt vollends der Apostat hierher? Julian konnte das Heidenthum nicht retten, weil das unendlich reinere und heiligere Christenthum an dessen Stelle getreten war. Aber das heutige Christenthum befindet sich doch wahrhaftig nicht in gleichem Falle, wie das damalige Heidenthum? Das Christenthum ist in unserer Zeit zwar an der Schale verderbt genug, aber es bewahrt doch noch seinen gesunden Kern, und was man an seine Stelle zu setzen versucht, ist entweder ein seichter dünner Deismus, der niemals Volksreligion werden kann, oder versteckte Unzucht, die gern den Zwang abwerfen möchte, also etwas das

auch nicht entfernt in Bezug auf das gegenwärtige Christenthum mit dem verglichen werden kann, was das junge Christenthum zur Zeit Julians gegenüber dem Heidenthum war. Welcher vernünftige Mensch kann glauben, daß solche Erzeugnisse eines kranken Zeitgeistes je im Stande seyn werden die Weltstellung des Christenthums zu verrücken? Ueberdieß thut man dem König zu viel Ehre an, wenn man seine beengte Stellung mit der weit freieren des römischen Kaisers vergleicht, denn Julian herrschte über das ganze christliche Gebiet, der König von Preußen beherrscht nur einen kleinen Theil desselben, und was er auch darin vom Christenthum retten oder nicht retten mag, es betrifft nicht das Ganze der christlichen Welt, die Schicksale der römischen und griechischen, ja auch der reformirten Kirche in Skandinavien, England und Amerika bleiben davon unberührt. Die Vergleichungen nun, durch welche der politische Charakter des Königs in ein gehässiges Licht gestellt werden sollte, sind eben so unpassend als böswillig.

Indeß schaden solche Vergleichungen, die von der radicalen Opposition ausgehen, der Majestät vielweniger als eine ungeschickte Vertretung der Staatsinteressen. Was die öffentliche Vertretung anlangt, so haben wir einen räsonnirenden Landtagsabschied von der Preußischen Allg. Ztg. erhalten, in welchem die Regierung glücklich gepriesen wurde, alles Terrain behauptet zu haben, das sie dem liberalen Angriff ausgesetzt hatte; wogegen der Rheinische Beobachter gleichzeitig dieselbe Regierung bejammerte, und meinte, sie stehe am Rande des Untergangs. Jammernde Freunde sind schlimmer als gar keine. Aber auch die, welche ihre loyale Anerkennung des Vergangenen aussprechen, sollten nicht verfehlen zur Beruhigung über die Zukunft tiefer in's System der Regierung einzugehen, und das Wohlwollen, welches darin liegt, geltend zu machen. Die Freunde der preußischen Regierung haben sich in dieser Beziehung von einem

alten Feind in den Historisch-politischen Blättern müssen beschämen lassen. Es ist in der That auffallend, warum die vom König eingeschlagene Politik so wenige und, wir möchten sagen, so fremdartige Apologeten findet. Die Historisch-politischen Blätter, die man eines allzu günstigen Vorurtheils für die preußische Regierung nicht zeihen kann, haben in ihrem sechsten diesjährigen Heft dem König mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen, als es Journale zu thun pflegen, von denen man es weit eher erwarten sollte. Sie rügen den blinden Haß der liberalen Blätter und die Unfähigkeit der in Preußen sog. ‚guten Presse'. Sie legen aber, und wie es scheint mit Recht, weniger Gewicht auf die Aeußerungen der Presse, als auf den Mangel eines loyalen Patriotismus in den Kreisen, die sich nicht von der Presse beherrschen lassen, sondern auf sie selbst einen kraftvollen Einfluß ausüben sollen. Sie erinnern an ein Wort Guizots: ‚Jede Regierung, welche große Reformen vornehmen, nachhaltige Institutionen schaffen will, ohne in den Abgrund der Revolution zu fallen, bedarf nicht blos gemäßigter Institutionen und Wünsche, denn an solchen hat es nie und nirgends gemangelt, sondern gemäßigter Parteien, welche den Muth haben zu handeln, sich voranzustellen, die Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen, den Muth der Regierung zu stützen. Mehr als alle Angriffe der Opposition hat uns daher die Thatsache erschreckt, daß während der Dauer des allgemeinen Landtags eine solche Partei entweder nicht vorhanden war, oder sich wenigstens nicht gezeigt hat.'

Um dieses Phänomen zu erklären, muß man an eine geheime Abneigung gegen den königlichen Gedanken unter denen glauben, die ihn ausführen sollten. Frau Bettina v. Arnim spricht in dem wunderlichen Buche, das sie für den König geschrieben, in ihrer geistreich burlesken Weise von der großen Larifariverschwörung in Berlin. Uebersetzt man diesen Scherz in Ernst, so wird man von einem unheimlichen Grauen beschlichen.

Man sähe den edlen König lieber wuthentbrannten Feinden gegenüber, als jenen nur fein die Mundwinkel verziehenden und achselzuckenden Freunden, die in der Mimik stillschweigender Devotion eine sehr beredte Mißachtung durchspielen lassen. Ist es Verstockung bei denen, die ihr Leben lang dem Absolutismus gedient haben und sich an constitutionelle Formen nicht mehr gewöhnen können? Ist es der trotzige Fanatismus bisher allein Berechtigter und allein Wissender, die mit Verachtung eine Controle zurückweisen, welche ihnen Unberechtigte und Unwissende aufzudrängen scheinen? Ist es ein bornirter Patriotismus, der den Staat, eine bornirte Loyalität, die den König in Gefahr sieht, wenn er noch einen Schritt weiter geht? Oder ist es der politische Stumpfsinn von Lebemännern, die sich wundern, wie man die Alltäglichkeit des physischen Genusses und der frivolen Unterhaltung mit einer Begeisterung unterbrechen möge? Ist es der Dünkel oberflächlicher Bildung, der die Tiefe des königlichen Gedankens verleugnet, weil er sie nicht zu messen vermag? Ist es die liebe Dummheit, bei der des Königs Weisheit gleichsam um Verzeihung bitten muß, wie einst Hamlets Tugend das Laster darum flehen mußte? Genug, was es auch sey, es ist ein geheimes Versagen der dienenden Spannkräfte; wobei man noch nicht einmal an den offenen Abfall einer ungeheuren Menge, namentlich von Kirchen- und Schuldienern an den Radicalismus, zu denken braucht. Das ungehorsame Geflüster im servilen Schilf könnte bänger machen, als der lauteste Sturm im radicalen Urwald. Der Gedanke, so wie er vom Throne ausgeht, wird oft wie von einer hexenhaften Hebamme, ehe man sich's versieht, mit einem Wechselbalge vertauscht. Es ist nicht geheuer; allerlei Spuk geht am hellen Tage um, der selige Biester steckt seine Nase aus dem Grabe, und meint mitten in der Spreeluft etwas Jesuitisches zu riechen. Ihm gesellen sich die Gespenster Nikolai's und Kotzebue's zu, die alten Genien der Stadt, wie

treue Eckhardte vor dem Schlosse Wacht haltend, um kein Vertrauen hineinzulassen. Leise und sanft fliegt die Lüge mit Vampyrflügeln durch die Luft und saugt der Wahrheit ihr königliches Herzblut aus. Die ärgste, selbst Heinze'sche Preßfreiheit ist noch unschuldig im Vergleich mit diesem stillen Abfall.

Kaiser Joseph II wurde auf die entgegengesetzte und zugleich auf die nämliche Weise bedient. Auch er wollte den politischen Fortschritt, er wollte ihn der Kirche zum Trotz, und siehe da, alles verband sich mit der Kirche gegen ihn. Friedrich Wilhelm IV will den politischen Fortschritt mit der Kirche, und siehe da, alles verbindet sich gegen die Kirche, um in ihr ihn zu bekämpfen. Die Erhitzung gegen die Staatskirche in Preußen ist erkünstelt und improvisirt, ein bloßes Mittel für ganz andere Zwecke. Gibt es eine Partei oder Schule, oder überhaupt ein durch kluge Leute vertretenes Interesse, welches den König und das Volk, gerade je mehr sie beide nach liberalem Zusammenwirken tendiren, in Mißtrauen auseinanderzuhalten sucht, so kann sie allerdings nicht klüger handeln, als indem sie den liberalen Gedanken der Krone in einen illiberalen verfälscht, und dem Volk insinuirt, während man ihm politische Freiheit nur zum Schein gewähre, raube man ihm in Wirklichkeit die Glaubensfreiheit. Mag der König den politischen Fortschritt augenfällig fördern, mag der Uebergang vom absolutistischen zum constitutionellen System so gut wie entschieden seyn, man insinuirt dem Volke dennoch, alles ziele auf eine despotische Laune, auf Obscurantismus und wohl gar Inquisition ab. Man vergißt geflissentlich, daß die Toleranz nie weiter ging, als gerade gegenwärtig, daß die Emancipation der Juden im raschen Fortschritt ist, daß alle Secten, selbst die extremsten, patentirt worden sind, und daß allen Ausnahmen ihr Recht widerfährt, während der König nur die Regel selbst nicht um der Ausnahmen willen vernichtet sehen will. Man vergißt, daß die Gewohnheit und die Bedürfnisse des gemeinen

Mannes mit der Philosophie und ihren vorübergehenden Moden nichts zu schaffen haben, ja daß die Aufklärung sich selber nur gefährdet, indem sie in allzu tiefe Sphären roher Auffassungsweise hinabsteigt. Man vergißt endlich, daß ein Zusammenhalten der evangelischen Kirche von der Politik geboten ist, sofern diese Kirche in ihren verhältnißmäßig engen Grenzen sich durch Zersplitterung nur noch mehr schwächen würde, gegenüber von den zwei massenhaften Nachbarkirchen in Osten und Westen, und daß ein ohne alle Noth improvisirter Religionskampf das ungeschickteste Apropos von der Welt ist, in einem Augenblick, in welchem Rußland seine griechische Kirche immer kühner auf Kosten der evangelischen erweitert. Das Alles vergißt man, und wirft dem König ein System vor, das ihm, abgesehen von den Gewissenspflichten, schon die Staatsklugheit gebieten müßte. In dieser Beziehung nun sündigen die, welche dem König nahe stehen sollten, mehr noch als die ihm gegenüber stehen, aber den letztern zum Vortheil. Dem Radicalismus wird hinter dem Rücken des Königs die Hand gereicht. Daß die geheime Renitenz der Räder in der Staatsmaschine gegen den Maschinisten eine wahre Wonne für den Radicalismus ist, und daß der Einfluß des letztern auf die Presse, mit der erstern verbunden, den Glauben an die Unpopularität des königlichen Gedankens fast allgemein verbreitet, darf nicht mehr Wunder nehmen, wie sehr auch dieser wahrhaft liberale Gedanke der größten Popularität würdig wäre.

Unter solchen Umständen nun ist die Bildung einer Partei, wie sie Guizot bezeichnet hat, noch kaum möglich gewesen. Alle Stände, namentlich auch die höheren, sind, wie es scheint, noch zu sehr durchdrungen von dem Geiste, der unter der vorigen Regierung nur Extreme des Absolutismus und Radicalismus herangebildet, den in der Mitte der Extreme liegenden Patriotismus von 1813 aber vergessen gemacht hat. Wo sind die alten

Patrioten hingekommen? Es gibt deren ohne Zweifel noch im Generalstab und in der Armee. Es gibt deren noch im Adel und Volk, aber in einer geringen Minderheit. Die jüngeren Generationen haben, zum Theil durch Verschulden der vorigen Regierung, ganz andere Schulen durchgemacht. Der Adel hat dem Reiz nicht ganz widerstehen können, der auch die ritterlichen Magyaren verführt hat, in Pesth nachzuahmen, was sie von den Gallerien des Unterhauses in London und der Deputirtenkammer in Paris aus mit heißer Lernbegierde gesehen und gehört haben. Indeß steht hinter dem preußischen Adel ein ehrgeiziger dritter Stand, der ihn bald fühlen lassen dürfte, daß er ihn, sobald er stark genug ist, nicht mehr braucht. Die Cavaliere bleiben zuletzt immer Freunde der Krone. Vom Volk glauben wir, es sey bei weitem nicht so tief in der Gewalt des antiköniglichen Liberalismus, als die Presse glauben macht. Es würde wenigstens den öniglichen Liberalismus, den die Presse nicht verstehen will, besser verstehen, wenn seine Begriffe nicht durch die Presse verwirrt würden. Es ist überhaupt in Preußen noch eine Reserve von politischen Kräften vorhanden, welche dann erst für die Krone in die Schranken treten wird, wenn der letztern ernstere Gefahren drohen sollten."

Diese Worte die ich 1847 schrieb, sind buchstäblich im Jahr 1866 in Erfüllung gegangen.

Unter der gegenwärtigen Regierung König Wilhelms I ist das confessionelle Neutralitätsprincip des Hauses Zollern beibehalten und der Friede nicht gestört worden. Obgleich sich die extremen Orthodoxen und die extremen Freikirchler beide dem besonnenen Cultministerium entgegengestemmt haben, beweist grade dieses Anstürmen von zwei Seiten her, daß die Regierung die rechte neutrale Mitte einhält.

Der Widerstand der Particularisten gegen die Einheitstendenz des Norddeutschen Bundes hat sowohl im südwestlichen

Deutschland als in den von Preußen annektirten Provinzen hauptsächlich zwei Anhaltspunkte, die ihn wenigstens beziehungsweise berechtigt erscheinen lassen. Das ist die Besorgniß einmal, der Unionismus, der die Confessionen verschmelzen wolle, könne zu einem Christianismus vagus führen, welcher dem Unglauben Thür und Thor öffne, und weiter die Besorgniß vor der confessionslosen Schule. Der Verdacht, Preußen begünstige diese beiden Neuerungen, ist freilich nicht gerecht, denn wenn die preußische Regierung etwa dem Christenthum noch in derselben Weise den Rücken kehren wollte, wie zur Zeit Altensteins, so würde der edle Cultminister Mühler von liberaler Seite nicht so wüthende Anfechtungen im Abgeordnetenhause erfahren. Indeß kommt viel darauf an, daß die particularistische Opposition desfalls auch nicht den Schein eines Verdachts auf die preußische Regierung werfen könne.

Was die Union betrifft, so wäre es besser, sie wäre niemals versucht worden, so lange sie nicht aus dem Schooß der beiden bisher getrennten Confessionen einmüthig gefordert würde. Sie ist den Confessionen octroyirt worden, ehe es Zeit dazu war. Deswegen hat sich schon die vorige Regierung veranlaßt gesehen, wenn auch nicht die Union aufzuheben, doch innerhalb derselben die Berechtigung der einen wie der andern besondern Confession zu schonen. Die fehlerhafte oder wenigstens voreilige Unionspolitik ist demnach wesentlich wieder zu der viel praktischern confessionellen Neutralitätspolitik der Kurfürsten Joachim und Johann Sigismund zurückgekehrt, der auch Friedrich der Große mit gewohnter Einsicht beigepflichtet hat. Sollte auch an den confessionellen Gewöhnungen und Sonderthümlichkeiten manches Unnatürliche und Krankhafte seyn, was sich aus der bösen Zeit der Glaubenstrennung und der fanatischen Einseitigkeit fortgeerbt hat, so will es doch auch als Krankheit geschont seyn.

Dasselbe gilt fast noch mehr in Bezug auf die Schulfrage,

denn hier handelt es sich nicht blos um confessionelle Gegensätze, welche geschont seyn wollen, sondern um das religiöse und sittliche Gefühl der ganzen Nation. Die ungeheure Mehrheit aller Eltern, welcher Confession sie auch angehören mögen, mißbilligt doch gewiß die confessionslose Schule, weil sie die Jugend der Gefahr aussetzt, daß gewissenlose Lehrer ihr die angeborene und im elterlichen Hause gepflegte religiöse Pietät wegschwindeln. Das ist keine müssige Besorgniß, denn man weiß, daß Diesterweg und sein ganzer großer Anhang mittelst der Schule ausdrücklich die Kirche zerstören zu können gehofft hat.

Es wäre freilich besser, wenn in manchen Gegenden Süddeutschlands die confessionelle Schule ihre Berechtigung niemals mißbraucht hätte, um von Jugend auf eine Dummheit und einen Wahn im Volke zu nähren, wie sie jetzt noch immer vorkommen. In vorzugsweise katholischen, obgleich constitutionellen Ländern wird durch Schule und Klerus das gemeine Volk in einer wirklich erschreckenden Unwissenheit und werden Vorurtheile und unsinnige Vorstellungen in ihm erhalten, die in Erstaunen setzen, wenn sie zu Tage kommen. Als im Juli 1866 die Preußen vor Würzburg standen, enthielt die Neue Würzburger Zeitung wörtlich folgende Mahnung an die Einwohnerschaft: „Da die Preußenfurcht in hiesiger Stadt von einigen Fanatikern dadurch genährt wird, daß sie der niedern Volksklasse glaubwürdig zu machen suchen, die Katholiken müßten, wenn die Preußen kämen, alle protestantisch werden, so halten wir es für unsere Pflicht, darauf aufmerksam zu machen, daß in Preußen große Provinzen fast ausschließlich von Katholiken in einer Anzahl von 6 Millionen (also mehr als in Bayern) bewohnt sind, und dieselben unbeirrt ihren Cultus ausüben." Die „einigen Fanatiker" würden dem Volk solchen Unsinn nicht haben einreden können, wenn der Unsinn nicht schon zu Hause und in der Schule geblüht hätte. In Böhmen glaubten die Weiber

sogar, die Preußen fressen Kinder, und flüchteten mit Angstgeheul die ihrigen.

Vergleichen wir, wie sich das Haus Habsburg in Religionsangelegenheiten zum Hause Zollern verhalten hat, so finden wir, daß sich das erstere von Anfang an und unabänderlich dem Romanismus gegen den Germanismus angeschlossen hat, so zwar, daß es, schon seit dem 15. Jahrhundert im Bunde mit dem italienischen Papst und dem König von Frankreich, wie zur Zeit des Constanzer und Basler Concils, so auch zur Zeit der Reformation das gerechte und dringende Verlangen einer Reinigung der Kirche von ihren groben Mißbräuchen zurückgewiesen, sich solidarisch mit den romanischen Staaten gegen die Reformpartei in Deutschland vereinigt und dadurch bewirkt hat, daß die Reformation eine Halbheit blieb, sich nur auf den germanischen Norden Europas beschränkte und auch hier durch die Fürstenpolitik zu Einseitigkeiten und Mißständen abgelenkt wurde, während die altkatholischen Mißbräuche unter dem Schutz der katholischen Fürsten und unter der Bedingung fortdauern durften, daß Papstthum und Jesuitenorden fortan die Völker in Zucht nehmen und zu dummen Schafheerden machen sollten, welche die despotischen Fürsten fortan auf's bequemste nach Beseitigung aller germanischen Verfassungen und Freiheiten, scheeren dürften.

So wurden in Frankreich die altfränkischen Freiheiten vernichtet, die ständische Vertretung in den Provinzen zu einem Schattenspiel herabgewürdigt und der König durfte sich zum unumschränkten Alleinherrn machen, gleich den heidnischen Kaisern des alten Rom. Nur den Adel begünstigte er und ließ das Volk von ihm bedrücken, um sich seiner Dienste zu versichern, und eben so die Bischöfe, die mit dem Hofadel verschmolzen und sich offener Lüderlichkeit nicht mehr schämten. In Spanien geschah dasselbe, nur daß hier die Habsburger die Kirche auf eine

noch sündhaftere Weise als Mittel für ihren Despotismus mißbrauchten. Wenn Bischof Hefele die Kirche entschuldigt hat, die Greuel der spanischen Inquisition könnten ihr nicht zur Last fallen, weil sie vom Despotismus der Könige ausgingen, so hat er recht, doch hätte sich die Kirche zum dienstwilligen Mittel für solche Missethaten niemals hergeben sollen. Die deutschen Habsburger in Wien ließen sich von denen in Spanien viel zu sehr beeinflußen und obgleich sie klug genug waren, keine eigentliche Inquisition auf deutschem Boden einzuführen, weil sie das allzusehr würde verhaßt gemacht haben, ließen sie es doch an unbarmherziger Verfolgung ihrer protestantischen Unterthanen in Oesterreich, Böhmen und Ungarn nicht fehlen und ahmten den Monarchen in Spanien und Frankreich insofern nach, als auch sie alle Freiheit in ihrem Bereich unterdrückten, in den Postulaten-Landtagen der einzelnen Kronländer auch nur ein parlamentarisches Schattenspiel fortspielen ließen und ausschließlich Adel und Bischöfe begünstigten und in die Sphäre ihres Hofes zogen. Dies fiel ihnen um so leichter, als der freisinnige und großentheils der Reformation zugeneigte kleine Landadel in der Ferdinandeischen Verfolgungszeit ausgerottet worden war und ihre confiscirten Güter zu großen Latifundien jener Günstlinge zusammengeschmolzen wurden, die den Habsburgern als Generale und Schergen der Gewalt am eifrigsten gedient hatten. Das waren zum guten Theil Italiener, Spanier, Slaven und sonstige Fremde, die jesuitische Bande, welcher Wallenstein zum Opfer gefallen ist.

Die Jesuiten in Oesterreich standen mit denen in Spanien und Frankreich in immerwährender enger Verbindung und bildeten das Schleppseil, an welchem die Politik der österreichischen Habsburger von den spanischen nachgezogen wurde. Hof und Adel in Wien nahmen ganz die Formen des Hofes in Madrid und der spanischen Granden an. Desgleichen die geistlichen

Schaustellungen und Vergnügungen mit einziger Ausnahme der Autodafés. Mit Stierhetzen wurde wenigstens ein Anfang gemacht und der Prado von Madrid im Wiener Prater nachgeahmt. Mit der Schaulust des romanischen Südens drang auch dessen Sinnlichkeit in das Wiener Volksleben ein.

Was hätte Karl V Großes erreichen können, wenn er als deutscher Kaiser auch nur deutsches Interesse vertreten hätte! Retrospective Conjecturalpolitik ist zwar in vielen Fällen etwas Lächerliches, weil geschichtliche Thatsachen sich nicht mehr ändern lassen, doch kann sie dienen, die Motive dieser Thatsachen zu beleuchten, woraus sich Belehrungen für die Zukunft schöpfen lassen. Insofern ist die Betrachtung, wie viel besser es für Deutschland gewesen wäre, wenn Karl V sich zur Reformation bekannt hätte, nicht ganz müßig. Gar manche Einseitigkeit der reformirten Staatskirchen erklärt sich einzig daraus, daß die Reformation eine Halbheit bleiben mußte, weil der Kaiser ihr entgegentrat.

Dem politischen System, wie es seit Kaiser Karl V in Oesterreich gehandhabt wurde, fehlte alle und jede Natürlichkeit und Angemessenheit für einen deutschen Volksstamm, es wurde demselben nur durch blutige Tyrannei in den Religionskriegen aufgezwungen und nachher durch Panem et Circenses erleichtert, machte aus ihm aber etwas, was nie aus ihm hätte gemacht werden sollen. Denn erstens und vor allem war es ein undeutsches, ein welsches, spanisch-italienisches System, welches darauf ausging, nicht nur Oesterreich vom übrigen Deutschland abzusperren, sondern auch den deutschen Geist durch die lateinische Jesuitenschule und durch die spanisch-italienische Mode zu unterdrücken. Ein Wunder, daß man noch den Stephansthurm stehen ließ, diese Denksäule germanischen Geistes, daß man sie nicht auch wie so viele hundert andere gothische Kirchen und Kapellen niederriß, um sie durch die häßlichen Kirchen und Birnthürme des Jesuitenstyls zu ersetzen, der von dem gothischen Ideale christlicher Kirchen zum heidnischen

Rundbogen und zur geistlosen Renaissance zurückkehrte. Weil das Haus Habsburg sich lieber auf Spanier und Italiener, auf die Welschen stützte, als auf die Deutschen, sollten seine deutschen Unterthanen so viel als immer möglich entdeutscht, sollten sie verwelscht werden.

Zum Vermittler zwischen dem weltlichen Despotismus der habsburgischen und bourbonischen Höfe mit dem Papst und einseitigen Romanismus der Kirche wurde der Jesuitenorden ausersehen. Aus ihm wurden einerseits die Beichtväter der weltlichen Kaiser und Könige, die päpstlichen Agenten an den Höfen und andrerseits die Lenker des Schulwesens in allen katholischen Staaten gewählt. Als Beichtväter waren sie Höflinge der Fürsten, schmeichelten deren Maitressen, duldeten die schamloseste Lüderlichkeit der Höfe und hatten nichts dagegen, wenn sich der sog. allerchristlichste König als heidnischer Jupiter abmalen und vergöttern ließ oder als Sultan ein Serail hielt. Als Alleinherrn in allen katholischen Akademien und Schulen pflegten sie mit der lateinischen Sprache auch nur die Renaissance, das Studium und die Nachahmung der heidnischen Classiker und des antik-heidnischen Geschmacks in Wissenschaften und Künsten. Alles Deutsche war systematisch von ihrer Schule ausgeschlossen und aus dem gleichen Grunde, aus welchem sie die gothischen Kirchen niederrissen, versenkten sie alle Erinnerungen der altdeutschen wissenschaftlichen Poesie, mochte sie auch noch so frommkatholisch seyn, in Vergessenheit. Da der Jesuitenorden hauptsächlich nur auf die höhern Stände und die Städte einwirken konnte, wurde ihm der Kapuzinerorden ausdrücklich zu dem Zweck neben- und untergeordnet, um das gemeine Volk auf dem Lande durch drastische Mittel, wovon selbst die populäre Spaßmacherei nicht ausgeschlossen war, zu haranguiren.

Ueberhaupt wurde es System des Neukatholicismus im Interesse und Dienst des weltlichen Despotismus, das Volk mit allerlei Tand zu erlustigen und zu beschäftigen, damit es zufrieden

sey, alles ernste Nachdenken unterlasse und nie mehr, wie in der Reformationszeit, die Kirche oder die Regierung selbst zu kritisiren anfange. Das allein war der Zweck der läppischen, kindischen, an sich der Kirche unwürdigen, ganz unnöthigen, oft sogar unsinnigen neuen Wunder, Feste, Andachten, Ceremonien und Spielereien, wie sie vorher im verständigeren Mittelalter in solchem Uebermaaße niemals vorgekommen waren und jetzt erst dem einfältigen Volke octroyirt wurden.

Während aber das ultramontane oder romanische System in Oesterreich allem germanischen Geist widerstrebte, denselben verbannte und unterdrückte, wo er sich blicken ließ, daher auch die Germanisirung seiner slavischen Kronländer nicht mehr fördert und vor allen Dingen den Protestantismus bekämpfte und mittelst der Jesuiten in den protestantischen Fürstenhäusern Proselyten zu machen suchte und mehrfach auch wirklich machte, versäumte es alles, was so dringend nothwendig gewesen wäre, gegenüber der griechischen, vorzugsweise slavischen Kirche vorzukehren. Der deutsche Kaiser hätte sich naturgemäß auf den Germanismus stützen sollen, gegenüber dem Romanismus und Slavismus zugleich. Statt dessen verschloß er sich dem Germanismus, ließ den Romanismus in seine deutschen Erblande eindringen, sistirte die Eroberungen germanischer Civilisation in den slavischen Grenzlanden und ließ im Czaarenthum der Slaven eine Macht heranwachsen, von der Oesterreich früher oder später geographisch umfaßt und in seiner Existenz bedroht werden mußte.

Sich auf den Romanismus allein zu stützen, war für die deutschen Habsburger um so bedenklicher, als sie sich gar nicht im Besitz der Hegemonie im romanischen Europa befanden, diese vielmehr zwischen Spanien und Frankreich getheilt war und Wien nur die untergeordnete dritte Rolle spielte. Der aus Welschland nach Oesterreich herübergezogene Adel, die welschen Musikmacher und Komödianten, die sich in Wien etablirten, und die ganze

ruhmwürdige Jesuitenschule mit ihrem ausschließlichen Latein nutzten den deutschen Habsburgern auf die Dauer gar nichts, denn es war nicht möglich, die Deutsch-Oesterreicher, wenn man sie auch noch so sehr vom protestantischen Norddeutschland absperrte, zu Welschen zu machen. Die Sprache, das Naturell des gemeinen Volks blieb doch deutsch und in der Mitte des vorigen Jahrhunderts fiel dieses welsche Wesen wie eine schlechte Mauerverkleidung von den Oesterreichern ab, sobald der Jesuitenorden aufgehoben war. Nun aber offenbarte sich erst die arge Versäumniß, welche sich die Habsburger hatten zu schulden kommen lassen, indem sie zweihundert Jahre lang ihre deutschen Unterthanen an der Entwicklung deutschen Geistes, deutscher Wissenschaft und Literatur, die sich im protestantischen Deutschland in reicher Blüthe entfalteten, nicht hatten theilnehmen lassen.

Gerade vom Edleren und Besseren in der protestantischen Literatur Norddeutschlands wurde in Oesterreich am wenigsten bekannt. Der sittliche Ernst, die wissenschaftliche Tiefe dieser Literatur blieb den Oesterreichern fremd. Nur das Frivole und Lustige fand Anklang. So wurde Blumauer, ein platter Nachahmer Wielands, mit seinen Spässen der Lieblingsautor der Wiener. Die Aristokratie, von welcher die deutsche Sprache überhaupt verachtet wurde, labte sich an Voltaire und andern unzüchtigen Religionsspöttern Frankreichs. Diese frivole Mode wurde besonders auch an den von Wien aus geschützten und beeinflußten geistlichen Höfen herrschend. Vorleser des Kurfürsten von Mainz wurde der unzüchtige Heinse, Günstling des Kurfürsten von Köln der freche Freigeist Eulogius Schneider. Am kurtrierischen Hofe durfte Hontheim den Antrag stellen, die deutschen Bisthümer von Rom unabhängig zu machen. Das geschah aber weniger im Interesse einer sittlichen Reform, als im Interesse der geistlichen Fürsten, die sich auf ihren Lustschlössern und unter ihren Maitressen und Kammerherrn, bei ihren Jagd- und Spielpartien und

im Theater schon längst nur noch als weltliche Fürsten gefühlt hatten und den lästigen geistlichen Talar gern von sich abschütteln wollten. Wäre ein frommer Sinn und ein sittliches Bedürfniß der von Joseph II und Hontheim verlangten Losreißung von Rom zu Grunde gelegen, so hätten die österreichischen und rheinischen Katholiken sich doch wohl einfach an die Protestanten anschließen dürfen, deren frommer Sinn und sittliches Bedürfniß schon eine Reformation gemacht hatte. Davon war aber entfernt nicht die Rede. Man fiel aus dem crassesten Aberglauben unmittelbar in den frivolsten Unglauben, ganz ebenso wie in Frankreich.

Der Unglauben und die Frivolität der josephinischen Zeit hat in den gebildeten Classen fortgedauert und sich in der letzten Zeit mit dem modernen Liberalismus verschwistert, wozu denn auch die Judenwirthschaft und die fast ausschließliche Judenherrschaft in der Presse mitgewirkt haben. Nur im gemeinen Volke, das wenig liest oder gar nicht lesen kann, herrscht noch der alte Köhlerglauben. Durch das Concordat hoffte Fürst Schwarzenberg den Kirchenglauben in Oesterreich auch bei den gebildetern Mittelklassen wieder zu stärken. Das war aber seit Metternichs lüderlicher Regierung nicht mehr möglich. Zu seinem Glücke starb Schwarzenberg, ehe er die Erfolglosigkeit seiner Concordatspolitik erleben konnte. Dieses Concordat, welches den liberalen Philistern im protestantischen Deutschland so viele Sorge machte, ist nie eine Wahrheit geworden, ist immer nur ein Phantom geblieben. Es hat dahin geführt, daß protestantischen Leichen das Begräbniß auf katholischen Kirchhöfen verweigert wurde, und darüber hat man einen großen Lärm aufgeschlagen. In viel wichtigern Angelegenheiten, in denen das Concordat seine Macht hätte entfalten, oder wenigstens seine Existenz beweisen sollen, schien es verschwunden zu seyn. Es ist nie und nirgends der Judenwirthschaft entgegengetreten, die Oesterreichs Finanzen ruinirt hat. Das Concordat hat nie und nirgends etwas geleistet, um der russisch-griechischen Propa-

ganda, welche das österreichische Interesse so sehr gefährdet hat, entgegenzuwirken. Das Concordat hat nie und nirgends der gräulichen Sittenlosigkeit Einhalt gethan, welche den edlen Feldmarschall-Lieutenant von Welden veranlaßte, die Hauptstadt Wien einem faulenden Misthaufen zu vergleichen. Das Concordat hat nie und nirgends einen Heiligen in Oesterreich hervorgebracht, auf keiner Universität, in keinem Priesterseminarium, in keinem Kloster auch nur einen einzigen großen Theologen, großen Prediger, prophetischen und zürnenden Geist, der irgend einen Enthusiasmus für den Glauben in der Jugend entzündet, das Volk über das Gemeine erhoben hätte. Schon Jarcke klagte, wie wir in seinem Nachlaß lesen, über die gänzliche Religionslosigkeit des metternich'schen Kabinets und der von demselben abhängigen Bischöfe, über den gänzlichen Mangel an Glaubenskraft, Gottesfurcht und Gottesminne, während man äußerlich das kirchliche Ceremoniell beobachtete und es an katholischem Schein und Prunk nicht fehlen ließ. Jarcke, der ostpreußische Convertit, mit dem ich in Bonn zusammen studirte, war von romantischer Schwärmerei für das Mittelalter dahin getrieben worden, sich von der protestantischen Kirche Norddeutschlands zu trennen, nach Wien zu gehen und katholisch zu werden, fand sich aber dort in seinen romantischen Erwartungen schlimm getäuscht. Ich kannte noch einen andern Convertiten, einen Theologen, gleichsam einen deutschen Puseyiten, der katholischer Priester wurde, aber, auf eine Pfarrei an der Donau versetzt, sich bitterlich in seinen Briefen an einen alten Freund beklagte, er habe keinen Umgang, denn die Geistlichen der Umgegend seyen unwissend, sinnlich, ordinair; mit seinen ehemaligen Feinden, den Hegelianern, habe er in Preußen doch disputiren können, es sey doch Leben und Geist dagewesen, wovon man hier nichts wisse.

Das Concordat ist in Frage gestellt. Der Sturm gegen dasselbe, hauptsächlich von Seite der Deutsch-Oesterreicher, hat

den Kaiser, wie Greuter glaubt, sehr gegen seinen Willen und seine Ueberzeugung, zur Nachgiebigkeit gegen sein liberales Ministerium gezwungen. Wenn es aber auch je wieder zu voller Geltung kommen könnte, so würde die kaiserliche Regierung doch nicht den Nutzen davon ziehen, den einst Schwarzenberg gehofft hatte, denn seitdem der Nationalitätenkampf in allen Kronländern entbrannt ist, weicht das religiöse Interesse dem nationalen. Der ungarische Katholik ist eher Ungar als Katholik. In Böhmen verbindet sich sogar der Ultramontane mit dem Husiten, wenn es gilt, czechisches Nationalinteresse gegen die deutsche Regierung in Wien zu verfechten.

Indem wir diesen Wirren in Oesterreich nachdenken, werden unsere Blicke unwillkürlich nach Rom hingelenkt. Auch in Rom ist alles ungewiß und gerade je höher dort die Infallibilität ihr Banner hebt und je stolzer es entfaltet, um so wahrscheinlicher wird der Wind es ergreifen und umwerfen. Denn es ist kein Baum, der einwurzeln könnte. Das Concil ist überhaupt nicht zusammengekommen in einer rein kirchlichen Angelegenheit, die irgend pressirt hätte oder an der Zeit gewesen wäre. Es hat nur, wie alle frühern Concile zu allen Zeiten, politische Motive gehabt. Die Kirche war nicht der Zweck, sondern nur das Mittel.

Die vulgäre Meinung des protestantischen und liberalen Publikums, von der die Tagespresse überfließt, geht dahin, daß die Berufung des Concils ein Werk der Jesuiten, eine exorbitante Anmaßung des Ultramontanismus sey, wie denn von jeher die zeitunglesenden Philister die Abhängigkeit des Papstthums von der Politik der weltlichen Großmächte mißkannt, sich immer eingebildet haben und heute noch einbilden, man habe in Rom immer nur eine allmächtige Hierarchie im Sinne gehabt und sey von Herrschgier trunken gewesen, während die armen Päpste sich immer haben nach der Decke strecken müssen, die ihnen von der weltlichen Politik übergeworfen wurde. Daß die Gregore und

Innocenze nur seltene Ausnahmen von der Regel waren, ist bekannt. Die Abhängigkeit des Papstthums von der Gunst oder Ungunst der weltlichen Großmächte ist heute fast noch augenscheinlicher als je in einer früheren Zeit. Man sollte die römische Kurie doch nicht für so einfältig halten, daß sie dem gesammten Liberalismus der Zeit und dem Staatsinteresse sämmtlicher Großmächte zugleich trotzen und in ihrer Ohnmacht etwas Unmögliches durchsetzen wollte.

Weil man bei einigen Ultramontanen, jedoch weniger in als außerhalb Rom selbst, einen blinden und rasenden Fanatismus wahrgenommen hat, ist hin und wieder die Vermuthung aufgetaucht, Papst Pius IX sehe überhaupt den nahen Untergang des Papstthums voraus und wolle es noch einmal in seiner ganzen Würde repräsentiren, wie die edlen Spartaner, ehe sie in den Schlachtentod gingen, sich noch königlich schmückten, oder wie die Zeloten in der von Titus belagerten Stadt Jerusalem gleichsam Jehovatrunken in ihrem Tempel sich für unbesiegbar erklärten, indem tausendfacher Tod sie umdrohte.

Warum ist man nicht gar noch auf die Vermuthung gekommen, die Jesuiten hätten sich vom russischen Czaaren bestechen lassen, um ein neues Schisma in der abendländischen Kirche herbeizuführen und für eine allgemeine kirchliche Anarchie zu wirken, die am Ende die ganze bedrängte Christenheit dahin führen würde, ohne ihre letzte Rettung im sichern Hafen des Popenthums zu suchen?

Man darf annehmen, daß der Plan der Einberufung eines Concils in großer Nüchternheit gefaßt worden ist und in genauer Erwägung der politischen Zeitumstände. Die Vermuthung liegt demnach nahe, daß er, wenn auch nicht mit Napoleon III verabredet, doch vorzugsweise im Hinblick auf seine bekannte romanische Politik und zu Gunsten derselben gefaßt worden ist. Wie Napoleon I alles daran setzte, alle Länder romanischer Race in seinem großen Reiche zu vereinigen, sich selbst gern den Kaiser des Occidents

nannte, den Nachfolger Karls des Großen, und er sich des Papstes als seines Werkzeugs versichern wollte, seinen Sohn König von Rom nannte, sich selbst als kaiserlichen Palast in Rom den Quirinal vorbehielt und sich, wenn er in Rußland gesiegt hätte, ohne Zweifel in Rom zum römischen Kaiser hätte krönen lassen, so verfolgte auch sein Neffe, wenn auch mit andern Mitteln, doch unabläßig dasselbe Ziel. Romanische Länder außerhalb Frankreich waren Italien, Rumänien, Spanien und Portugal, Südamerika und Mexiko. In alle diese Länder hat er nach und nach seine Angelhaken ausgeworfen, um sie zu Frankreich herüber zu ziehen, mittelbar oder unmittelbar in die Machtsphäre Frankreichs hineinzuziehen. Zuerst Italien. Die Welt weiß, mit welcher überlegenen Taktik er den Protektor des Papstes und der Revolution zugleich gespielt hat und, ohne es mit dem Klerus zu verderben, der Revolution die Mithülfe seiner Waffen lieh, um Oesterreich aus Italien zu verdrängen und dieses schöne Land ausschließlich seinem Einfluß zu unterwerfen, zwei Provinzen desselben sogar unmittelbar mit Frankreich zu vereinigen. Der König von Italien war nur wie früher Eugen Beauharnais und Joachim Murat der Vasall Frankreichs.

Sofort kamen die Rumänen an die Reihe, ein in Sclaverei vegetirendes Volk, von dem die größere Mehrheit den Türken in der Moldau und Wallachei, zwei Minderheiten in Bessarabien den Russen, in Siebenbürgen Oesterreich unterthan sind. Es gelang Napoleons III geschickter Diplomatie, nach dem Krimkriege die Wallachei und Moldau, die bisher von zwei verschiedenen Hospodaren regiert waren, zum erstenmal zu einem einigen rumänischen Reiche unter dem ganz von ihm inspirirten Fürsten Couza zu verschmelzen.

Drittens verfolgte Napoleon III ganz insgeheim einen ähnlichen Plan in Bezug auf Spanien. Warum hätten sich nicht Spanien und Portugal in ein einiges sog. iberisches Reich auf

der pyrenäischen Halbinsel verschmelzen und unter die Aegide Frankreichs stellen lassen, wie die bisher getrennten Königreiche, Großherzogthümer und Herzogthümer auf der apeninnischen? Die bourbonische Dynastie in Spanien, nur noch in der Person eines schwachen und unsittlichen Weibes repräsentirt, schien sich zum Ende zu neigen, der minder mächtige, jedoch weit fähigere König von Portugal als Eidam des Königs von Italien und Schwager des Prinzen Napoleon dagegen ganz geeignet, unter dem Schutze Frankreichs die Krone von Lissabon mit der von Madrid zu vereinigen. Das war der sog. iberische Plan, der zunächst am Widerstande der Portugiesen scheiterte. Indem ihn der Kaiser der Franzosen aber einstweilen vertagte, durfte er hoffen, durch den Schutz, den er der Königin Isabella von Spanien zusicherte und dem sie sich blind hingab, seinen Plan auf Spanien in anderer Weise durchsetzen zu können.

Viertens wollte sich Napoleon III auch der Spanier in der neuen Welt annehmen und glaubte bereits, es sey nicht mehr nöthig, aus seiner romanischen Politik ein Geheimniß zu machen. Denn indem er eine französische Armee nach Mexiko sandte und den Befehl über dieselbe dem General Forey anvertraute, verkündete er in einem offenen Briefe an denselben, seine Absicht sey, der geschwächten und ziemlich verkommenen romanischen Race wieder Stärke und Glanz zu verleihen. Zu diesem etwas gewagten Schritte verleitete ihn der in den Vereinigten Staaten von Nordamerika ausgebrochene Bürgerkrieg. Während sich hier die germanische Race selber zerfleischte und schwächte, sollte die romanische zu einer neuen Einheit und Blüthe gedeihen. Wenn er für sich Mexiko hätte erobern wollen, so würde das die Eifersucht der europäischen Großstaaten erregt haben. Er schickte also, scheinbar uneigennützig, den unglücklichen Erzherzog Maximilian als Kaiser des künftigen mexikanischen Reichs mit seinen Truppen über das atlantische Meer. Der neue Kaiser würde jedenfalls von ihm

abhängig, sein Vasall geblieben seyn, wenn es überhaupt möglich gewesen wäre, daß die französischen Truppen sich in Mexiko hätten halten können. Daß sich übrigens ein österreichischer Erzherzog dazu hergab, der französischen Politik zum Werkzeuge zu dienen, hat nur auf's neue bewiesen, wie traditionell die romanischen Sympathien auch noch bei den Nachfolgern der Habsburger fortdauern. Eines deutschen Kaisersohnes war dieser Dienst nicht würdig, am wenigsten in einem Zeitpunkt, in welchem Frankreich das österreichische Kaiserhaus seines ganzen alten Einflusses in Italien beraubt hatte.

Bei der mexikanischen Expedition muß großes Gewicht darauf gelegt werden, daß die Anregung dazu von Labastida, dem Erzbischof von Mexiko, und mehreren andern Häuptern der dortigen klerikalen Partei ausgegangen ist, daß Maximilian und seine Gemahlin, ehe sie Europa verließen, nach Rom reisten, um sich den Segen des Papstes geben zu lassen. Man hat diesem Umstande nicht viele Wichtigkeit beigelegt, aber er bewies, wie eng das katholische und romanische Interesse hier sich paarten, worauf man zu achten hat, sofern auch die Concilfrage einigermaßen dadurch beleuchtet wird. In Paris erschien eine anonyme Flugschrift, worin angedeutet war, Maximilian qualificire sich zum deutschen Kaiser, wenn er etwa nicht in Mexiko verbleiben könne. Solche vage Gerüchte können allerdings keinen geschichtlichen Werth ansprechen, allein man erkennt doch daraus, daß sich jemand in Frankreich mit der Frage beschäftigte, inwiefern Oesterreich der französischen Politik gegen Preußen behülflich werden könne, wenn nicht unter einem Franz Joseph, dann unter einem Maximilian.

Rußland wurde zu Olmütz von Oesterreich auf Kosten Norddeutschlands begünstigt und unterstützt; aber Frankreich war nicht damit zufrieden, daß Oesterreich sich Rußland so sehr hingab, und wie der Czaar sich die Hegemonie im Osten Europa's an-

geeignet hatte, so trachtete Napoleon III nach der Hegemonie im westlichen und südlichen Europa. Italien, ein durchaus romanisches, also Frankreich näher verwandtes Land, worin bisher Oesterreich das Uebergewicht hatte, sollte demselben entrissen und der französischen Machtsphäre einverleibt werden. Bei seiner betrügerischen Armeeverwaltung konnte Oesterreich das Feld nicht halten, wollte sich aber von Preußen, welches ihm als Mitglied des deutschen Bundes treulich zu Hülfe kam und schon marschiren ließ, absolut nicht helfen lassen, und warf nur in diesem principiellen Trotz die Lombardei weg, die es mit preußischer Hülfe behalten hätte. Als sich fünf Jahre später Preußen entschloß, die vertragswidrige Tyrannei der Dänen in den deutschen Elbherzogthümern nicht länger zu dulden, schloß sich ihm Oesterreich an. Die Welt erstaunte darüber, aber Oesterreich that es nicht, um die deutsche Ehre zu retten, sondern nur, um Preußen zu überwachen und um zu verhindern, daß Deutschland einen dauernden Gewinn davon habe. Dänemark hatte früher immer am Bundestage mit Oesterreich gegen Preußen gestimmt und Oesterreich sich stets der Dänen angenommen. Oesterreich allein war schuld, daß in Folge des Olmützer Vertrags die Elbherzogthümer wieder der dänischen Rache preisgegeben wurden. Dieselbe österreichische Politik wollte nun auch jetzt wieder nichts anderes, als Preußen die Elbherzogthümer sperren, es nicht an die Nordsee lassen, es an einer großartigen Entfaltung der deutschen Marine hindern. Nur deshalb sollte der Prinz von Augustenburg, obgleich er das Erbrecht mit Zustimmung Oesterreichs längst verwirkt hatte, der neue Souverän in den Elbherzogthümern werden. Von ihm erwartete Oesterreich, er werde sich an die andern Mittelstaaten gemäß der Triasidee im herkömmlichen Haß gegen Preußen anschließen und am Bundestage immer mit Oesterreich gegen Preußen stimmen, wie es früher Dänemark gethan hatte. Es gelang Oesterreich, fast alle Mittelstaaten mit sich gegen Preußen zu verbinden, weil

die kleinen Herren nichts so sehr fürchteten, als eine Einigung Deutschlands unter Preußen, wobei sie von ihrem bisherigen Souveränetätsrecht manches hätten einbüßen müssen. Es gelang Oesterreich sogar auch, die deutschen Liberalen zu übertölpeln, die dumm genug waren, wirklich schwarz für weiß und weiß für schwarz anzusehen. Sie ließen sich nämlich überreden, die österreichische Regierung sey aufrichtig liberal geworden, eine Regierung, die nie etwas anderes gewesen war und nie eine andere seyn konnte, als eine absolut monarchische, eben weil sie von Anfang an der einfachen deutschen Nationalität entsagt und ihre Macht im Gegensatz gegen diese Nationalität auf ein Conglomerat heterogener und nur durch Gewalt zusammen gehaltener Nationen gegründet hatte. Nur in der äußersten Noth konnte diese Regierung dahin gebracht werden, eine liberale Maske vorzunehmen. Sobald der Nothstand aufhörte; wurde auch die verhaßte Maske gleich wieder weggeworfen. So hatte die Regierung in der Noth von 1848 eine liberale Verfassung gegeben, aber sobald Windischgrätz Wien wieder erobert hatte, die Verfassung schnell beseitigt und wieder absolut regiert. Wer konnte zweifeln, daß sie es auch nach 1860, als sie zum zweitenmal in Noth kam und eine neue Verfassung zuließ, wieder thun würde, wenn ihr die Maske erst entbehrlich würde? Aber die deutschen Liberalen ließen sich täuschen, setzten die besten Hoffnungen auf den neuen österreichischen Liberalismus und mißtrauten dagegen Preußen, als sey und müsse dessen Politik eine reaktionäre und die eines russischen Vasallenstaates seyn. Die preußische Politik, wie sie König Wilhelm I schon gleich bei seinem Regierungsantritt und ehe noch Bismarck sein Minister wurde, ankündigte und handhabte, war keine andere als die deutsche Nationalpolitik, was niemand besser und klarer begriff, als grade Oesterreich, weshalb Oesterreich sich im Haß gegen Preußen eben immer mehr und mehr verbitterte. Das capirten aber die

Liberalen nicht und wenn es auf Geschrei und Papier angekommen wäre, so würde die liberale Agitation in Vereinen und in der Presse Oesterreich ungeheure Dienste geleistet haben. Es kam aber auf etwas anderes an, auf die gute und gerechte Sache der deutschen Nation, auf klare Geister und starke Arme, die sie verfechten.

Diese haben sich gefunden, und in der Schlacht von Königgrätz wurde entschieden, daß es noch eine deutsche Politik gebe und daß es den alten und neuen Feinden deutscher Nationaleinheit nicht gelingen werde, sie auch fernerhin unmöglich zu machen. Unmittelbar nach ihrer großen Niederlage verfuhr aber die habsburgische Politik wieder correct nach ihrem alten Systeme und warf Venetien an Frankreich hin, um diese Macht zu ihrer Hülfe herbeizurufen und Deutschlands Einheitsbestrebungen, die es selbst nicht mehr hemmen konnte, durch Frankreich hemmen zu lassen. Napoleon III wollte sich aber nicht in einen Krieg mit dem erstarkten Deutschland einlassen, gönnte Oesterreich seine Niederlagen und nahm ihm Venedig ab, ohne ihm dafür auch nur zu danken. Die nächste Folge war, daß der Kaiser von Oesterreich Preußens erbittertsten Feind, den Herrn v. Beust, zu seinem ersten Minister machte und durch diesen bei Rußland anklopfen ließ, ob sich Rußland nicht vielleicht in ein Bündniß gegen Preußen hineinziehen lasse, wenn Oesterreich ihm den Orient preisgäbe. Beust erbot sich wirklich, eine Revision des Pariser Friedens von 1856 zu beantragen, d. h. Rußland die Donaumündungen zurückzugeben. Als Rußland nicht darauf einging, begann von Wien aus wieder das Kokettiren mit Frankreich und die Agitation in den süddeutschen Mittelstaaten, um sie als Bundesgenossen gegen Preußen zu gewinnen.

Im Beginn des Jahres 1868 war die preußenfeindliche Presse, d. h. die Presse aller Staaten und Parteien, welche in der weitern Entwicklung des Norddeutschen Bundes und in dem

allmäligen Zusammenwachsen aller Deutschen zu einem einigen Reiche, ihre Interessen für gefährdet hielten, auffallend rührig, so daß man hätte glauben können, der Krieg stünde nahe bevor. Der Chauvinismus in Frankreich wurde sehr hitzig, der Exkönig von Hannover ließ es sich viel Geld kosten, um Zeitungen zu bestechen und Flugschriften zu bezahlen, welche das deutsche Einheitswerk bekämpften und Schmähungen und Lügen ohne Zahl gegen Preußen ausstreuten. Die Holländer, die Dänen mußten gleichfalls damals Feuer speien. Das alles ließ sich leicht erklären und dachte niemand dabei an Rom oder an eine bevorstehende Ursurpation des Papstthums, schon deswegen nicht, weil der in Oesterreich offiziell gewordene Liberalismus gegen Rom Front machte. Nichtsdestoweniger hatten alle katholischen Blätter damals die Ordre erhalten, einen so wüthenden und gehässigen Anlauf als möglich gegen das protestantische Norddeutschland zu nehmen, und das mußte einigermaßen auffallen, weil der Impuls dazu ohne Zweifel von Jesuiten ausging, welche zu derselben Zeit in Rom das Concil vorbereiteten. Man wollte wissen, Napoleon III, der damals noch nicht erkrankt war, habe im Sommer 1868 sich schon auf einen Feldzug gefreut, in der Ueberzeugung, nichts würde seiner Sache mehr zu Statten kommen und seine Dynastie in Frankreich sicherer befestigen, als wenn er die Rheingrenze gewänne*).

Während das europäische Publikum sich durch gewisse Manöver täuschen ließ, die einen tiefen Zwiespalt nicht nur zwischen Rom und Wien, sondern auch zwischen Rom und Paris voraussetzen ließen, blickte doch aus andern Thatsachen eine Wahlverwandtschaft zwischen der Politik der Tuilerien und der römischen heraus. Der Papst erhob einen Bonaparte zum Cardinal mit auffallender Bevorzugung in Rang und Titel. Der Papst

*) Nach einer Correspondenz im Schwäbischen Merkur 1870 Nr. 5.

übersandte der Königin Isabella in dem Zeitpunkt, in welchem sie sich ganz dem französischen Kaiser in die Arme warf, zum „Lohne ihrer Tugend“ die goldene Rose. Jene Isabella war durch ihr scandalöses Leben beim spanischen Volk in tiefe Verachtung gesunken und bedurfte eines starken Schutzes von außen. Indessen hatte ihr klerikales Ministerium den letzten Aufstand glücklich unterdrückt und ihr Thron schien wieder fest zu stehen. Das Geheimniß ihrer Verbindung mit Napoleon III wurde nicht so streng bewahrt, daß sich nicht das Gerücht verbreitet hätte, es sey im Werk, daß 40,000 Spanier Rom besetzen und Italien hüten sollten, damit Napoleon III seine französischen Truppen aus Rom herausziehen und in Deutschland verwenden könne, welches Frankreich im Bunde mit Oesterreich sofort angreifen werde. Genau in der nämlichen Zeit, in welcher sich dieses Gerücht verbreitete, kündigte Papst Pius IX die Einberufung des großen ökumenischen Concils auf den 8. Dezember 1869 in Rom an. Das war im Sommer 1868. Wenn jenes von Madrid aus verbreitete Gerücht Wahrheit enthielt, so hätten die großen Echauffements der chauvinistischen, beustischen, hietzingischen, particularistischen, demokratischen und ultramontanen Presse den Zweck gehabt, das Kriegsfeuer zu schüren, daß der europäische Krieg im Frühjahr 1869 hätte beginnen können. Wäre nun in diesem Kriege Preußen durch Uebermacht besiegt worden, so hätte dieser Sieg der beiden katholischen Großmächte zugleich ein enormes Uebergewicht des Katholicismus über den gedemüthigten Protestantismus zu Tage gelegt und würde das grade in jene vorausgesetzte Siegesperiode verlegte Concil eine ungemein passende Gelegenheit dargeboten haben, eine neue Politik für Europa festzustellen, welche dem Kaiser der Franzosen mit Hülfe des Papstthums die Hegemonie im romanischen Europa und ein sicheres Uebergewicht über den germanischen Norden verschafft haben würde. Das liberale Doctorenministerium in Wien würde nichts an diesem

Plane haben ändern können, denn es würde leicht bei Seite geschoben worden seyn.

Alles kam darauf an, daß die Königin Isabella Spanien behauptete und zugleich die Garibaldianer in Italien im Zaum hielt. Aber der Strick, der dieses spanische Schleppschiff an das Staatsschiff Frankreichs spannte, wurde zwei Monate später durch die spanische Revolution durchschnitten. Der Ausbruch dieser Revolution ist ohne Zweifel durch das umlaufende Gerücht von den Diensten, welche Spanien dem zweiten Kaiserthum in Frankreich leisten sollte, beschleunigt worden. Der Plan, wenn er wirklich existirt hat, war vor der Hand vereitelt und somit hätte auch das Concil lieber vertagt werden sollen. Es war gewissermaßen gegenstandlos geworden, wenn ihm nicht ein großer Sieg des katholischen und romanischen Europa über das protestantische und germanische vorhergegangen war. Es hatte sich fortan nur noch mit den häuslichen Angelegenheiten der katholischen Kirche allein zu befassen, und das Herumrühren darin schien den innern Hausfrieden nicht grade fördern zu können.

Inzwischen war das Concil einmal angekündigt und konnte nicht mehr rückgängig gemacht werden. Schritt vor Schritt hatte die Curie die romanische Politik des zweiten Kaiserreichs beobachtet, Schritt vor Schritt war ihre eigene Politik dem geheimen Gedanken der seinigen nachgegangen und hatte gleiche Höhe mit ihr gehalten. Man bemerkte in Rom eine seit langer Zeit nicht mehr dagewesene Rührigkeit und glaubte, viel davon sey nur Geschmackssache des dermaligen Papstes, ohne darin noch eine tiefere Berechnung zu entdecken. Die Curie schritt zumal in paritätischen Staaten, in Sachen der gemischten Ehen, der Bischofsernennungen, in Formulirung der neuen Concordate energisch vor. Die Heiligsprechungen mehrten sich. Kaum verging ein Jahr, ohne daß eine neue Kundgebung urbi et orbi die Macht der Tiare in Erinnerung rief. Spötter wunderten

sich, wie viel Geld bei den immer wiederholten Kirchenfesten, Drappirungen der Kirchen, Beleuchtungen der Peterskirche, Prozessionen rc. daraufging, während man für den armen Papst, als lebe er in der äußersten Dürftigkeit, aus den entferntesten Winkeln der katholischen Welt den Peterspfennig einsammelte.

Alles blieb noch Sache der Curie unter der Mitwirkung der Jesuiten. Die Bischöfe wurden nur vorsichtig nach und nach zugezogen und zu gelegentlichen Versammlungen nach Rom eingeladen, um sie theils für die Absichten der Curie zu gewinnen, theils sie einzuschüchtern und ihnen den monarchischen Charakter der Kirche fühlbar zu machen. Endlich warf die Encyclika das neue Programm des Papstthums in die Zeit hinein und bereitete damit das Concilium vor. Die Encyclika verwirft mit Recht alles, was das moderne Zeitbewußtseyn an Unglauben und Gottlosigkeit erzeugt hat, mit Unrecht aber auch den Glauben der evangelischen Kirche, was sie von vorn herein als groben Widerspruch hätte erkennen sollen. Zweitens verwirft sie mit einem sehr zweifelhaften Rechte das jus circa sacra der weltlichen Staatsgewalten. Denn obgleich es wahr ist, daß die weltliche Staatsgewalt die Kirche oft hart bedrängt und zu ihrer Magd erniedrigt hat, so folgt daraus doch nicht, daß der Staat kein Recht haben sollte, sich um die Religion seiner Angehörigen zu bekümmern.

Seit dem Sturze der drei bourbonischen Dynastien hat im katholischen Süden Europas der Kirchenhaß und der roheste Unglauben in der übermächtigen liberalen und demokratischen Partei zum Erschrecken zugenommen. Seit Oesterreich mit dem Liberalismus kokettiren mußte, um seine Niederlagen vergessen zu machen und seine heterogenen Kronländer noch zusammenzuhalten, wird auch hier die Kirche verfolgt und verhöhnt. Nur der französische Kaiser schützt noch Rom, aber nach dem Grundsatz sic vos, non vobis. Vom Osten her greift die russische

Propaganda immer tiefer in's katholische Gebiet ein und hat ihm Polen schon entrissen. Ist das wohl der geeignete Augenblick für die Curie, sich stolz aufzublähen, den Protestanten ohne weiteres den Rücktritt in die katholische Kirche anzusinnen und durch neue hierarchische Anmaßungen alle weltlichen Regierungen vor den Kopf zu stoßen? In diesem Stadium der äußersten Gefahr, während Rom wie auf einem Vulkan steht, hat man da wohl die rechte Zeit der Ruhe, um neue Dogmen auszusinnen und zu dekretiren und zwar solche, welche das Mittelalter selbst zur Zeit der höchsten Papstgewalt der Christenheit aufdrängen zu wollen sich nicht gestattete, weil es zu taktvoll und verständig war?

So frug man fast in der ganzen Runde von Europa. Und doch war man nicht berechtigt, vorauszusetzen, eine exaltirte Jesuitenpartei sey es allein, mit welcher der Papst gleichsam bezaubert einem bloßen Phantom nachjage. Zunächst hätte man erwägen sollen, die hierarchische Anmaßung, die so viel Sensation in der Welt machte, sey das beste Mittel, den vor der Hand unausführbaren Plan zu maskiren und die Aufmerksamkeit davon abzulenken. Das Datum pflegt in der Politik viel zu erklären. Im Jahre 1868 stand die Sache ganz anders als jetzt. Napoleon III hat unterdeß die persönliche Regierung aufgegeben und sich dem Parlamentarismus anbequemt. Gleichzeitig ist in Oesterreich das liberale Ministerium, welches eine Zeit lang bedenklich schwankte, doch neben Beust beibehalten worden. Recht schade, daß der Papst nicht auch liberal geworden ist! Daß er es aber nicht geworden ist, wird ihm in Paris und Wien gewiß sehr zum Verdienst angerechnet, denn er wird nun die Zielscheibe für Vorwürfe, die sonst ganz andere Leute treffen würden.

Die Befürchtungen, die man an das Concil knüpft, hätten bis auf einen gewissen Grad, trotz Protestantismus und Liberalismus, realisirt werden können, wenn die katholischen Groß-

mächte ungefähr noch so geneigt und befähigt wären, wie zur Zeit des Conciliums von Trient. Da dem aber nicht so ist, so kann die Infallibilität sammt der Erneuerung von zwanzig Bannbullen nichts anderes, als ein unschädliches Feuerwerk seyn, und das päpstliche Fiasko, wenn nicht etwa gar ein kirchliches Schisma, dem wenigstens die Civiltá cattolica entgegentreibt, kann der nationalen Sache Deutschlands nur zugute kommen. Schon jetzt hat sich eine höchst bedeutsame Scheidung romanischer Ansprüche und germanischer Interessen vollzogen. Der lang bewölkte Himmel klärt sich endlich auf. Wer sehen kann, sieht, und viele können sehen. Die deutsche Gutmüthigkeit und fromme Demuth, wie sie sich wieder in Rom auf rührende Weise kund gegeben hat und dem römischen Uebermuth zur tiefen Beschämung gereicht, wird, durch diesen Uebermuth herausgefordert, immer mehr eine sittliche Entrüstung werden und zur nationalen Ermannung führen.

II. Die Wahrung der materiellen Interessen.

„An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“ Preußen hat seit geraumer Zeit eine sparsame, gewissenhafte und solide Finanzverwaltung und genießt deshalb unter allen europäischen Staaten eines vorzüglichen Kredits. Obgleich seine Stammlande von Natur nichts weniger als reich gesegnet sind und es darin noch viele unbebaute sandige oder sumpfige Strecken gab, hat es doch durch Pflege der Landwirthschaft, des Bergbaues, der Industrie, des Handels und der Schifffahrt, durch Urbarmachungen, Entsumpfungen, Straßen- und Brückenbau, Aufnahme und Ansiedelung arbeitsamer und intelligenter Einwanderer seine Einnahmsquellen und das Nationalvermögen immer vermehrt. Wie beklagenswerth steht Oesterreich daneben, welches trotz des überschwänglichen Naturreichthums vieler und großer Kronländer eine ungeheure Schuldenlast auf sich geladen und seinen Kredit fast gänzlich erschöpft hat, weil die Regierung nicht rührig, thätig und umsichtig genug war und sogar, um die verschiedenartigen, seinem Scepter unterthänigen Länder, jedes vom andern möglichst abgesondert, in sclavischem Gehorsam zu erhalten, dieselben in Unwissenheit, Aberglauben und Barbarei verharren ließ und den Verkehr mehr hemmte als förderte. Man darf nur vergleichen, was Preußen binnen wenigen Jahrzehnten aus der armen Provinz Posen gemacht hat, wo jetzt der Grund und Boden dreimal mehr Werth hat, als in dem österreichischen, von der Natur reicher gesegneten Galizien.

Schon lange hatten die Kurfürsten von Brandenburg aus dem Hause Zollern für die Cultur ihrer sandigen Mark und ihrer Nebenländer gesorgt, sehr brauchbare Kolonisten aufgenommen, wie die aus Frankreich vertriebenen Reformirten, die um des Glaubens willen vertriebenen Salzburger Emigranten, wozu sich Mennoniten und Herrnhuter gesellten. Unter Friedrich dem Großen gewährte das System der Toleranz immer neuen Einwanderern gastliche Aufnahme und zugleich wandte dieser einsichtsvolle Regent zum erstenmal das sog. physiokratische System in ausgedehntester Weise auf seine Länder an. Diesem System gemäß sollte nämlich dem Boden nicht nur aller in ihm verborgene natürliche Reichthum durch Ackerbau, Bergbau, Production nützlicher Nahrungs- und Culturpflanzen, Waldcultur, rationelle Viehzucht &c. abgewonnen werden, sondern auch der bisher unfruchtbar gewesene Boden sollte fruchtbar gemacht werden durch Anpflanzung und Canalisirung des zu trockenen, durch Entsumpfung des zu nassen Bodens, durch Verwandlung überflüssigen und verwilderten Waldlandes in Ackerland, durch Auffindung von edlen Metallen, Kohlen, Salz &c., durch Anlage von Straßen, durch Erleichterung des Landmanns, weise Gerechtigkeitspflege, Aufmunterung und Vermehrung der Einwohner. Friedrich der Große hat darin Erstaunliches geleistet. So gewann er dem Maduesee in Pommern 30,000, den Morästen des Drömling bei Magdeburg 176,852 Morgen ab. In Oberschlesien allein errichtete er 213 neue Dörfer. Von welchem Werth der durch ihn eingeführte Kartoffelbau gewesen ist, wurde oben schon erwähnt. Im Hungerjahr 1770 hatten die preußischen Unterthanen zu essen, während die österreichischen in Böhmen zu Tausenden verhungerten. Der Adel, zahlreich, aber auf kleine Rittergüter vertheilt, vortrefflich zum Kriegsdienst geeignet und geneigt, wurde zugleich vom König in guter Zucht gehalten, im Jahr 1763 die Leibeigenschaft der Bauern „absolut und ohne

das geringste Raisonniren" abgeschafft, und wehe den Beamten, die es gewagt hätten, einem Bauern Unrecht zu thun, während in den meisten andern deutschen Ländern geistliche und weltliche Herren wetteiferten, den fleißigen Landmann auszusaugen und zu mißhandeln.

Auch den Bürgerstand suchte der große König möglichst zu heben durch Beförderung der Industrie, Anlage von Fabriken, Anlage von großen Verkehrsstraßen und Förderung des Handels durch Errichtung der Seehandelsgesellschaft. Schon der große Kurfürst hatte den Plan einer überseeischen Colonisirung gefaßt, aber es war noch zu früh, Preußen war noch nicht stark und reich genug, um mit den damals sehr übermüthigen Seemächten concurriren zu können.

Preußen begnügte sich nicht, nur für sich selbst zu sorgen, sondern sorgte auch für andere und dadurch allerdings auch wieder für sich selbst, denn jeder Dienst, den es dem gesammten deutschen Vaterlande leistete, kam auch wieder ihm selbst zugute. Der nächste und stärkste Beweis dafür liegt in dem von Preußen gegründeten Zollverein und in den Handelsverträgen, die es im Namen desselben mit auswärtigen Staaten geschlossen hat. Durch diese Maßregel hat Preußen ohne Zweifel am wirksamsten auch eine politische Einigung der Deutschen eingeleitet. Die materiellen Interessen sind am meisten geeignet, den Bevölkerungen den Werth des Zusammenstehens klar und deutlich zu machen. Auch wird man nach und nach inne werden, nur derjenige Staat könne es mit der deutschen Gesammtnation wohl meinen, der auf solche Art ihren nächsten Interessen diene, und endlich begreifen, daß die lange Versäumniß einer Zolleinigung in Deutschland lediglich aus der Politik der Feinde Deutschlands geflossen ist. Deutschland sollte nicht einig seyn, das war das Geheimniß, in welchem das Ausland mit Oesterreich und mit den kleinen Dynastien, welche sich particularistisch abschlossen,

einverstanden war. Die Keime, die in Deutschland liegen, nicht zur Entwicklung kommen zu lassen, war die Politik, die wie ein Alp auf Deutschland lastete und der Nation kaum mehr zu athmen vergönnte.

Indem der Zollverein zwischen einer Menge von deutschen Bundesstaaten die bisher bestandenen Zollschranken niederriß, geschah zum erstenmal etwas durch Preußen und die mit ihm verbündeten Zollvereinsstaaten, was von Rechtswegen der Bundestag für das ganze deutsche Bundesgebiet schon längst hätte erzielen sollen, weil es eine Angelegenheit aller Deutschen war und den deutschen Nationalwohlstand mächtig förderte. Aber Oesterreich wollte nicht. Vergebens hatte der Handelsstand beim Bunde für die Oeffnung der Schelde petitionirt und Friedrich List sich bis zur Verzweiflung für eine bessere Organisation des deutschen Verkehrs und Handels abgearbeitet, die uralte habsburgische Politik litt nicht, daß das übrige Deutschland zu Kräften komme.

Indessen wurde der Zollverein trotz Oesterreich durchgesetzt, als den Interessen aller seiner Theilnehmer entsprechend. Der erste Sieg einer großen nationalen Sache über die habsburgische Politik und über die alte Kleinstaaterei zugleich. Wo sich bisher verschlossene Schranken öffnen, erweitert und verbessert sich auch das Straßensystem. Nur wenige Jahre vergingen nach Abschluß des Zollvereins, als man auch schon mit dem Bau der Eisenbahnen anfing. Fortan war der Gewerbe- und Handelstand für den nationalen Gedanken gewonnen. Wer auf der Eisenbahn in wenigen Stunden durch ein halbes Dutzend Kleinstaaten hindurch brauste, der konnte unmöglich länger vor der particularistischen Abgeschlossenheit so wenig im politischen wie im mercantilen Gebiete Respect behalten. Durch das Zusammenstehen im Zollverein wurden alte Kapitalien flüssig und neue erzeugt. Aber freilich das ganze große Kapital, was in der deutschen

Gesammtnation schlummert, war damit noch nicht dahin gelangt, in vollem Maaß ertragfähig zu werden.

Man werfe nur sein Auge auf die langgestreckten deutschen Küsten an der Nord- und Ostsee. Welches ungeheure Kapital war nicht in der Arbeitskraft seetüchtiger deutscher Uferbewohner enthalten, die aber verhältnißmäßig der deutschen Nation nur einen kleinen Ertrag gewährte. Denn weil es noch an einer deutschen Flotte, an einem lebendigen Verkehr mit deutschen Colonien fehlte, beschränkte sich die Kauffartheischifffahrt auf wenige Handelsplätze und eine außerordentliche Menge von deutschen Matrosen dienten auf englischen Schiffen. Auch die deutschen Hansestädte lebten gewissermaßen nur von der Gnade Englands und dienten demselben als Emporien. Holland sperrte sich ganz vom übrigen Deutschland ab, als ob es nie zu Deutschland gehört hätte, und benutzte den deutschen Markt nur, um sich selbst zu bereichern, ohne uns an's Meer zu lassen oder irgend eine Vergünstigung zu gönnen. Das neue Königreich Hannover schien aber gar keine andere Bestimmung zu haben, als den Verkehr mit den Hansestädten zu hemmen und alle Bemühungen Preußens um die Küstenbefestigung an der Nordsee zu vereiteln.

Auch Dänemark durfte sich in der elenden Zeit des von Metternich gestifteten deutschen Bundes alles gegen Deutschland erlauben, darin stets vom Bundespräsidium geschützt, nur damit Norddeutschland zu schwach und unfähig bliebe, um Oesterreich je ein ausreichendes Gegengewicht halten zu können. Zu diesem Dienste Metternichs mit Hannover stets einverstanden, chikanirte auch Dänemark die Hansestädte, erlaubte nicht, daß Lübek und Hamburg durch eine Eisenbahn verbunden wurden, genirte Hamburg von Altona aus und umging auch in den Elbherzogthümern, die ihm damals doch noch gehörten, mit der neuen Eisenbahn die bedeutendsten deutschen Städte in derselben Bosheit.

die alle Maßregeln der damaligen dänischen Regierung charakterisirte; denn Dänemark konnte sich außer auf Oesterreich, auch noch auf Rußland, welches auf den Sund und die Erbfolge in Dänemark speculirte, und auf England stützen, welches die Hansestädte nicht weiter aufkommen lassen wollte, als es sein eigener Vortheil erheischte.

Erst nach den großen preußischen Siegen im Jahr 1866, in Folge deren Hannover und die Elbherzogthümer zu Preußen kamen und der Norddeutsche Bund gestiftet wurde, hörten alle jene eben geschilderten Mißstände in den Elbherzogthümern und an den deutschen Nordseeufern auf. Die Eisenbahn wurde im Interesse der deutschen Städte und des Handels rectificirt, die so lange versäumte Elbbrücke bei Hamburg sollte endlich gebaut werden. Bremen, welches auf's kleinlichste von Hannover aus chikanirt worden war, konnte endlich wieder frei athmen. Hannover hatte Unglaubliches gethan, um Bremens Handel zu schädigen und zu hemmen. Das der Stadt unentbehrliche Bremerhaven, welches von hannöver'schem Gebiet eingeengt war, hatte die hannöver'sche Regierung mit ganz unnöthigen Festungswerken einschließen lassen, zu keinem andern Zweck, als um Neubauten und Ansiedlungen daselbst zu verhindern und die Einwohner zu keinem Sicherheitsgefühl kommen zu lassen. An eine Einsprache des deutschen Bundes gegen eine so bübische Behandlung deutscher Bürger war nicht zu denken. Jetzt erst, nachdem Hannover mit Preußen vereinigt war, überließ König Wilhelm der Stadt Bremen soviel Land, als sie bedurfte, das Gebiet und die Etablissements von Bremerhaven ihrem Handelsinteresse gemäß zu erweitern und abzurunden.

Eine Eisenbahn längs der deutschen Nordseeküste brachte auch jetzt erst unter die Küstenplätze Verbindungen, was besonders in Bezug auf die so lange versäumten, jetzt aber von Preußen energisch in Angriff genommenen Küstenbefestigungen wichtig war. Schon in den Bundeszeiten hatte Preußen wiederholt auf die

Nothwendigkeit aufmerksam gemacht, die deutschen Küsten zu befestigen. Namentlich hatten die Angriffe der Dänen seit dem Jahr 1848 dem deutschen Bunde diese Verpflichtung nahe gelegt. Aber Oesterreich blieb bei seiner alten Politik, unterstützte zu Olmütz Dänemark gegen Norddeutschland und wurde dabei wie gewöhnlich von den auf Preußen neidischen Mittelstaaten unterstützt. Der geniale Graf Moltke wurde zwar Schande halber vom Bundestage beauftragt, die Nordseeküste zu untersuchen und Pläne zu ihrer Befestigung zu entwerfen, und er entwarf sie auch; aber der Bundestag legte sie mit erkünsteltem Phlegma zu den Akten. Somit blieben die wenigen hannöver'schen Befestigungen an jener Küste in so erbärmlichem Zustande, daß die Preußen sie 1866 mit einem Handstreich wegnehmen konnten. Jetzt erst organisirte Preußen ein tüchtiges System von Befestigungen, vornehmlich an den beiden Seiten der Elbmündung. Endlich kann auch jetzt erst der Canal zu bauen angefangen werden, welcher in Holstein die Ost- und Nordsee verbinden und den weiten Umweg der Schiffe durch den Sund abschneiden soll.

Als Kanzler des neuen Norddeutschen Bundes betrieb Graf Bismarck so einsichts- und eifervoll die innere Politik Deutschlands, als er die auswärtige mit Klugheit und Kraft durchgeführt hatte. In Bezug auf die materiellen Interessen kam es zunächst auf Vereinbarungen im Bundesrath und Reichstag an, durch welche die bisher gesonderten Verwaltungen, deren einheitliche Leitung im Gesammtinteresse des Bundes lag, allmälig mehr zu centralisiren, die Verwaltung der Eisenbahnen, der Posten und Telegraphen, Vereinbarungen über Maaß und Gewicht, Münzwesen, Wechselrecht, Handelsgesetzgebung, Freizügigkeit, Civil- und Kriminalrecht. Vieles ist schon geleistet, mit anderm ist begonnen. Man überstürzt sich nicht, man achtet berechtigtes Herkommen, berechtigte Sonderthümlichkeiten, wenn sie dem Gesammtinteresse nicht geradezu schädlich sind.

Etwas ganz Neues und Außerordentliches hat dieser Norddeutsche Bund mit sich gebracht, nämlich zum erstenmal wieder seit dem Untergang der Hansa eine seetüchtige deutsche Marine, eine auf allen Meeren geachtete deutsche Flagge. Aus allen Welttheilen kamen Nachrichten von den in fernen Ländern angesiedelten oder des Handels wegen dort verweilenden Deutschen, mit welchem Jubel sie die deutsche Flagge begrüßt haben, deren Anblick ihnen einen früher stets entbehrten und oft heiß ersehnten Schutz ankündigte. Vielleicht, daß sich an die deutsche Marine auch ein deutsches Colonialsystem anknüpfen wird, wozu sich Deutschland wegen des Ueberflusses seiner arbeitstüchtigen Bevölkerung vorzüglich eignet.

Ich erlaube mir in dieser Beziehung, meine Bedenken gegen eine Meinung auszudrücken, welche der treffliche und von mir hochverehrte Petermann im 11. Heft seiner Mittheilungen von 1869 geäußert hat. Das Schreiben eines Deutschen aus Neu-Guinea forderte ihn auf, mit derselben Autorität, mit welcher er die Nordpolexpedition unterstützt hat, auch einen Colonisationsplan zu unterstützen, da jene Expedition doch nur wissenschaftlich wichtige Ergebnisse liefern könne, die Einleitung einer Colonisation aber Ergebnisse von ungleich größerer praktischer Wichtigkeit sey. Petermann bemerkt hierzu, es sey die Frage, ob die Glanzperiode europäischer Colonialbesitze nicht hinter uns liege, ob Colonien dem Mutterlande wirklich nützlich seyen, ob die Abneigung Englands gegen die Erwerbung neuer Colonien nicht auch für andere Länder eine heilsame Lehre enthalte und ob namentlich Deutschland nicht genug daheim zu thun habe, um an Colonien denken zu können?

Dagegen ist manches einzuwenden. Erstens handelt es sich nicht darum, gleich jetzt ein weit aussehendes und kostspieliges Unternehmen zu beginnen, sondern nur, wenn wir uns überhaupt in eine bessere Zukunft Deutschlands hineindenken können, auch

an eine künftige Colonisation zu denken. Eine solche ist gerade der deutschen Nation nöthiger und auch leichter als jeder andern. Es ist Thatsache, daß aus Deutschland mehr als aus einem andern europäischen Lande in fremde Länder ausgewandert wird, heute noch wie vor zwei Jahrtausenden. Schon Tacitus hat uns von den jährlichen systematischen Auswanderungen deutscher Volksstämme erzählt, um Land zu suchen. Weil sie die alte Heimath nicht mehr ernähren konnte, wanderten viele deutsche Volksstämme nach einander aus. Deutschland producirte so viele Menschen, daß sie im Verlauf der Jahrhunderte Brittanien, Gallien, Spanien, Italien und ein Stück von Afrika überschwemmten. Kaum waren sie im Westen und Süden fertig, so richtete sich der Strom ihrer Bevölkerung ostwärts in die weiten Slavenmarken, zur Rechten bis nach Siebenbürgen und Ungarn, zur Linken dem ganzen langen Ostseeufer entlang nach Preußen, Kurland, Livland, Esthland. Die Colonisirung und Germanisirung in den Slavenländern hat langsam immerfort gedauert. Nach der Reformation sind trotz der verheerenden Kriege immer noch Menschen genug in Deutschland übrig gewesen, um mit den Holländern und Engländern massenhaft in die neue Welt auszuwandern. In Nordamerika zählt man 8 Mill. Deutsche ungerechnet die vielen andern, die ihre Nationalität aufgegeben haben und mit der anglo-amerikanischen Race verschmolzen sind. Der große russische Handelsplatz Odessa verdankt seinen Aufschwung hauptsächlich den 200,000 Schwaben, die sich in seiner Umgegend angesiedelt haben. Und solche deutsche Colonien gibt es im weiten russischen Gebiete noch mehrere. Ein großer Theil der auf englischen Schiffen dienenden Matrosen sind Deutsche von den Ufern der Nord- und Ostsee. In allen großen Städten Europas, Südamerikas und des Orients wimmelt es von handel- und gewerbtreibenden Deutschen.

Beweises genug, daß wir die Hauptsache, das Material der

Auswanderung, die Menschen in Menge haben. Warum sollen wir sie aber wie bisher immer nur auswandern lassen, damit sie Deutschland vergessen, fremden Nationen dienen, zuletzt mit fremden Nationen verschmelzen, mit Nationen, die uns nicht nur fremd, sondern häufig auch feindlich sind? Warum sollen wir unsere eigenen Söhne im fremden Lande zu unsern Feinden werden lassen? Konnte das bisher der Fall seyn, weil wir im eigenen Lande uneins waren und Tausende von Deutschen Gott dankten, diesem zerstückelten und mißregierten Vaterlande zu entkommen, so muß doch ein ganz anderer Fall eintreten, sobald wir eine größere compakte, vernünftiger regierte Einheit bilden und endlich einmal wieder eine Marine bekommen.

Wenn es auch wahr ist, daß die größte englische Colonie sich vom Mutterlande losgerissen hat und daß die zweitgrößte in Ostindien gefährdet ist, so sage man doch nicht, daß England als Mutterland nicht ungeheure Vortheile aus seinen Colonien gezogen habe. Sein Reichthum floß ihm hauptsächlich aus den Colonien zu und es beschäftigte den Ueberfluß seiner Bevölkerung auf eine lucrative und ehrenvolle Weise.

Hätten wir Deutsche erst ein wohlorganisirtes Colonisationssystem, so würden unsere Auswanderer — und sie belaufen sich jährlich im Durchschnitt auf mehr als Hunderttausend — nicht nur in fernen Ländern ein Unterkommen erst suchen müssen, sondern schon eines vorfinden und auch in der Ferne dem Mutterlande noch von mannigfaltigem Nutzen seyn.

Was nun, um auf die Mittheilungen des Herrn Petermann zurückzukommen, Neu-Guinea betrifft, so darf der in die Zukunft hineinspeculirende deutsche Patriotismus dieses berühmte Paradies der Erde doch wohl in Aussicht nehmen. Mit seinen Inseln zwei- bis dreimal größer als Deutschland und überaus fruchtbar und reich an Naturschätzen, bildet es zugleich eine Station für den Handel nach China und Japan. Wenn sich die Dinge natur-

gemäß gestalten, so könnte eine großartige deutsche Colonisation daselbst auch der holländischen, verhältnißmäßig noch verkrüppelten Colonisation auf den Sunda-Inseln zu Hülfe kommen. Da die Engländer sich schon zu sehr zerstreut haben, werden sie einer deutschen Colonisation in jenen Breiten auch in hundert Jahren noch nicht zuvorkommen. Noch weniger die Franzosen und Spanier. Wir haben also gute Zeit, der Sache nachzudenken, bis wir in den Fall kommen, ohne alle Uebereilung einmal zur Ausführung schreiten zu können.

Stellen wir wieder eine Vergleichung zwischen Preußen und Oesterreich an, so ist in dem bereits Gesagten schon der Vorwurf begründet, daß Oesterreich, so lange es der im deutschen Reich verwaltende Staat und nachher die Präsidialmacht des deutschen Bundes gewesen ist, die materiellen Interessen Deutschlands systematisch vernachlässigt hat. Es bleibt uns also nur übrig, uns noch mit seinem eigenen Haushalt, seiner Pflege der materiellen und Landesculturinteressen, wie auch mit seinem Verkehrs- und Handelssystem und mit seinen Finanzen zu beschäftigen. Thatsache ist, daß Oesterreich die reichen Hülfsquellen seiner Länder nicht rationell ausgebeutet, sie vielmehr vernachlässigt und viele derselben unnatürlich verstopft, daß es mit seinen Finanzen schlecht gewirthschaftet hat und daher in ungeheure Schulden hinein gerathen ist. Man hat das schon oft bitter beklagt und der österreichischen Regierung als Indolenz, als Phlegma, allzu große Sorglosigkeit und Trägheit ausgelegt. Allein man hat dabei nicht beachtet, was davon zum politischen System gehört hat, also absichtlich geschah. Die Niederhaltung des germanischen Elementes war Jahrhundertelang der Hauptzweck der habsburgischen Politik, und sollte sie consequent durchgeführt werden, so mußte sich Oesterreich einerseits gegen das übrige Deutschland absperren und konnte andererseits auch einer großartigen Culturaufgabe in seinen nichtdeutschen Kronländern deshalb nicht genügen, weil

es sich zur Durchführung derselben hauptsächlich nur deutscher Kräfte hätte bedienen können. Es germanisirte nicht, um das deutsche Element nicht überwiegen zu machen, und weil es nicht germanisirte, blieben seine zahlreichen slavischen Unterthanen in einem unverantwortlich barbarischen Zustande. In Ungarn mußte erst der edle Graf Szechenyi darauf aufmerksam machen, wie die Regierung seit Jahrhunderten alles versäumt habe, um den Naturreichthum Ungarns durch Ausfuhr zu verwerthen, um den vernachlässigten Landbau mehr emporzubringen und den fruchtbaren Niederungen der untern Donauländer unschätzbare Werthe abzugewinnen. Aber Ungarn blieb gegen Oesterreich selbst abgesperrt. Wenige Meilen von Wien sah man die Schlagbäume aufgerichtet, die den innern Verkehr im Kaiserreich hemmten.

Es fehlte überall an Straßen. Spät erst fing man an, Eisenbahnen zu bauen, und nicht immer in naturgemäßen Linien, von denen persönliche Begünstigung oder politische Aengstlichkeit öfter abweichen ließ. So wurde, um den Ungarn ihren Anspruch auf die südlichen Slavenländer zu vereiteln, keine Eisenbahnverbindung mit Dalmatien zugelassen, was bei dem letzten Aufstand in dieser Provinz den Regierungstruppen sehr nachtheilig war. Hätte Oesterreich der deutschen, stets zur Auswanderung geneigten Uebervölkerung sich bedienen wollen, so würde es schon seit einigen Jahrhunderten eine großartige deutsche Colonisation in den untern Donauländern und am schwarzen Meere haben organisiren können, würde diese deutsche Colonisation, wie sie der russischen Regierung bei Odessa so gut gerathen ist, auch der österreichischen an den Sulinamündungen gut haben gerathen können und sie würde, einmal gestattet, so zahlreich geworden seyn, daß sie rechts und links hier der Türkei und dort Polen und Rußland imponirt hätte. Von hier aus konnte die germanische Civilisation schon längst die Slavenländer im Süden der Donau erreichen und umfassen, die große äußerst fruchtbare, aber durch Kriege verödete und von

der Pforte vernachlässigte Ebene der Bulgarei in einen Culturstaat verwandelt und wichtiger als Serbien und Rumänien werden, zumal da sich grade dort mehr katholische Sympathien geregt haben. Von der österreichischen Donau aus hätte die Civilisation auch längst die dalmatische Küste in den Rücken fassen und die kürzlich von Herrn von Hahn projectirte so höchst natürliche und wichtige Verbindungsstraße eröffnen können. Wenn Rußland zu derselben Zeit, in welcher Oesterreich das alles versäumt hat, mit nicht reichern Mitteln in Archangel an's weiße Meer, in St. Petersburg an die Ostsee, in Odessa an's schwarze Meer und endlich auch an's kaspische Meer vordringen konnte, warum hätte nicht Oesterreich auf viel nähern Wegen das schwarze Meer an den Donaumündungen und das Mittelmeer in Salonik erreichen können? Herr von Hailbronner, der vor zwanzig Jahren einmal die Donau hinunter in die Türkei reiste, träumte sich in die Zeit hinein, in welcher die Donau zu der Macht gelangen werde, die ihr von Natur gebühre, „zur Macht der großartigsten Verbindung, welche die Welt bis jetzt gesehen.“

Einer bessern Landescultur im Innern des österreichischen Kaiserstaates stand unter anderm auch die Bevorzugung des Adels im Wege, nämlich des Magnatenadels, der seine Latifundien größtentheils aus confiscirten Gütern des niedern Adels zusammengeschlagen hatte und das rohe leibeigene Bauernvolk habgierigen Verwaltern überantwortete. Dieser Adel stand ausschließlich in des Hofes Gunst und gelangte zu den höchsten Reichsämtern, auch wenn ihn kein Talent dazu befähigte. Daher die häufigen Niederlagen Oesterreichs durch vornehme, aber schlechte Feldherrn und die Corruption in der Verwaltung durch vornehme, aber nachlässige Minister, worüber schon Prinz Eugenius so bitter klagte. Der hohe Adel war mit dem Hofe immer darin einverstanden, daß das gemeine Volk um so besser gehorche, jemehr man es in seiner alten Barbarei lasse. Die

Stockprügel sind desfalls charakteristisch. So lange ein Volk diese für natürlich und nothwendig hält, ist es auch gut zu regieren. Das war das Kriterium der innern Politik und deshalb mußte auch jeder Unterricht und jedes Beispiel, welches das persönliche Ehrgefühl gegen die Prügel hätte aufregen können, dem Volke möglichst fern bleiben.

Mit dieser Hintansetzung des Ehrgefühls hing dann auch die Toleranz zusammen, mit welcher man den Betrügereien der Beamten zusah, wenn sie sonst nur loyal waren und dem System dienten. Dadurch gelang es auch den Juden, sich überall da in Oesterreich anzunisten, wo die Fahrlässigkeit der Verwaltung Spekulationen aller Art auf das Vermögen des Staats und der Bevölkerung leicht und ergiebig machte. Ein gewiß merkwürdiges, aber auf die Dauer gefährliches, weil blindes Vertrauen auf das Glück des Hauses Oesterreich begünstigte die Unvorsichtigkeit nicht nur der Regierenden, sondern auch der reichen Aristokratie. Man hielt den angestammten Reichthum für unerschöpflich, man berechnete ihn nicht mehr genau und grade deshalb erschöpfte er sich. Wo wirklich der größte Reichthum vorhanden gewesen war, wuchsen die größten Schulden heraus und in so unnatürlicher Menge und in so gesetzwidrigen Wegen, daß das Unerhörte geschehen konnte, daß der Chef der Armeeverwaltung, ja der gefeierte Finanzminister selbst sich um's Leben brachten, als die Schande ihrer Betrügereien zu Tage kam. In der That hat man nie etwas Aehnliches erlebt. Wo man ein Paradies zu sehen geglaubt hatte, erblickte man plötzlich von einem höllischen Blitz eröffnet einen schwarzen Abgrund.

Was den Antheil der Mittelstaaten an den materiellen Interessen Deutschlands betrifft, so darf wohl in Erinnerung gebracht werden, daß grade hier unter den Handelsherren und Industriellen nach dem Sturze Napoleons und des Continental-

systems ein sehr richtiges Verständniß, dessen vorhanden war, was dem gesammten deutschen Bunde in Bezug auf Erleichterung des Verkehrs und Handels geziemt hätte. Von den Mittelstaaten gingen desfalls die ersten Petitionen aus, die aber nichts fruchteten, weil der deutsche Bund von Metternich nicht geschaffen und regiert war, um wahre deutsche Nationalinteressen zu fördern. Friedrich List, derjenige deutsche Patriot, der die Gemeinschädlichkeit jenes Systems für die materiellen Interessen Deutschlands am schärfsten erkannte und am muthigsten dagegen kämpfte, mein edler alter Freund, war ein Schwabe und fand seine eifrigsten Anhänger unter den Industriellen der Mittelstaaten. Aber Metternich beherrschte noch den deutschen Bund und konnte spöttisch auf das Grab des armen List bei Kufstein in Tirol hinuntersehen.

Auch in den Hansestädten war man zwar vom Continentalsystem befreit worden, aber die Organisation des neuen deutschen Bundes war doch noch weit entfernt, den wahren Handelsbedürfnissen Deutschlands zu genügen und den vorhandenen Kräften freie Entwicklung zu gönnen. Da es im österreichischen Interesse lag, niemals zu dulden, daß Preußen sich der Hegemonie in Norddeutschland erfreuen sollte, und da Oesterreich selbst zu weit von der Nordsee entfernt war, um unmittelbar selbst dort eine Stellung gegen Preußen nehmen zu können, hatte Metternich dafür gesorgt, daß der ganze Nordwesten Deutschlands für das große National-Interesse brach gelegt wurde. Einzig zu diesem Zweck wurde das ehemalige Kurfürstenthum Hannover nicht nur wiederhergestellt, sondern auch zu einem Königreich erhoben und ansehnlich vergrößert, damit es ein Pfahl im Fleisch sey für Preußen und zugleich auch ein Hemmschuh für den freien Verkehr der Hansestädte. Denn wäre Preußen an die Nordsee oder wären auch nur die Hansestädte in rechten Flor gekommen, so wäre am Ende der Traum von einer deutschen Flotte in Erfüllung gegangen. Aber auch

ein bloßer Traum dieser Art war schon beängstigend für die Wiener Politik, und als 1848 wirklich mit einer solchen Flotte ein kleiner Anfang gemacht worden war, hatte Oesterreich nichts Lieberes zu thun, als nach der traurigen Entscheidung in Olmütz die deutsche Flotte zum Gespött aller Welt unter den Hammer bringen zu lassen. Hierbei ist zu erinnern, daß gerade in den Mittelstaaten, die nicht am Meere liegen, der wärmste Eifer für die deutsche Flotte herrschte, daß von hier aus die meisten Beiträge für sie einliefen und daß die Versteigerung der deutschen Flotte nirgends so schmerzlich berührte als hier. Daran muß erinnert werden, weil sich in denselben Mittelstaaten, seitdem eine neue weit größere deutsche Flotte unter der Flagge des Norddeutschen Bundes weht, keine Sympathie mehr dafür zeigen will.

Mittlerweile war Preußen dem vorhin schon bezeichneten Bedürfniß des Industrie- und Handelstandes in den von List bearbeiteten Mittelstaaten wohlwollend entgegengekommen durch Gründung des Zollvereins, und die Wohlthätigkeit dieses Vereins hat sich seit nun fast vier Jahrzehnten in so glänzender Weise bewährt, daß er unentbehrlich geworden ist und man sogar vorhersagen darf, alle Bemühungen particularistischer, ultramontaner, demokratischer und ausländischer Feinde der deutschen Einheit, die am Zollverein rütteln wollen, werden unterliegen. Hier ist der ökonomische Nutzen der unmittelbare Verbündete des patriotischen Gedankens und da so viele Menschen wenigstens den erstern zu würdigen wissen, dienen sie damit auch dem letztern. Daran wird auch die Agitation gegen das neue süddeutsche Wehrsystem scheitern. Eine Unvernunft an sich, weil sie gegen ein Uebel gerichtet ist, das am einfachsten dadurch gehoben wird, wenn man nicht dagegen agitirt. Denn nichts ist gewisser, als daß, wenn sich Süddeutschland mit Norddeutschland fest vereinigt, beide dadurch so stark werden, daß kein äußerer Feind sie anzu-

greifen wagen und daß dadurch erst eine Verminderung der Truppenzahl und mithin auch eine Erleichterung der Wehrpflicht und der Steuerlast erreicht wird.

Das ist so klar wie das Einmaleins. Der Zollverein als Verein der materiellen Interessen bedingt auch den Wehrverein, d. h. der arbeitende Arm und der kämpfende gehören zu demselben Leibe.

III. Die Pflege des Geistes.

Die geistige Bildung ist vom Süden ausgegangen, denn im Süden entstanden zuerst große Weltreiche und Culturstaaten. Von den ältesten in Babylon, Aegypten, Persien, Phönicien lernten die Griechen, von diesen wieder die Römer und von diesen endlich lernten wir Deutschen. Nahmen unsere heidnischen Väter auch nur wenig von den alten heidnischen Römern an, denen sie sich vielmehr mit der ganzen Energie ihrer Nationalität widersetzten und deren großes Reich sie am Ende über den Haufen warfen, so empfingen sie doch hauptsächlich durch ihre Vermittelung den Segen des Christenthums und später auch noch die Kunde vom classischen Alterthum, d. h. von der reichen Geistes- und Geschmacksbildung, Wissenschaft und Kunst der alten Griechen und Römer. Insofern hat Italien, das Land jenseits der Alpen, (ultra montes) wiederholt den größten Einfluß auf Deutschland geübt und daran knüpft sich auch heute noch der Stolz und Uebermuth, mit welchem die Italiener auf uns als auf ihre Schüler herabsehen, obgleich wir sie schon vor anderthalb Jahrtausenden unterworfen haben und jetzt in wahrer Bildung, gründlichem und reichem Wissen ihnen weitaus zuvor gekommen sind.

Wir würden ihnen für das Christenthum und die classische Bildung, die sie uns vermittelt haben, dankbarer seyn müssen, wenn sie nicht schon in der heidnischen Vorzeit und grade durch die mit ihrer classischen Bildung verbundene Corruption sittlich so herunter gekommen wären, daß wir ihrer verpesteten Welt-

herrschaft ein Ende machen mußten. Wir, die germanischen Eroberer des römischen Reichs, standen in physischer und sittlicher Kraft viel höher als sie, obgleich wir damals noch nicht so gebildet waren. Sodann ging auch ziemlich viel theils von ihrem eigenthümlichen südlichen Naturell, theils von der in ihnen stecken gebliebenen Corruption in die Bildung über, die wir von ihnen empfingen, theils nationale Elemente, die sich für unsere Nation nicht eignen, theils Gifte, die wir in dem Maaß, in welchem wir sie richtig erkennen lernten, wieder ausstoßen mußten. Auch noch in der christlichen Zeit wirkten diese uns fremden und schädlichen Einflüsse fort, so daß der Kampf zwischen Romanismus und Germanismus auch heute noch nicht beendigt ist. Die deutsche Gemüths- und Geistesart muß sich nun schon in's zweite Jahrtausend jener fremden und schädlichen Einwirkungen des Romanismus oder Ultramontanismus erwehren.

Die romanischen Völker haben ein anderes Naturell als wir. Die Südländer überhaupt sind lebhafter und rascher als wir, aber auch leichtsinniger und oberflächlicher, weniger ernst und tief als wir Deutsche, vor allem weniger gewissenhaft, ehrenhaft und keusch. Sie sind praktischer, weil sie in der Wahl ihrer Mittel weniger streng sind, der Erfolg gilt ihnen mehr als das Recht, das Haben mehr als das Seyn, der äußere Besitz mehr als das Bewußtseyn der Ehre. Vorherrschend egoistisch suchen sie ihren Ehrgeiz, ihre Eitelkeit, ihre Sinnenlust zu befriedigen, unbekümmert, ob sie ehrenhaft ist oder nicht und ob sie damit die Rechte anderer verletzen oder nicht. Unsere deutsche Ehrlichkeit und Treue, unsere Voraussetzung, andere meinten es eben so ehrlich mit uns, wie wir mit ihnen, ist ihnen von jeher als Dummheit vorgekommen und deswegen halten sie sich für ungeheuer überlegen über uns. Wenn wir uns aber nicht alles von ihnen gefallen lassen und ihnen zuweilen beweisen, daß wir böse Buben doch zu züchtigen verstehen, dann nennen sie uns rohe Barbaren.

Die Franzosen haben sehr viel von diesem ultramontanen Charakter angenommen, doch ist bei ihnen die Mischung mit deutschem Blute stärker und ihr sehr ausgeprägter Egoismus geht doch nicht so weit, daß sie nicht die großen Leistungen der Deutschen in wissenschaftlichen und technischen Gebieten anerkennen sollten, während die Italiener eigentlich heute noch weniger von uns wissen, als Tacitus von den alten Germanen wußte.

Was uns Germanen am meisten von den Romanen unterscheidet, ist außer dem sittlicheren Ernste die damit zusammenhängende Fähigkeit, den Egoismus und die nationale Eitelkeit zu überwinden, auch das Recht Anderer, ja die Vorzüge Anderer vor uns uneigennützig und bescheiden gelten zu lassen, uns für Andere zu interessiren, die Art und Weise, die Geschichte, die Leistungen, die Sprache und Literatur andrer Völker zu studiren und gern andern Nationen zu dienen. Wir übersetzen alles aus fremden Sprachen, reisen in alle Länder, beschreiben sie, studiren ihre Geschichte. Wir haben auf unsern Universitäten Lehrstühle, nicht nur für das Hebräische, sondern auch für orientalische Studien im weitesten Umfang, des Indischen, Muhamedanischen, nicht nur der classischen Sprachen des Alterthums, sondern auch der altromanischen Sprache und Literatur. Unser Geist umfaßt das ganze weite Gebiet der Menschheit mit Liebe und lebhaftem Interesse. Die romanischen Nationen sind dagegen Egoisten und nur in sich selbst verliebt. Spanier und Italiener kümmern sich nicht um uns. Nur die römische Kurie beutet uns aus, das italienische Volk aber und selbst die gebildeten Klassen wissen so viel wie gar nichts von deutscher Geographie und Geschichte. Die uns näher stehenden Franzosen verrathen doch ebenfalls alle Augenblicke eine Unkenntniß von Deutschland, die uns unwillkürlich lachen macht, doch hat ihr Egoismus eine praktische Seite. Sie denken mehr an sich selbst, als an Andere, sorgen also auch besser für sich selbst.

Der Universalismus der Bildung in Deutschland hat neben seiner schönen und achtbaren Seite doch auch eine schlimme. Wir vergessen nämlich unsere eigenen Angelegenheiten und die Pflichten gegen uns selbst nur zu sehr, indem wir unser ganzes Interesse andern Nationen zuwenden. In merkwürdiger Gutmüthigkeit ducken wir uns und ordnen uns andern Nationen unter, die lange nicht so hoch stehen wie wir. Ja wir sind so selbstvergessen, daß wir uns zu andern Nationen begeben, Dienste bei ihnen suchen und mit ihnen gegen das eigene Vaterland kämpfen. Der Söldnerdienst in fremden Landen ist eine der ältesten Untugenden der Deutschen. Deutsche dienten schon den alten Römern gegen Deutsche. Erst die Völkerwanderung, die Zertrümmerung des altrömischen Reichs und die Gründung eines neuen deutschen Reichs unter Karl dem Großen machte diesem Unfug ein Ende. Mit der Auflockerung des Reichs begann er von neuem. Ohne sich ein Gewissen daraus zu machen, schlugen sich Deutsche gegen Deutsche nicht nur unter der Führung deutscher Fürsten, sondern auch unter fremden Fahnen. Die Elsäßer stehen heute noch gegen Deutsche Schildwacht, die Deutschen in den Ostseeprovinzen lieferten Rußland die tüchtigsten Minister und Generale zum großen Nachtheil Deutschlands Deutsche Fürstengeschlechter auf den Thronen von England, Dänemark, Schweden und Rußland wurden häufig unsere gefährlichsten Feinde und härtesten Bedränger.

Der Universalismus der Deutschen steht im genauesten Zusammenhange mit ihrem Particularismus. Grade weil bei ihnen das Nationalgefühl latent, das Kraftgefühl einer großen Nation, der Nationalstolz noch nicht zum Bewußtseyn gekommen, oder daraus verschwunden, durch die Fürstenpolitik künstlich eskamotirt worden ist, fixirt sich ihr ganzes Interesse theils auf das sogenannte engere Vaterland, das Ländchen, die Stadt, wo sie geboren sind, theils schweift es über die nationale Grenze weit

hinaus über den ganzen Erdkreis und in's Universum. Deswegen findet man in Deutschland, wie sonst nirgends in der Welt, den engherzigsten Kleinstädter und den weitherzigsten Weltbürger, den ängstlichsten Philister und den mit seinem Wissen stolz eine Welt umfassenden Gelehrten in ein und derselben Person beisammen. Deswegen nennen uns Franzosen und Engländer recht respektvoll ein Volk von Denkern und spotten uns zugleich als Heloten aus, die sich ungestraft maltraitiren lassen. Die Deutschen haben sich insofern die größten Blößen gegeben und ihrem Nationalinteresse unsäglich geschadet gegenüber der romanischen Race, welche sich im Verlauf des Mittelalters und der neuern Zeit in zwei großen und mächtigen Einheiten constituirt hat, welche beide erobernd in unser nationales Gebiet eingedrungen sind. Diese uns so gefährlichen romanischen Einheiten sind die römische Hierarchie einer- und Frankreich als erobernder Kriegerstaat andererseits. Gegenüber unserm staatlichen und confessionellen Particularismus waren Rom und Frankreich immer in der Oberhand, denn wenn wir auch als Nation stark genug gewesen wären, uns ihrer zu erwehren, so stellten wir doch eben keine einige Nation dar, sondern nur ein lockeres Conglomerat, in das der böse Nachbar seine Schaufel steckte.

Indessen wenn die Mißhandlungen und Zumuthungen, die wir uns von der romanischen Race theils aus Rom, theils aus Paris lange genug gefallen ließen, allzu grob und unerträglich wurden, rafften wir uns zusammen, kam uns unsere Nationalität auf einmal wieder zum Bewußtseyn und die geduldigen Schaafe wurden zu Löwen, die lächerlichen Philister zu Helden, zerrissen alle Schlingen und Netze des Auslands, zerbrachen jedes Joch, jeden Widerstand, und züchtigten die frechen Welschen wieder einmal, wie sie es verdienten. Freilich immer nur auf kurze Zeit, und heute noch herrscht der römische Einfluß unter den Katholiken, der französische unter den Liberalen und Demokraten Deutschlands.

Zum erstenmal zerbrachen wir das Joch des altrömischen Despotismus in der Völkerwanderung und gründeten in allen altrömischen Provinzen des westlichen und südlichen Europa deutsche Königreiche. Da wo die deutschen Sieger sich mit der altrömischen Bevölkerung vermischten, nahmen sie auch mehr oder weniger deren Sprache und Sitte an und wurden der reinen deutschen Nationalität entfremdet, was anfangs noch wenig schadete, weil sich die echt deutschen Stämme im eigentlichen Deutschland, wie auch die schon halb romanisirten in Frankreich und Italien zum Reiche Karls des Großen an einander schloßen.

Obgleich Karl der Große den Fehler beging, seinem Reich nicht einen ausschließlich germanischen Charakter zu geben, sondern den Romanismus der Kirche dem Germanismus des Reichs gleich berechtigt nebenordnete, so übte doch der mit dem Schwert herrschende Germanismus auf die wehrlos gemachten und nur mit Arglist ihre deutschen Herrn zuweilen übermeisternden Romanen einen sehr großen Einfluß, der nur zu oft von den Geschichtschreibern unterschätzt worden ist. Wie Rom erst durch die Deutschen zu einer geistlichen Macht erwuchs, da es ohne sie im Joch des Byzantinismus geblieben oder vom Islam verschlungen worden wäre, so mußte sich Rom auch dem germanischen Gedanken des theokratischen Doppelreiches fügen. Es mußte sich germanisches Lehen und Verfassungswesen, germanisches Ritterthum, germanisches Stände- und Innungswesen, es mußte sich (statt der alten Nuditäten) die züchtige germanische Tracht, germanische Häuslichkeit, Frauensitte, Denkart und Poesie gefallen, endlich auch sogar die Kirchen auf deutsche Art, d. h. gothisch bauen lassen. Es brauchte viele Jahrhunderte, ehe dieser germanische Geist aus der römischen Kirche und aus den von Deutschen unterworfenen romanischen Ländern wieder entwich, die Denkart und Gefühlsweise des romanischen Ritterthums, der ältern französischen, italienischen und spanischen Poesie, welche

gänzlich germanische Gefühlsweise angenommen hatte, in den Geist und Geschmack der Renaissance umgewandelt wurde.

Ja man geht nicht zu weit, wenn man behauptet, die Hierarchie des Mittelalters selbst und die Macht des Papstthums war das Werk der Deutschen. Der griechisch-römische Kaiser würde niemals den Bischof von Rom in gleich berechtigter Nebenordnung, sondern nur in absoluter Unterordnung geduldet haben. Nur der in der deutschen Natur liegende Idealismus konnte die Idee der Theokratie fassen und im Doppelreich des christlich germanischen Mittelalters, in dem Dioskurenpaar des Kaisers und Papstes verwirklichen. Man hielt es noch unter den sächsischen Kaisern für möglich, daß das Papstthum friedlich neben dem Kaiserthum bestehen könne, daß keines von beiden aus der Art schlagen würde. Man traute dem romanischen Süden noch so viel Ehrlichkeit und Treue zu wie dem germanischen Norden. Aber schon unter den salischen und schwäbischen Kaisern offenbarte sich, daß der Romanismus seine Nebenordnung nicht ertrug, sondern sich den Germanismus um jeden Preis unterordnen wollte. Ihm fehlte eben die ideale Auffassung, die Hingebung für eine große Idee, die Opferfähigkeit, die waffenbrüderliche Treue im Dienste der Theokratie. Er war zu egoistisch, verspottete die Frömmigkeit der gutmüthigen Deutschen und betrog und übertölpelte sie mit Schlangenklugheit. Die Päpste dienten mehr dem romanischen Racenstolz und Raceninteresse, als dem Christenthum, obgleich sie immer im Namen des Christenthums zu handeln vorgaben. Sie schlossen sich daher an die französischen Könige an, welche das gleiche Raceninteresse hegten, und beide ruhten nicht, bis sie das edle schwäbische Kaiserhaus ruinirt hatten. Als die von ihren eigenen Fürsten häufig verrathenen Deutschen in ihrer frommen Leichtgläubigkeit sich fort und fort alles von den Päpsten gefallen ließen, glaubten diese auch die letzte Scham ablegen zu dürfen. Die römische Kurie verwan-

delte sich in eine große Pumpe, um Deutschland mittelst des Ablaßkrams das Geld auszusaugen, und neben der Peterskirche, die vom Gelde der Deutschen gebaut wurde, füllte sich der Vatikan mit den Göttern des alten heidnischen Olymps, und wurde die bisher herrschende Gothik durch die Renaissance verdrängt.

Die Renaissance war das Wiederaufleben der vorchristlichen, heidnischen, griechisch römischen sog. classischen Bildung durch das eifrige Studium ihrer schriftlichen und bildlichen Denkmäler und wurde im 15. Jahrhundert zuerst in Italien, später in Frankreich eifrig gepflegt, um dem Romanismus als eine neue Hauptwaffe gegen den Germanismus zu dienen. Was die Romanen seit der Völkerwanderung von den deutschen Siegern hatten annehmen müssen, wurde jetzt von ihnen wieder ausgetilgt und das ältere römische Element, was seit der Völkerwanderung noch in ihnen steckte, wieder gestärkt und soviel als möglich zur ausschließlichen Geltung gebracht.

Daraus ging nun eine so scharfe Trennung des im Mittelalter noch verbundenen romanischen und germanischen Elementes und ein so einseitiges Uebergewicht des erstern im römischen Papstthum und französischen Königthum hervor, daß Deutschland dadurch zur Abwehr gezwungen wurde und zwar zuerst in der Reformation.

Es ist hier der Ort, uns den Gegensatz von Romanismus und Germanismus ganz klar zu machen. Was den erstern betrifft, so hatten sich schon in der heidnischen Zeit Griechen und Römer von den orientalischen, wie von den nordischen Völkern durch unterschieden, daß sie keinen Sinn für die große Harmonie der Natur, sondern nur für das Menschliche allein, und auch keinen Sinn für die Tiefe des menschlichen Geistes und Gemüthes hatten, in welchen ein Zug zu dem das Weltall regierenden ewigen Geiste liegt, sondern nur für die äußere Erscheinung des Menschen in Schönheit, activer Kraft, passivem

Genuß, praktischem Verstand und praktischer Thätigkeit. Aus diesem Grunde dachten sie sich alle ihre Gottheiten nur als Menschen und machten auch wieder Menschen zu Göttern. Ihr Olymp, anfangs nur von vermenschlichten Göttern bewohnt, nahm auch bald vergötterte Menschen in sich auf. Daher der ausschließliche Bilderdienst im antiken Cultus. Daher ihre Kunst überhaupt sich auf Darstellung des Menschlichen in Plastik und Malerei beschränkte und auch ihre Baukunst nur Trägerin menschlicher Gebilde war. Die Götterbilder aber verschmolzen in den religiösen Festen mit den Priestern und der Menge, die ihnen Opfer brachten oder von denen sie in Prozession herumgetragen wurden, gleichsam zu einem Volk. Das Fleisch wurde zum Marmor, der Marmor wieder zum Fleisch.

Dieser Charakter der antiken Götterbilder und Götterfeste ging nun in die griechische und römische Kirche über und gelangte zur völligen Alleinherrschaft mit der Renaissance. In der griechischen Kirche und in der frühern römischen Kirche des Mittelalters bewahrten die Bilder noch einen christlichen Ausdruck des Heiligen oder wenigstens des Demüthigen und Andächtigen. In der Gothik herrschte der Bau und die Musik, nicht aber die bildliche Ausschmückung vor. Erst mit der Renaissance befreite sich der heidnische Kunststyl von der christlichen Beschränkung, so daß die Kirchenbilder selbst das frühere Streben nach heiligem Charakter verloren und in den weltlichen eines mannigfachen Mienen- und Geberdenspiels sog. ausdrucksvoller, athletischer, verführerischer und theatralischer Stellungen und Gruppirungen übergingen. In demselben Maaße wurden auch die Kirchenfeste prunkvoller und theatralischer.

Dem germanischen Charakter, wie er sich in der Zeit der Gothik ausgeprägt hatte, war diese Verherrlichung des Menschen in sinnlich schöner Darstellung von Grund aus fremd. Statt der Plastik und Malerei waren Baukunst und Musik ihm vor-

herrschend lieb und angemessen. In diesen nämlich lag die Beziehung von der zeitlichen Materie zum ewigen Geist, und von der im sterblichen Körper ruhenden unsterblichen Seele zu Gott, wobei alles Fleischliche und Sinnliche der Menschennatur bei Seite und in niederer Sphäre zurückblieb. Das war deutsche Art. Damit hing auch die Innerlichkeit der Andacht, der Gottesfurcht und Gottesminne, der Reue und Buße zusammen. Dem Deutschen war es innerlicher Ernst mit der Religion und kein bloßes Spiel mit Aeußerlichkeiten. Die jener Innerlichkeit diametral entgegengesetzte Werkheiligkeit des Romanismus kam mit der Renaissance erst recht in die Blüthe und war, wenn sie sich auch nach Deutschland verbreitet hat, doch wesentlich romanisch. Sie war in der That dem älteren römischen Heidenthum sehr ähnlich, ein bequemes Abfinden mit Gott durch äußerliche Opfer, durch Geschenke an die Kirche, äußerliches Ceremoniell. Auch kehrte mit ihr ziemlich viel von altheidnischer Magie wieder. Durch bequeme Zaubermittel, die man dem Cultus und Bilderdienst entlehnte, glaubte man Gott und die Heiligen zum Dienst der Menschen gleichsam zwingen zu können, z. B. durch sträflichen, aber häufig vorkommenden Mißbrauch der Hostie, der Reliquien, des Agnus Dei rc. Endlich entledigte man sich auch der Sündenstrafe höchst bequem durch Aeußerlichkeiten, welche die Stelle wahrer innerlicher Reue und Buße vertraten, und durch den käuflich gewordenen Ablaß.

Man kann den unwissenden, noch vielfach kindischen niederen Klassen unter den romanischen Völkern diese Dinge kaum zum Vorwurf machen, denn ihnen blieb eine tiefere Erkenntniß der christlichen Pflicht verborgen. Alle ihrer Race angeborenen Schwachheiten wurden von der römischen Kurie, wie von den weltlichen Despoten genährt und gepflegt. Schon die altrömischen Kaiser verstanden das. Man darf nie vergessen, daß die südeuropäischen Völker näher am Aequator wohnen, als wir Deutsche,

also zwischen dem mehr sittlich ernsten und keuschen Norden und dem ganz in Sinnlichkeit versunkenen Afrika die Mitte einnehmen.

Als die classische Paganisirung des Papstthums unter Leo X culminirte und dieser unter den Humanisten oder modernen Heiden und in Bewunderung der antiken Götter am mediceischen Hofe aufgewachsene Prinz Papst den Namen des Christengottes nur noch mißbrauchte, um Deutschland mit seinem Ablaßkrame auszuplündern, wurden die geduldigen Deutschen doch endlich ungeduldig, und nur, weil das mächtige Haus Habsburg die Mißbräuche des Papstthums und den Romanismus schützte, konnte die so sehr gerechtfertigte und nothwendige Reformation nicht ganz Deutschland umfassen, so daß nur Norddeutschland mit einem Theil von Schwaben und der Schweiz das Christenthum auf seine alte evangelische Grundlage zurückzuführen vermochte. Ganz Oesterreich war bereits in der Strömung der Reformation, als Kaiser Ferdinand II mit Hülfe spanischer, italienischer und polnischer Truppen die Protestanten seiner Kronländer auf die grausamste Weise ausrottete. Konnte aus der Reformation also nur eine Halbheit werden, so war das Haus Habsburg daran schuld. Aus der geographischen Halbheit ging die noch schlimmere der confessionellen Trennung der Calvinisten von den Lutheranern in Folge divergirender dynastischer Interessen hervor. Somit konnte Norddeutschland allein und durch seine confessionelle Spaltung innerlich noch mehr geschwächt, die Reformation nicht so durchführen, wie es unter andern Umständen hätte gerathen können, und namentlich hatte der Germanismus nicht Kraft genug gewonnen, um den Romanismus vom deutschen Boden zu verdrängen.

Die getrennten Lutheraner und Calvinisten konnten sich nur in Staatskirchen unter dem Schutz, zugleich aber auch unter dem oft sehr weltlichem Einfluß der Fürsten vereinigen. War der romanische Einfluß hier auch in allen kirchlichen Beziehungen

verdrängt, so wurde er in anderer Form doch wieder herrschend mittelst des römischen Rechts und des Humanismus oder der heidnisch-classischen Bildung, welche auch die protestantischen Fürsten adoptirten, weil sie nur ihr particularistisches Interesse wahrnahmen, für ihre Territorien sich auf den Universitäten eine servile Staats- und Kirchendienerschaft heranbildeten und die Erinnerungen an die große Vorzeit der deutschen Nation und an die frühere Reichseinheit wollten vergessen machen. Classische Studien wurden also die Basis der Bildung auch im protestantischen Deutschland, wirkten hier aber doch anders als in den Jesuitenschulen. Sie dienten nämlich hier nicht zu einer modernen Façade der alten Kirche oder zu bloßem Vernügen der Höfe im Bilderschmuck wollüstiger Paläste und Gärten, in der classischen Oper rc., sondern nährten den ächt deutschen Universalismus, den Trieb, sich in fremden Gebieten geistig heimisch zu machen. Von den classischen Studien ging man zu den orientalischen über; an die Philosophie der Alten reihte man eine neue an, erweiterte die alte Naturkunde rc. Kurz man war auf den protestantischen Universitäten viel rühriger und unbefangener; man approfundirte die Wissenschaft mehr, weil man um der Wahrheit willen forschte und nicht wie die Jesuiten alles nur nach dem bekannten Zwecke berechnete und unter Censur nahm.

Sittlicher Ernst und Wahrheitssinn zeichneten die protestantischen Forschungen ohne Zweifel vor den katholischen aus. Das Versinken in die heidnischen Erinnerungen des classischen Alterthums schadete also in Deutschland weniger als in Italien und Frankreich. Man suchte weniger das frivole als das edle Element bei den Alten auf. Man beutete seine Kenntniß nicht wie Aretino in Italien und Voltaire in Frankreich zur Verhöhnung christlicher Heiligkeit und germanischer Ehrenhaftigkeit aus. Nur auf katholischem Gebiete, auf welchem das Christenthum durch

die Mißbräuche des Papstthums und des weltlichen Despotismus zugleich tief entartet war, konnte man, aus dem Wollustbecher des classischen Heidenthums trunken gemacht, an gänzliche Zerstörung des Christenthums denken und Voltaire die Parole auswerfen: écrasez l'infame! Der Germanismus hat niemals die christliche Kirche ausrotten, sondern nur von den Mißbräuchen reinigen wollen, welche die Romanen hineinthun. Gerade der Voltairianismus, die Religionsspötterei und Unzucht, die in Frankreich zu den Greueln der Revolution führten, widerte alle edleren Geister in Deutschland an und führte in den Mittelclassen zu einer höchst interessanten und folgenreichen Reaction gegen die an den deutschen Höfen und beim deutschen Adel herrschend gewordene französische Mode. Ein neuer Sieg des Germanismus über den Romanismus.

Versetzen wir uns in die Mitte des vorigen Jahrhunderts zurück, in die Zeit, in welcher das deutsche Volk am tiefsten gesunken, seiner wichtigsten Grenzländer beraubt, in verderbliche innere Kriege verwickelt und seiner alten Einheit, Macht und Größe, seiner Nationalehre, ja seiner Sprache selbst vergessen war, so drängt sich uns die Thatsache auf, daß es die protestantische Presse gewesen, welche zuerst wieder ein Band geistiger Einheit um die getrennten deutschen Stämme wand und zuerst wieder den Sinn für die Nationalehre weckte. Die Höfe und der Adel sprachen nur französisch, das Theater war ganz auf französischen Fuß eingerichtet. Auf den Universitäten herrschte eine unleidliche lateinische Pedanterei neben einer steifen Koketterie mit französischer Freigeisterei. Da begann in der von den Universitäten unabhängigen protestantischen und zunächst, wie man es damals nannte, schönwissenschaftlichen Presse die große Emancipation des deutschen Geistes und der deutschen Sprache von jenem alten Schulpedantismus und von der neuen Gallomanie. In wenigen Jahrzehnten erlangte die deutsche Sprache durch

ausgezeichnete Dichter und Prosaisten eine Ausbildung, wie man sich dieselbe nach dem dreißigjährigen Kriege nicht mehr hätte träumen lassen. Stolz nahm die neue deutsche Literatur neben der französischen und englischen Platz und wies die bisherige Bevormundung des Auslandes in allen geistigen Gebieten von sich. Zugleich aber überschwemmte sie Deutschland mit einer Menge von Ideen und Kenntnissen, die nun ein geistiges Gemeingut Aller wurden, während bei der frühern Isolirung der Confessionen und Provinzen kaum Einer vom Andern gewußt hatte. Dieser Aufschwung des deutschen Geistes erfolgte ohne Impuls von außen, war vielmehr geradezu gegen die Einwirkungen von außen gerichtet. Er erfolgte ohne die Theilnahme und Unterstützung der Höfe. Von den großen Genies, die damals die Presse beherrschten, sind einige beinahe verhungert und blieben die meisten in ärmlichen Verhältnissen. Dieser Aufschwung des deutschen Geistes ging einzig und allein aus der innern Triebkraft der Nation hervor. Doch war er wesentlich bedingt durch die ihm lange vorangegangene Reformation. Es war eine geistige Flora, die nur auf protestantischem Boden wachsen konnte. Unter diesem Boden ist indeß nicht das zu verstehen, was man jetzt die „protestantische freie Forschung" zu nennen pflegt, denn davon war damals noch keine Rede. Im Gegentheil war in Deutschland, wie in England, die protestantische Kirche viel strenger, als die katholische, und duldete in ihrem Gebiet nicht, was Voltaire ungefährdet ein halbes Jahrhundert hindurch im katholischen Frankreich wagen durfte. Der protestantische Boden, auf welchem jene geistige Flora gedieh, war das durch die Reformation gereinigte sittliche Bewußtseyn der germanischen Stämme. Zu diesem Adel und zu dieser Grazie der Sittlichkeit konnten sich katholische Schriftsteller, welche durch die Schule der Jesuiten gegangen waren, nie erheben. Der große Aufschwung des deutschen Geistes war daher nicht bloß ein nationaler im Gegen-

satz gegen die frühere Bevormundung des deutschen Geistes durch den lateinischen und französischen, sondern zugleich auch ein sittlicher im Gegensatz gegen die alte Corruption in der von Jesuiten geleiteten Welt und gegen die neue Corruption des französischen Atheismus und der Obscönität, mit welcher die Philosophen und Dichter Frankreichs die germanische Welt inficirten. So erklärt sich denn auch die Reaktion gegen den Illuminatismus im katholischen Süddeutschland von Seiten der Freimaurerei im protestantischen Norddeutschland.

Man muß diesen Unterschied festhalten. Es ist gar zu gewöhnlich in neuester Zeit zu hören, mit jenem Aufschwung des deutschen Geistes habe die Emancipation von all und jeder Autorität begonnen, die jetzt zu voller, alles mit sich fortreißender Strömung gediehen sey, und jene ersten Beweger der protestantischen Presse hätten nichts anderes voraus geahnt und gewollt, als die gänzliche Befreiung der Wissenschaft vom Glauben und des Talents vom Sittengesetz. Wir bestreiten diese Behauptung durchaus. Der Aufschwung des deutschen Geistes in der protestantischen Presse begann mit der Reaktion eines frommen und sittlichen Ernstes gegen den Atheismus und die Demoralisation der Franzosen; mit einer Reaktion des gesund gebliebenen Mittelstandes gegen die Corruption der Höfe und des Adels. Deshalb ging er auch von der Schweiz und von den Reichsstädten aus, die am wenigsten durch höfische Sitte verdorben waren, von Albrecht von Haller und Klopstock. Gellert, der Göttinger Hainbund, wirkten im nämlichen Sinne. Lessing, obgleich glaubenfeindlich, war doch streng sittlich. Schlich sich nun auch mit Wieland und Goethe die französische Frivolität wieder bei uns ein, so erhielt sie doch in diesen vielseitigen Männern selbst schon ein Gegengewicht des deutschen Ernstes, der sie unschädlicher machte, und der vorherrschende Geist der protestantischen Literatur blieb ein sittlicher. Die allgemeinste Achtung und Liebe der

Nation konnte sich nur ein so sittlicher Dichter, wie Schiller erwerben. Derselbe sittliche Geist waltete in der Geschichtschreibung und in der Philosophie. Kant erhob das Sittengesetz sogar an die höchste Stelle und wußte, wenn er von Gott abstrahiren sollte, nichts Geringeres an seine Stelle zu setzen, als dieses in der deutschen Natur so tief wurzelnde Gesetz. Neben dieser immer etwas stoischen Ethik behauptete aber auch das Bedürfniß gläubiger Gemüther sein volles Recht in der Literatur. Es fehlte der protestantischen Presse seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts nicht an sehr einflußreichen und beliebten Predigern und geistlichen Dichtern, ja von dieser protestantischen Presse ist auch die Wiedererweckung der romantischen Poesie ausgegangen, die jetzt gegen den Protestantismus feindlich umgekehrt wird. Die romantische Poesie ging eben so sehr aus deutschem Geiste hervor, wie die frühere seit Haller und Klopstock mehr in antiken oder englischen Formen sich bewegende. Sie war gegen die französische Revolution gerichtet, wie jene frühere gegen die Philosophie und den Geschmack am Hofe Ludwigs XV. Sie brachte zu der Strenge des germanischen Sittengesetzes noch die Gluth des deutschen Herzens, den religiösen Tiefsinn und den Zauber einer reichen Phantasie hinzu. Sie neigte allerdings zum Katholicismus, aber zu einem andern, als ihn die Jesuiten in den letzten Jahrhunderten in geschmacklosen Kirchenbauten, in der Zerstörung aller gothischen Kunstdenkmale, in der laxen Moral und in dem, aller Kindlichkeit und Naivetät des Gemüthes so tödtlichen Raffinement gehandhabt hatten. Diese von der protestantischen Presse ausgegangene Romantik führt nicht in die moderne Peterskirche, sondern in die alten gothischen Dome zurück, und stellt jene ehrwürdige Symbolik wieder her, welche wir noch überall in den Kirchen finden, wo Lutheraner predigen, aber nirgends mehr da, wo Jesuiten mit ihrem Einfluß hindrangen. Im protestantischen Thüringen findet man die alten Heiligenbilder

noch, nicht mehr im katholischen Franken. Im protestantischen Niederschwaben findet man alle Kirchen damit angefüllt; im katholischen Oberschwaben hat sie der jesuitische Besen rein weggekehrt. Nur in Deutschland konnte die Liebe zum Mittelalter in der romantischen Poesie sich wieder entzünden, nicht in Rom, wo man nur uralte Ruinen der heidnischen Zeit und neuen Jesuitenstyl, aber nichts vom Mittelalter sieht.

Wie hat sich nun speziell Preußen zu diesem deutschen Bildungsgange gestellt? Preußen ging anfangs nicht voran, es behielt vielmehr ein strammes martialisches Wesen, verbunden mit haushälterischer und physiokratischer Prosa, so daß es weder in den Universalismus, noch in die ästhetische Weichlichkeit und Empfindsamkeit der Mittel- und Kleinstaaten fiel. König Friedrich Wilhelm I kehrte gegen die zu seiner Zeit noch vorherrschende französische Mode die rauhe Seite heraus, wie einst die stolzen germanischen Barbaren gegen das entnervte altrömische Culturvolk. Aber auch sein großer Sohn war viel zu praktisch und viel zu sehr Krieger, um an den ästhetischen Weichherzigkeiten Wielands und Göthes Geschmack finden zu können. Welche achtbare Seiten auch, wie eben gezeigt worden ist, die universelle und humane Bildung im damaligen Deutschland darbot, so fehlte es ihr doch an rechter Mannheit und am patriotischen Nerv. Auch waren der Bildungsstätten, der geistigen Centralpunkte und Wiegen schon zu viele. Jeder halbweg größere Staat in Deutschland hatte seine eigne Universität, auch die kleinsten hatten ihre Residenz, in der man sich auf irgend eine Weise auszeichnen wollte. Auch die Reichsstädte stellten ihr Bildungscontingent. Der Particularismus, die Krönung der einheimischen Perücken mit Lorbeern wurde bis zur Lächerlichkeit getrieben. Man war dabei kosmopolitisch, universell, ungemein vielseitig, aber das einheitliche Gefühl mangelte und der deutsche Genius nahm gerade wegen der Menge seiner Flügel einen nur schwer-

fälligen Flug ohne ein bestimmtes Ziel. Dem praktischen und großen politischen Leben entfremdet, wurden die Gelehrten leicht pedantisch und trieben in verschiedenen Fächern scholastisches Handwerk. Daneben wurden die Poeten aus gleichem Grunde, weil sie an keinem großen Nationalleben, an keiner begeisternden politischen Action Theil nehmen konnten, ein wenig weibisch. Die deutsche Gemüthlichkeit, welche sich sonst mit Mannhaftigkeit wohl verträgt, wurde eine ekelhaft-sentimentale Herzenskoketterie.

Diesen Schwächlichkeiten des deutschen Genius in den Mittel- und Kleinstaaten diente nun der preußische Stock und Zopf auf eine recht wohlthätige Weise zum Correctiv. Hier gab es noch Kriegerstolz, Nationalstolz, Selbstgefühl, Disciplin, muntere Ausdauer bei harter Arbeit, Ehrgefühl im Gehorsam, Nüchternheit, also Tugenden, welche denen der mittel- und kleinstaatlichen Geisteskultur zur Ergänzung sehr nöthig waren. Hatte Friedrich Wilhelm I als grober Deutscher vielleicht etwas zu barbarisch die gelehrte Pinselei verachtet und den Chef seiner Akademie sogar als Hanswurst behandelt, so fühlte sich doch auch sein geistreicher Sohn, Friedrich der Große, vom Pedantismus deutscher Professoren und von den Affectationen und empfindsamen Winseleien deutscher Dichter abgestoßen. Man hat ihm vorgeworfen, er habe die deutsche Nationalliteratur nicht unterstützt und sich nur mit französischer beschäftigt. Aber wie um Gottes Willen hätte sich ein klarer und energischer Geist, ein praktischer Staatsmann und Feldherr für die Posaunenstöße Klopstocks, für die Schäfereien Geßners, für die Schlüpfrigkeiten des oft bis zur Hetärenpoesie herabsinkenden Wieland, für die Weinerlichkeiten des eitlen Werther ꝛc. interessiren sollen! Solche Geister für die ersten in Deutschland, wo nicht in der Welt zu halten, war eine schreckliche Verirrung der deutschen Philister. Nur von Lessing ließ es sich sagen, es sey schade, daß der große Friedrich sich nicht um ihn bekümmerte.

Die erste geistige Größe in dem damaligen preußischen Staat war der Philosoph Kant in Königsberg und es läßt sich nicht leugnen, daß in ihm der eben bezeichnete nüchterne Charakter des Preußenthums seinen Ausdruck gefunden hat. Seine Kritik der Vernunft machte die sog. gesunde Vernunft oder den gesunden Menschenverstand zum Maaßstab, an dem man alles messen sollte, womit er aber nicht nur alle Schwärmereien, Täuschungen des Gefühls und Ausschweifungen der Phantasie beseitigte, sondern auch die bösen Gelüste und überhaupt den Freiheitstrieb im Menschen bedeutend einschränkte und in strenge Zucht nahm. Denn das Sittengesetz stand ihm am höchsten und darin ist ihm auch Fichte als der zweite große Philosoph in Preußen nachgefolgt, dessen sittlicher Imperativ gleichsam den Despotismus der Moral proclamirte. Es konnte jedoch nicht fehlen, daß die Ueberhebung des sog. gesunden Menschenverstandes über die bisher herrschenden religiösen Anschauungen und über alles, was nicht blos nützlich ist, sondern auch als Poesie die Seele bewegt, zu einer gewissen Hoffahrt der Seichtigkeit führen mußte und diese vertrat hauptsächlich der berühmte und sehr einflußreiche Buchhändler Nicolai in Berlin. Göthe und Schiller und nachher die Romantiker haben diesen unerträglichen Schwätzer, der alles hofmeisterte, alles besser wissen wollte, für nichts Heiliges und Hohes oder irgend wie Poetisches ein Verständniß hatte, arg verspottet und bei der Nachwelt in Mißkredit gebracht. Und doch entschuldigt ihn nicht nur seine Zeit und Umgebung, sondern es geht ihm auch nicht alles Verdienst ab. Er hat wirklich mit ganz gesundem Menschenverstande in seinen weitläufigen Reisebeschreibungen die damaligen Sitten- und Bildungszustände in den süddeutschen, von den Jesuiten beherrschten Territorien sehr wahr und lebendig geschildert, nicht minder in seinem Sebaldus Nothanker die geschmacklosen Eigensinnigkeiten protestantischer Orthodoxen und Pietisten in Norddeutschland, und nicht minder gesund und löblich war seine

Polemik gegen die von Göthe verschuldete Thränenseuche der Wertherianern.

Am schlimmsten wirkte der Nicolaismus in Berlin durch seine im religiösen Gebiet alles Hohe und Heilige nivellirende Vernünftelei, durch den Terrorismus der Seichtigkeit, der förmlich Mode wurde und unter dem Nachfolger Friedrichs des Großen mit dem Leichtsinn der französischen Sitte und Mode auf's engste vermischt zu einer kolossalen Frivolität führte, die ihren entsprechendsten Ausdruck in Kotzebue fand. Dieser berüchtigte Komödienschreiber machte das außerordentlichste Glück in Berlin, mit seinen „leichtfertigen Natürlichkeiten", worin im Namen des guten Herzens der Moral Hohn gesprochen wurde. Kaum minder beliebt und allgemein gelesen war der noch mehr empfindsame Lafontaine! Wären nicht Hof und Adel damals in Lüderlichkeit versunken gewesen, wodurch denn auch die adeligen Offiziere angesteckt wurden, so würde diese Aufweichung des altpreußischen Stahls gewiß nicht so schnell vor sich gegangen seyn, wie denn auch das Volk in den Provinzen viel weniger davon berührt wurde. In den sehr frivolen, aber gut geschriebenen Romanen des Julius von Voß hat sich die damalige Corruption am treuesten abgespiegelt. Vergebens warnten Berenhorst und Heinrich von Bülow, die treffliche Heeresorganisation und den Geist der Armee Friedrichs des Großen nicht entarten zu lassen. Die Schlacht von Jena enthüllte die traurigen Folgen der auch in die Armee eingedrungenen Corruption. Es fehlte nun nicht an Leuten, die, vom Erfolge geblendet, dem Genius des großen Napoleon Huldigungen darbrachten. Eine Partei preußischer Diplomaten, die schon früher immer eine engere Verbindung Preußens mit Frankreich angestrebt hatten, vergaß die Leiden und Mißhandlungen nach dem Kriege und hoffte nur von Napoleon noch ein Heil für Preußen, wie für ganz Deutschland. Eigentliche Verräther fanden sich unter den vorragenden Geistern in Preußen nicht, wie

dergleichen in den Rheinbundstaaten wimmelten. Dazu war zuviel ehrenhafter Geist unter den Preußen und das Unglück weckte ihn, wo er geschlummert hatte. Nur Johannes Müller, der einen ehrenvollen Ruf an die Berliner Akademie erhalten hatte, hielt in Napoleons Gegenwart noch einmal eine Lobrede auf Friedrich den Großen, in der aber alles Lob eigentlich an Napoleon adressirt war, und ging unmittelbar nachher in Napoleons Dienste über. Dieser berühmte Schweizer, der schon vielen Herrn gedient hatte, würde mit seinem takt- und ehrlosen Benehmen weniger aufgefallen seyn, wenn er nicht vor der Schlacht bei Jena eine „Posaune des h. Kriegs“ geschrieben hätte, in der er Preußen bei seiner Ehre aufforderte, Napoleon den Krieg zu erklären. Es charakterisirt den Leichtsinn und die Verblendung in den maßgebenden Kreisen des damaligen Berlin, daß man sich diesen Schweizer als einen großen Genius verschrieb, der Preußen erleuchten sollte. Das Tollste von allem aber war, daß man ihn den deutschen Tacitus nannte.

Mit dem Unglück kehrte ein ganz anderer Geist in dem seit Friedrichs des Großen Tode so sehr verwahrlosten Preußen ein. Die, welche bisher das große Wort geführt hatten, verstummten oder wurden beseitigt, das Offizierscorps von seinen verderbten Elementen gereinigt. Stein, der die Oberleitung, und Scharnhorst, der das Kriegsministerium übernahm, waren Ehrenmänner und warme Patrioten. Sie wurden eifrig unterstützt vom Patriotismus im Volke. Die bisherige Frivolität machte einem tiefen Ernste Platz. Während die Regierung und alle ihre Organe sich befleißigten, wieder zu bauen, was durch den unglücklichen Krieg eingerissen war, und für die verlorenen Waffen neue und bessere zu rüsten, nahmen auch die vorragenden Geister in Wissenschaft und Literatur regen Antheil am Jammer des Vaterlandes und nährten die Hoffnung seiner Wiedergeburt. Davon geben noch Fichtes Reden an die deutsche Nation, Schleiermachers Erinne-

rungen an die vergessene Religion und die von Jahn zur Kräftigung der Jugend eröffnete Turnschule Zeugniß. Ueberaus bedeutungsvoll und damals auch einflußreich war die Wiedererweckung des Sinnes für den Ruhm deutscher Vorzeit, die Sammlung und Herausgabe altdeutscher Heldenlieder, deutscher Volkssagen und- Lieder, das Interesse, welches Tieck und Wackenroder zum erstenmal wieder der Gothik zuwendeten, und die Tendenz der aufblühenden romantischen Dichterschule, welche die Schwächen der modernen ausschließlich auf die classische Grundlage gebauten Bildung aufdeckte und verspottete, dagegen das Ureigne der deutschen Volksnatur wieder zur Geltung brachte in den Erinnerungen an das älteste, zumal nordische Germanenthum, an die große Kaiserzeit des Mittelalters und an die alte Kirche in der noch gothischen Zeit.

Es ist gewiß sehr merkwürdig, daß sich diese Sympathie gerade im protestantischen Norddeutschland und vorzugsweise in Preußen regte, bei Novalis, Tieck, Wackenroder, Arnim, v. d. Hagen, Büsching, Fouquè neben Görres in Coblenz, Brentano in Frankfurt, den Brüdern Grimm in Cassel. Warum nicht in Oesterreich? Nach Wien wurde sie erst von dem norddeutschen Convertiten Friedrich Schlegel mitgebracht, ohne dort recht begriffen zu werden. Doch lag es überhaupt in der kosmopolitischen, humanistischen und freimaurerischen Tendenz, die gerade vom verflossenen Jahrhundert her noch vorherrschte, daß die sog. romantische Schule mit den altdeutschen Studien nicht die Oberhand gewann, daß vielmehr eine von aller Geschichte abstrahirende philosophische Speculation die Gegenwart umgestalten wollte. In dieser Beziehung that sich in Berlin besonders Fichte hervor, der auch die nach Rousseaus Ideen gemodelte Pädagogik des Schweizer Pestalozzi empfahl, die denn auch wirklich dem neuen preußischen Volksunterricht zu Grunde gelegt wurde. Man wollte in allem Ernst mittelst der Erziehungskunst eine ganz neue Menschheit gleichsam im Destilirkolben entstehen lassen.

Der Turnvater Jahn schwärmte auch ein wenig, hielt aber das Volksthümliche fest und wollte neben dem Geist auch dem Körper sein Recht geben. Ich kann nicht ohne Rührung an den alten Jahn zurückdenken. Ich lernte ihn vor zwei und fünfzig Jahren im Jahr 1818 in meiner schlesischen Heimath kennen und machte mit ihm eine Fußreise von Breslau nach Berlin, turnte mit ihm auf seiner Hasenhaide und blieb auch später noch mit ihm in freundschaftlicher Beziehung, da ich ein eifriger Turner war, bald nachher auch seine Methode mit der von Elias in Bern verglich und drei Turnplätze in der Schweiz nach Jahn's Weise einrichtete. Er war in der Zeit, in der ich mit ihm zusammenlebte, noch sehr rüstig, unermüdlich, schnellkräftig, doch schon ein wenig verwittert. Man sah ihm seine Sorgen um das Vaterland, seine langen Fußreisen, seine Kriegsjahre und sein vieles Turnen wohl an. Es war etwas Rasches und Leidenschaftliches in seinem Wesen. Er konnte sehr grob werden, war aber dann bald wieder gutmüthig. Höhere wissenschaftliche Bildung ging ihm ab, aber eine solche brauchte es auch nicht, um zu begreifen und mit ganzer Seele zu erfassen, was zu seiner Zeit dem Vaterland am meisten noththat.

Sein größtes Verdienst war die Einführung des Turnwesens. Wie er es eingerichtet hat, war es noch der Verbesserung fähig und ist auch verbessert worden. Aber ihm bleibt der Ruhm, die Bahn gebrochen zu haben. Es war zunächst nur auf die Schüler in den Städten berechnet, welche durch das Stubenhocken verweichlicht werden. Den geistigen Unterricht durch körperliche Uebungen zu ergänzen, war um so nothwendiger, als die Jugend mit dem ersteren häufig überbürdet wurde. Mens sana in corpore sano war zu sehr vergessen worden. Es läßt sich übrigens nicht leugnen, daß die körperlichen Uebungen mehr, als es der Fall ist, auch bei der ländlichen Jugend gepflegt werden sollten. Diese lebt zwar mehr in der freien Natur, bleibt aber leicht, wenn sie

auch die Körperkraft bei der Arbeit anwendet, steif und ungelenk. Das gilt vom deutschen Bauer fast durchgängig. Ist er auch stark und gesund, so doch nicht genug gewandt, nicht rasch und elastisch genug, nicht genug Herr seiner Glieder. Nur Bergbewohner, Reiter in pferdereichen Gegenden und Anwohner des Meeres, welche viel schwimmen und schiffen, machen davon eine Ausnahme. Die Schuld liegt daran, daß durch die Kleinstaaterei und Ausländerei das germanische Selbstgefühl überhaupt abgeschwächt worden ist. Früher waren beim Landvolk durchgängig noch mehr Spiele im Freien üblich, welche die Gewandtheit und Grazie der Bewegungen förderten. Das hat alles aufgehört. Theologischer Trübsinn und bureaukratische Pedanterei verboten dem Volk die alte Freude und damit auch die alte Beweglichkeit. Durch die allgemeine Wehrpflicht wird dem Volk in Waffen viel ersetzt, doch ist der Rekrut oft schon zu steif und wäre es besser, er hätte die Gelenke schon in früheren Jahren mehr in Uebung gesetzt.

Jahn hatte das Volk in Waffen im Sinne. Er wollte den Deutschen die körperliche Tüchtigkeit zurückgeben, in welcher ihr uralter Heldenruhm wurzelte. Er dachte groß vom deutschen Volke. Neben seinem Turnlehrbuch ist sein wichtigstes Werk sein „deutsches Volksthum“, wovon jetzt wenig mehr die Rede ist, welches aber Grundgedanken enthält, die jedem Deutschen eingeprägt bleiben sollten. Mit Recht stellt er die Einheit des Staats mit der Nation voran. Jedes große Volk soll in einem Staat vereinigt seyn und nicht, wie das leider das deutsche Volk verschuldet hat, zerklüftet in viele Staaten. Nur die Einheit macht stark nach außen. Wo sie fehlt, ist die Nation schwach und wird ihr ein Bruchtheil nach dem andern von außen abgebröckelt, wie es der deutschen leider ergangen ist. Eben so richtig ist, was Jahn nun schon vor beinah sechszig Jahren erkannt und ausgesprochen hat, lange vorher, ehe es das Programm der Paulskirche wurde. Er schrieb in der Vorrede zu seinem Volksthum: „Ich sah niemals im

preußischen Staate das Höchste schon Gewordene menschlicher Regierungskunst, aber ich entdeckte in ihm eine Triebkraft zur Vervollkommnung und einstigen Vollendung. Er war wie der Kern vom zersplitterten Deutschland. Ich ahnte in und durch Preußen eine zeitgemäße Verjüngung des alten ehrwürdigen deutschen Reiches und in dem Reiche ein Großvolk, das zur Unsterblichkeit in der Weltgeschichte menschlich die hehre Bahn wandeln würde." Diese Voraussicht hat sich bewährt. Preußen war schon 1813 der Vorkämpfer Deutschlands, ein noch kleiner aber lebensfähiger Kern, der 1866 viel größer geworden ist, so daß die Verheißung Jahns ihrer Erfüllung sehr viel näher gekommen ist.

Auch die deutsche Seemacht hat Jahn damals schon in Aussicht genommen. Er schrieb in seinem Volksthum S. 94: „Vom Meere sind wir längst als Seemacht fort, da hört man schon lange keine andern Schüsse mehr von uns als Nothschüsse. Wer weiß es noch, daß die deutsche Hansa zuerst Kanonen auf die Schiffe brachte? daß die Deutschen den Engländern den Kriegsschiffbau lehrten?" Ein gerechter Vorwurf, mit dem jedoch Jahn die Hoffnung verband, Deutschland werde dennoch eine Seemacht werden und zwar durch Preußen. Er kannte die langgestreckte deutsche Nord- und Ostseeküste, er hatte sie durchwandert. Er wußte, wie viele gute deutsche Uferbewohner den Engländern als Matrosen dienen, wie viele herrliche Kräfte schon seit Jahrhunderten für Wohlstand und Ehre Deutschlands verloren gingen, weil die Kleinstaaterei und die Politik des Hauses Habsburg fast ganz Norddeutschland dem Ausland aufgeopfert hatten. Ein unermeßliches Kapital, das unser war und das uns doch keine Zinsen tragen sollte.

Nachdem der damalige König von Preußen sich hauptsächlich durch die Treulosigkeit Rußlands, das ihm Sachsen versprach, und von dem es nachher doch im Stich gelassen wurde, und durch Hardenberg so lange zu Nachgiebigkeiten hatte verführen

lassen, bis er nicht mehr zurück konnte, unterwarf er sich vollends ganz dem russisch-österreichischen Willen, sanctionirte die Karlsbader Beschlüsse, durch welche der Patriotismus von 1813 in die Acht erklärt und das „ein Deutscher seyn wollen" zum Verbrechen gestempelt wurde. Es war aber nicht ganz leicht, in Preußen, von wo die patriotische Begeisterung ausgegangen war, durch ein bloßes Commandowort eine so tiefe und durchgängige Umänderung der Gesinnungen zu bewirken, namentlich bei der gebildeten Jugend auf den Universitäten, die noch immer voll Begeisterung war. Daher man auf ein neues System, auf eine neue Blendung der leicht empfänglichen Jugend dachte, um ihr die Gesinnung von 1813, die Begeisterung für das Vaterland aus dem Herzen zu reißen und das christlich-deutsche Programm der allgemeinen Burschenschaft zu eskamotiren. Das wurde die Hauptaufgabe des Cultminister v. Altenstein. Das Mittel einer großartigen Verblendung aber, welches er anwandte, war die Fiction, Preußen sey die personificirte Intelligenz, hier wisse man alles, hier übertreffe man an wissenschaftlicher Bildung bei weitem alle andern Nationen. Hier in der Glorie der Schule, Wissenschaft, Literatur habe man das höchste schon erreicht und es sey lächerlich, wenn man, anstatt sich ganz in das Bewußtseyn und den Stolz dieser höchsten Intelligenz einzuwiegen, noch etwas anderes wolle. Was denn? das deutsche Vaterland? Dummheit! Die höchste Geistesblüthe der Menschheit wächst über alle Nationalitäten hinaus. Nationalität ist nur thierische Race, Patriotismus nur ein thierischer Trieb des Blutes, eine Tugend, die nur Barbaren zukommt. Was anderes sollte man noch suchen, was man nicht schon hätte? Gott? Dummheit! Wir Menschen selbst und allein sind Gott. Gott wird sich seiner selbst nur in uns Menschengeistern bewußt und seine Intelligenz schreitet nur mit der unsern fort. Nur wenn man die Menschwerdung Gottes in diesem Sinne versteht, kann man sie gelten lassen. Die Confession

ist ein längst überwundener Standpunkt, ihre Superstition soll daher durch Union wenigstens neutralisirt werden. Wer sich aber dennoch an eine Confession anklammern will, wird als Rebell gegen den Staat unschädlich gemacht, wenn er gleich nur ein bedauerlicher, in der Bildung zurückgebliebener Schwachkopf ist.

Mit diesem Programm pflanzte Altenstein, nachdem die Karlsbader Beschlüsse und die Mainzer Untersuchungscommission schon allen christlich-deutschen Geist der Befreiungskriege weggefegt hatten, den preußischen Universitäten einen neuen Geist ein und erhob Berlin zur Metropole der Intelligenz, zum neuen Mekka der Wissenschaft, wo sich die deutsche Jugend mit den Gaben und dem unsäglichen Stolze des neuen Geistes Anstellungen und Gnaden holen sollte, während die armen deutschen Patrioten in der Verbannung lebten oder in Kerkern schmachteten. Das ganze Zauberstückchen bestand darin, daß der macedonische Charakter der Monarchie in den athenienſischen, das martialische Preußenthum in ein akademisches, der rocher de bronze in Makulatur verwandelt wurde.

Die Männer, deren sich Altenstein zur Durchführung seines Programms bediente und von deren Gutachten die Besetzung aller Lehrämter abhing, waren folgende. Zuerst der berühmte Alexander von Humboldt, Mitglied der französischen Akademie, der seine Werke französisch schrieb, schon 1814 bei der ersten Eroberung von Paris den König überredet hatte, alle von den Franzosen aus Deutschland geraubten Kunstwerke nicht zurückzufordern, sondern den Franzosen zu lassen, und als Liebling und Vertrauter des Königs in Berlin nicht nur die Akademie ganz nach seinem Willen lenkte, sondern auch sonst jede Anstellung durchsetzen oder hintertreiben konnte, und doch fast täglich mit dem unendlich suffisanten Varnhagen im Hause reicher Jüdinnen, die ihn anbeteten und mit Delikatessen fütterten, über seinen gnädigen König spottete und hohnlachte. Derselbe große Humboldt kannte keinen Gott in der Natur und glaubte an keinen Schöpfer. Sofern

er die Natur für etwas hielt, das von selber entstanden sey, und Bewunderung nur für die Naturforscher in Anspruch nahm, die immer Neues in der Natur auffanden, er selbst aber für den größten Naturforscher gehalten wurde, scheint es, er habe den Schöpfer nur eskamotiren wollen, um sich statt seiner anbeten zu lassen. Kurz er wollte von keiner Pflicht weder gegen das Vaterland, noch gegen Gott etwas wissen.

Der zweite Handlanger Altensteins war Hegel, der Philosoph, der den Trumpf auswarf, die Studenten in Berlin würden durch Anhörung seiner Vorlesungen zu Göttern und wären von da an über alle Menschen hoch erhaben. In der That ein überraschender Coup. Daß die Aussicht, ein Gott zu werden, für viele dumme Jungen etwas außerordentlich Anziehendes hatte, ist leicht begreiflich. Es verband sich aber damit auch noch die irdische Aussicht, schnell zu einer Anstellung im Staate zu gelangen, wenn man Hegel gehört hatte und für ihn begeistert war, oder sich wenigstens für ihn begeistert stellte. Denn weder Theologen, noch Juristen, noch Studenten der philosophischen Fakultät hatten Aussicht auf Beförderung, wenn sie nicht Anhänger Hegels waren, und solche Anhänger wurden massenhaft auf allen Universitäten und Gymnasien angestellt, um den Geist Hegels so schnell und weit als möglich zu verbreiten. Nur die Regierung trifft dabei die Schuld. Unter andern Umständen würde Hegel mit seiner verrückten Selbstvergötterungslehre von der Regierung abgewiesen und von den Studenten selbst verlacht worden seyn. Sofern aber Altenstein ihn zu seinem politischen Zwecke benutzte, ihn daher hochstellte, auf alle Art begünstigte und gewissermaßen mit der Autorität der Regierung selbst umkleidete, ja selbst Theologen und einige der ersten Würdenträger der unirten Kirche Hegelianer wurden, war es kein Wunder, daß auch die Studenten an ihn glaubten und in dem ungeheuren Hochmuth von akademischen Prätorianern schwelgten.

Das dritte Werkzeug Altensteins war Professor Lachmann, dessen Stimme bei Ernennungen für die philologischen Fächer entschied. Ihm lag es ob, den Geist durch den Buchstaben zu tödten. Indem er aber die sog. exacte Wissenschaftlichkeit und „reinliche Forschung" zum alleinigen Kriterium machte, verstand er darunter nur die Silbenstecherei, das Herumklauben an der Schaale, das Federlesen und die Kümmelspalterei, das Vergessenmachen der Hauptsache über Nebensachen, das stupide oder auch absichtliche Verleugnen des Geistes, des wesentlichen Inhalts und der Bedeutung alter Sprachdenkmale. Sofern damals bei der studirenden Jugend die Freude an den altdeutschen Dichtungen und sonderlich an den Nibelungen mit der patriotischen Begeisterung Hand in Hand ging, machte es sich Lachmann zu einer Hauptaufgabe, diese Begeisterung lahm zu legen, indem er das herrliche Lied, unser ehrwürdiges Nationalepos, für eine bloße Zusammenstoppelung von Bänkelsängerliedern erklärte. Sein Pedantismus war kein unschuldiger gelehrter Zopf, sondern diente einer schlechten Politik und pflanzte sich leider auf zahlreiche, allein von ihm begünstigte Schüler fort, so daß heute noch seine Manier, an der Schaale herumzuklauben und den Kern zu vergessen, fortlebt. Mit diesem philologischen Pedantismus verband sich, wie bei dem Anhang Humboldts und Hegels, ein ungeheurer Schulhochmuth, ein unberechtigtes Herabsehen auf andere Disciplinen und Schulen, jene Arroganz und Berliner Windbeutelei, die als eine der vielen Karikaturen der Restaurationsperiode sprichwörtlich geworden ist und bei allen vernünftigen Leuten die Verachtung gefunden hat, die ihr von Anfang an gebührte.

Der vierte Handlanger Altensteins war Diesterweg, der Generalschulmeister in Preußen, der das ganze Volksschulwesen unter sich bekam. Altenstein schien mit diesem Diesterweg nur ganz unbefangen das Wirken Pestalozzis und Fichtes, die da-

mals schon in Achtung standen, fortsetzen zu wollen. Allein der Zweck war ein ganz anderer, nämlich ein politischer. Auch die Dorfschulmeister sollten durch den Unterricht, welchen sie in den Schullehrerseminarien empfingen, mit einem unendlichen Wissenshochmuth erfüllt werden, um ihre christlichen und patriotischen Gefühle auszutilgen. Hohe Menschheitsideale, hieß es, sollten sie aus den dummen Bauernjungen herausbilden und nicht mehr Christen aus ihnen machen wollen, weil das Christenthum ein längst überwundener Standpunkt, eine durch das Licht der Schule überwundene Finsterniß sey, und noch viel weniger sollte die Dorfschule gezwungen werden, nur wieder einfach dumme deutsche Bauern heranziehen zu wollen. Nein, ideale Weltbürger, hochgebildete, vortreffliche Menschen, Muster der Vollkommenheit müßten aus jedem Bauernkinde herausgekünstelt werden. Daher auch der grimmige Haß, welchen Diesterweg auf die Kirche warf, sofern sie immer noch die Schule beeinflussen wollte. Daher auch seine Gier, Bibel und Katechismus aus der Schule hinauszuwerfen. Und das alles stand im genauen Zusammenhange mit der grausamen Verfolgung der Altlutheraner und mit den raffinirten Verleumdungen, die auf die armen Pietisten gehäuft wurden.

Man kann nicht in Abrede stellen, daß es dem Minister von Altenstein während seiner langen Regierung vortrefflich gelungen ist, seinen Zweck zu erreichen und in die preußische Jugend einen Geist einzupflanzen, der von dem frommen und patriotischen Geist der Freiheitskriege himmelweit verschieden war.

Wir dürfen indeß nicht verschweigen, daß auch der patriotischen und frommen Partei damals mancherlei Mängel und Fehler anklebten. Nichts kam den Plänen Altensteins mehr zu Statten, als z. B. die Geschmacklosigkeit des alten Jahn, sein einseitiges deutsches Volksthum, seine plumpen Sprachreinigungsversuche, überhaupt sein polternder Biedermannston, desgleichen

die Kannibalengesänge, die einige Ueberschwängliche in die Turnliederbücher einschwärzten. Nicht minder kam den Altensteinischen Planen mancherlei pietistische Geschmacklosigkeit zu Statten, wodurch sich die Frommen lächerlich machten. Am meisten aber versündigte sich diese fromme Partei durch ihre Hinneigung zu Rußland. Nie durften sie als Deutsche dem Czaaren hofiren und noch weniger als Lutheraner in einem Augenblick, in welchem der Czaar ihre Glaubensbrüder in Livland unterdrückte.

Altenstein hat das Werk, welches König Wilhelm seit seinem Regierungsantritt begonnen, ihm ungemein erschwert, denn es ist kein Zweifel, der ganze dumme Uebermuth, mit welchem das Berliner Abgeordnetenhaus allem, was der König für Deutschland that und noch thun wollte, sich widersetzte, ihm die Auslagen für den dänischen Krieg, für die als so trefflich bewährte Armeereorganisation und die Marine verweigerte, ausschließlich die Schulen verräth, welche Altenstein in's Leben gerufen hat, jene oben geschilderten Schulen grenzenloser Arroganz, des Allesbesserwissenwollens, der Verachtung deutscher Vaterlandsliebe und alles Christlichen. Was würde König Friedrich Wilhelm IV nicht darum gegeben haben, wenn er im Jahr 1840 die Generation noch so gefunden hätte, wie sie zur Zeit der Befreiungskriege war, ehe die Karlsbader Beschlüsse alles verdammten, was sie an Patriotismus auszeichnete. Er fand bereits eine ganz andere Generation, durch die Altensteinischen Medicinen in der Seele vergiftet, das ganze Gesindel, das im Jahr 1848 in Berlin den Meister spielte. Und König Wilhelm fand unter seinen zahllosen Widersachern gleichfalls noch eine ganze Musterkarte von Exemplaren aus den Schulen aller jener Kathederhelden, welche Altenstein so lange allein begünstigt hatte.

Die Schmeichler der Regierung suchten den höchsten Ruhm derselben in der Pflege des Geistes und des Unterrichts und noch jetzt hört man oft wiederholen, Preußen sey der gebildetste

Staat der Welt und Berlin die Metropole der Intelligenz. Aber wenn der Geist dem Staate, der ihn pflegte, so viel verdankt, warum empört er sich jetzt gegen denselben? oder, wenn der Geist ein so gefährlicher und revolutionärer ist, warum hat ihn der Staat so unvorsichtig gepflegt? Faßt man das weit ausgedehnte Lager der Radikalen in's Auge, die in Staat und Kirche alles um und umstürzen wollen, so muß man sich in der That fragen, ob die Treibhäuser, worin man solche Geister heranzog, eine große Wohlthat für den Staat gewesen sind?

Der Geist ist weit über die Grenze hinausgegangen, in der er sich gesund entwickeln und wohlthätig wirken kann. Anstatt sich auf das praktische Volkswohl zu richten, hat er sich in die Spekulation über sich selbst vertieft, ist überschnappt, und hat den pantheistischen Wahnsinn ausgeboren. Aber wie in die Tiefe, so hat er auch in die Breite seine Grenzen überschritten, und ist, wenigstens stückweise, in's Bereich derer gerathen, die eigentlich von geistigen Dingen sich fern halten sollten. Menschen, deren Bedürfniß und Gabe es durchaus nicht ist, zu philosophiren oder Gott und die Welt zu kritisiren, sind gleichwohl mit der Schule in Rapport gesetzt worden und phosphorescirten nun in den ihnen angeflogenen Phrasen als sogenannte Lichtfreunde. Die gemeinsten Köpfe warfen sich zu Reformatoren auf, wie kaum in der wildesten Zeit der Reformation und der englischen Revolution, wo die Schwärmer doch mehr selbst gedacht haben, während sie jetzt nur die abgedroschenen Gedanken Anderer mit prahlerischer Deklamation denen vortrugen, die noch beschränkter waren. Diese Früchte der in Preußen so üppig blühenden und vielgepriesenen Intelligenz sind nun doch etwas recht Bedauerliches.

Das demnach voreilige und unbesonnene Rühmen der Geistigkeit datirt sich lediglich von Hegel her. Vor ihm war man in Berlin ungleich bescheidener. Der Staat that Unrecht

daran, sich das Lob anzueignen, was die Hegel'sche Schule weniger ihm, als sich selber spendete. Ueberhaupt hat diese Schule mit dem Vertrauen, das ihr von Seite des Staats gewährt wurde, den gröbsten und unverschämtesten Mißbrauch getrieben.

Sehen wir zu, woher das Gespenst des Atheismus, das jetzt eben so furchtbar und drohend wie das des Kommunismus, aus dem Sumpfe der Zeit sich erhebt und wie ein riesenhaftes Nilpferd die Zähne fletscht?

Das Ministerium Altenstein hat es groß gezogen. Um die jungen Leute von Arndt, Jahn, Görres, den Tugendbundideen, der nach dem großen Kriege nachglühenden Begeisterung und der christlich-deutschen Tendenz der Burschenschaft abzuziehen, wurde Hegel nach Berlin berufen und statt des patriotischen Banners empfing der deutsche Student das pantheistische. Während alle patriotischen Talente in Kerkern begraben oder des Landes verwiesen waren, nisteten die Hegelianer sich auf den preußischen Universitäten ein, und verbreiteten sich, hauptsächlich durch die außerordentliche Gunst Altensteins, binnen einem Vierteljahrhundert über die ganze Monarchie. Anfangs nur im philosophischen Gebiete herrschend, bemeisterten sie sich bald auch des theologischen und führten, was in der kläglichsten Zeit nationaler Verkommenheit und despotischer Regierungsformen im vorigen Jahrhundert der Rationalismus unter dem Einfluß der französischen Mode begonnen hatte, rasch und wiederum in inniger Sympathie mit französischen Tendenzen zum Ziele.

Der ungeheure Abfall der Gemüther von Gott im preußischen Staate ist nicht allein der Hegel'schen Schule zuzuschreiben, denn es war ihm durch den Rationalismus und Indifferentismus lange schon vorgearbeitet. Aber ohne die Hegel'sche Schule würde sich die seichte Auffassung des Christenthums, die nur bis zur Gleichgültigkeit führte, nicht bis zum Haß gegen dasselbe gesteigert haben. Jene Schule erst erzeugte das corrosive Gift,

durch welches das Christenthum im innersten Kern der Lehre zerstört werden sollte. Die Rationalisten legten, indem sie die Theologie und den Religionsunterricht in den Schulen von allem specifisch Christlichen entleerten, doch einen hohen Werth auf die Moral. Die Hegel'sche Schule aber abstrahirte davon, stellte die Intelligenz über die Moral und hob sogar den Unterschied von Gut und Böse für das absolute Bewußtseyn auf. Dieß lieh einem Theil ihrer Anhänger, die es unternahmen, die neue Philosophie in's praktische Leben einzuführen, und den sog. jungdeutschen Journalisten und Dichtern, die sich an sie anlehnten, den erwünschten Vorwand, mit dem Christenthum zugleich auch die Moral anzugreifen und die ganze sittliche Grundlage der Gesellschaft umzuwühlen. Durch diese Bundesgenossenschaft aber kam die Schule in nahe Berührung mit der destruktiven Literatur des jungen Frankreich und setzte, mit ihr wetteifernd, die große Arbeit Voltaire's fort. War diese letztere durch die Weltereignisse unterbrochen und aufgehalten worden; hatten die Greuel der französischen Revolution zur alten Kirche zurückgeführt, war auch in Preußen durch die große Erhebung im Jahr 1813 die fromme Gesinnung wieder gestärkt und die Frivolität verbannt worden; so kam jetzt die irreligiöse und unsittliche Bewegung auf's Neue in volle breitwogende Strömung.

Das preußische Ministerium war weit entfernt, in diesem Treiben eine Gefahr für den Staat heranwachsen zu sehen. Wußten doch seine nächsten Räthe und Vertraute geschickt die christliche Maske vorzunehmen und unter ihr immer sicherer in der Kirche selbst die Minen anzulegen, durch die sie auseinandergesprengt werden sollte. Dieses böse Spiel trieb man insbesondere unter der Maske der Unionsangelegenheit. Während man der Regierung glauben machte, es handle sich um eine Stärkung des kirchlichen Geistes, war es doch gerade auf eine Schwächung desselben abgesehen, denn man konnte nun die Symbole der

beiden ältern Kirchen unter dem Vorwand, sie seyen auf dem Standpunkt der neuen Unionskirche als veraltet überwunden und beseitigt zu betrachten, auf die bequemste Weise los werden. Deshalb wehrten sich die gläubigen Lutheraner mit so richtigem und tiefem Gefühl gegen die Union, und eben deshalb jauchzten ihr alle zu, die dem Glauben längst abgesagt hatten. Die frechsten Geister stellten sich damals servil, kreuzigten sich vor den Lutheranern als vor Rebellen, und legten geschickt ihre immer weiter gehende Entfernung vom Christenthum so aus, als ob es ihnen nur darum zu thun wäre, sich von jenen majestätsverbrecherischen Lutheranern zu unterscheiden. Damit war nun das Ministerium vollkommen zufrieden und merkte nicht, wozu das alles noch weiter führen werde.

Unmittelbar nach den großen Kriegen kam der preußischen Regierung eine sehr günstige Stimmung der Jugend entgegen, welche sie besser hätte würdigen sollen. Damals herrschte Patriotismus und Frömmigkeit in der Jugend, wie die Gründung der christlich-deutschen Burschenschaft bewies. Die Jugend meinte es mit diesem Prädicat sehr ernst. Wenn das Cultministerium nur einigermaßen diese schöne Stimmung hätte beachten und benutzen wollen, würde auf Schulen und Universitäten sich ein anderer Geist ausgebildet haben. Die politischen Auswüchse der Burschenschaft wären vermieden worden. Die Jugend würde sich in aufrichtiger Königstreue an die Regierung angeschlossen haben, wenn die letztere nicht grade das an der damaligen Jugend verpönt hätte, was Achtung verdiente. Referent weiß sich noch sehr gut der Zeit zu erinnern, wie er, selbst ein Preuße und damals Vorstand der Burschenschaft auf einer preußischen Universität, erleben mußte, daß nach Aufhebung der in der That sehr unschuldigen und ungefährlichen Burschenschaft alte Studenten von andern Universitäten protegirt wurden, um Landsmannschaften und Corps wieder einzuführen, in denen jene

Lüderlichkeit wieder aufkam, die durch den bessern Geist der christlich=deutschen Burschenschaft verbannt gewesen war. Die deutsch=patriotische Gesinnung wurde gewaltsam unterdrückt, an ihre Stelle traten Sympathieen für den französischen Liberalismus, nicht zum Heil der Regierung. Dazu erhielt, um die christliche Gesinnung, die in den Herzen der Jugend so schön wieder erblüht war, gründlich auszutilgen, leider Hegel das Privilegium, alle preußischen Universitäten und Schulen mit seiner antichristlichen Selbstvergötterungslehre zu durchdringen. Nachdem man zwanzig Jahre so fort gewirthschaftet hatte, zeigten sich die Folgen auf eine für die Regierung selbst erschreckende Weise.

Schon als der hochselige König Friedrich Wilhelm IV die Huldigung in Königsberg empfing, erfolgten freche Demonstrationen der Studenten und Professoren gegen den Monarchen, der da erklärt hatte, er und sein Haus wollten dem Herrn dienen, und gegen Minister Eichhorn, der sich gegen Dinters Schullehrerbibel erklärt hatte, ein Buch, welches das christliche Bekenntniß im vagsten Rationalismus auflöste. Der damalige Rector der Universität erröthete nicht, Dinter neben Kant zu stellen und die Bücher dieser beiden statt des alten und neuen Testamentes als die Grundsäulen des neuen Glaubens oder Zeitbewußtseyns darzustellen, wofür ihm öffentliche Ovationen gebracht wurden, nicht ohne pereat für Eichhorn. Und das alles unter den Augen desselben Eichhorn und des guten Königs.

Dann folgten die neuen Wuthausbrüche der antichristlichen Partei und ihrer Presse gegen die noch gläubige Minderheit unter den Theologen, die Lichtversammlungen, die Proteste, der Rongescandal, endlich das Jahr 1848. Die damalige constituirende Versammlung war das Florilegium, wie es auf den Wiesen der Schulen und Universitäten gewachsen und durch Majoritätswahlen ausgesucht, zum Erschrecken bewies, wie reichlich der unter dem Ministerium Altenstein gesäete Samen aufgegangen war.

Es handelte sich nicht mehr blos um die gebildeten Klassen. Die Ansteckung mit dem widerchristlichen Geiste hatte schon tiefer gegriffen. Auch in dieser Beziehung war der gute Wille König Friedrich Wilhelms III arg mißbraucht worden. Der philosophische Schwindel, dem die Gebildeten längst erlegen waren, sollte unter dem Minister Altenstein mittelst der Volksschulen auch dem bisher noch frommen Landvolke eingepflanzt werden. Fichte, dem sein großes patriotisches Verdienst im Uebrigen ungeschmälert bleiben soll, war doch auf einem Irrwege, indem er wie Rousseau von aller Geschichte abstrahirte und auf der tabula rasa nach seiner philosophischen Idee einen gesellschaftlichen Neubau aufrichten wollte, in welchem das Christenthum keinen Platz mehr fand. Zur Herstellung desselben sollte ihm hauptsächlich die Erziehung dienen und insofern arbeiteten ihm die Schüler Pestalozzis, die als Apostel der neuen Erziehungsmethode nach Berlin kamen, in die Hände. Nach der Schlacht bei Jena waren mancher edlen Persönlichkeit in Preußen die Augen aufgegangen, sie hatten erkannt, wie verderblich außer dem alten Schlendrian überhaupt, auch die französische, von Berlin adoptirte Corruption gewesen war. Man wollte die Jugend, die allein noch unverdorben war, zu etwas Besserem erziehen. Deswegen griff die liebenswürdige Königin Louise mit einem edlen Feuereifer nach der Hülfe, welche ihr Pestalozzis Schule darbot. Auch Minister Stein theilte diesen Enthusiasmus.

Die Apostel Pestalozzis durften nun in Preußen Schullehrerseminare gründen, aus denen alle Dörfer der Monarchie Musterlehrer erhalten sollten mit dem Berufe, die Jugend in dem neuen Geiste zu erziehen. Aber diesem Geiste fehlte, wie schon bemerkt, jedes christliche Prädicat. Es war der Geist der Humanität schlechthin und dem Menschen wurde damit auf die bedenklichste Weise geschmeichelt. Die Erbsünde wurde geleugnet; der Mensch, hieß es, sey von Natur aus gut und voller An-

lagen zu Vollkommenheiten, welche durch die humane Erziehung nur entwickelt zu werden brauchten. Dieser Geist mußte die Schulmeister nothwendig hochmüthig machen und in ihrem Hochmuth mußten sie den christlichen Geistlichen bald als entbehrlich, ja als etwas Schädliches ansehen. Diesterweg, dem die Regierung die Oberleitung aller Schullehrerseminare der Monarchie anvertraute, sprach es am offensten aus, die Schule umfasse alles, was die Jugend brauche, daher es keiner Kirche mehr bedürfe. Als dieser gefeierte Mann endlich in den vierziger Jahren von seinem wichtigsten Amte entlassen wurde, griff er das Cultministerium wegen dessen Hinneigung zum Christenthum auf's leidenschaftlichste an und gab eine Jahresschrift heraus, welche 5000 Abonnenten zählte und worin er im weitesten Kreise fortwährend die Agitation der Schule gegen die Kirche nährte.

In der That war es hohe Zeit, wie Herr von Raumer sagte, daß das Ministerium einschritt, um den bis zur Karikatur gesteigerten sog. wissenschaftlichen Unterricht in die richtigen Grenzen zurückzuführen. Das ist durch die Regulative geschehen. Indessen wird immer noch unter den von Diesterweg verführten Volkslehrern und von liberalen und demokratischen Abgeordneten für die pädagogische Schwärmerei agitirt. Die politische Opposition spielt dabei die größte Rolle. Wenn die Socialisten allgemeine Gütertheilung, wenn die Demokraten wenigstens allgemeines Wahl- und Stimmrecht, wenn die Mode und der gesteigerte Luxus ein Nivellement aller Stände in der Kleidung und in den Lebensgenüssen verlangen, so liegt es allerdings nahe, das Freiheits- und Gleichheitsprincip auch schon in die Kinderwelt zu verlegen und jedem Kind die gleiche Befähigung zu allem zuzuschreiben, was irgend ein Mensch werden kann. Das ist und bleibt nun aber eine irrige Voraussetzung.

Das erste und letzte sociale Gesetz, dem die Menschheit von jeher unterlag und dem sie bis zum jüngsten Tage wird gehorchen

müssen, das unabänderliche Naturgesetz der Gesellschaft ist: die geistige Befähigung und das geistige Bedürfniß der Individuen steht im umgekehrten Verhältniß zur körperlichen Arbeit, welche zur Beschaffung der Nahrungsmittel, Bekleidung, Wohnung und anderer zur Existenz absolut nothwendigen Dinge niemals vermißt werden kann. Die weitüberwiegende Mehrheit der Menschen muß, um überhaupt existiren zu können, zumal in den rauhern Climaten, in denen sie sich am meisten zusammendrängt, auf die mannigfaltigste Art arbeiten, täglich arbeiten, und kann bei dieser ihr unerläßlichen Beschäftigung unmöglich jene höhere geistige Bildung und Routine sich aneignen, jenen feinen Geschmack ausbilden und zu jenen höhern Genüssen des Geistes gelangen, die immer nur wenigen beschieden sind. Auch hat die Mehrheit gar kein Verlangen darnach, sie würde sich im Gegentheil unglücklich fühlen, wenn man sie zu Geistesanstrengungen zwingen wollte. Menschen dieser Art sind innerhalb eines engern Horizonts geistiger Bildung nicht nur glücklicher, als mancher Hochgebildete, sondern sogar häufig auch besser, von einfacherem, redlicherem Charakter, von frömmerer Gesinnung. Besonders dem Landvolk und den ungebildeten Völkern des Südens bietet die Natur und das sinnliche Leben unendlich mehr Genuß und stählt ihre Nerven besser, als alle unsere vornehme Stubenhockerbildung.

Aus dem unumstößlichen Grundgesetz der Gesellschaft folgern wir aber zweierlei, einmal die absolute Ungleichheit der Menschen nach ihren Bedürfnissen und Capacitäten und zweitens die Unmündigkeit der Mehrheit. Die ungeheure Mehrheit der Menschen ist und bleibt geistesbeschränkt, und die Weisheit Gottes hat es so eingerichtet, daß die meisten nach höherem und vielseitigem Wissen durchaus nicht dürsten, sondern in einem beschränkteren Kreise von Kenntnissen und Begriffen ihr volles Glück finden und damit an wahrem Werth auch gar nicht hinter den Höhergebildeten zurückstehen, weil sie durch sittliche Tüchtigkeit zehnmal ersetzen

können, was ihnen an höherer und vielseitiger Intelligenz fehlt. Weil man mehr Hände zur Arbeit braucht, als Köpfe zum studiren, und weil das praktische Leben die Menschen glücklicher macht, als ein Leben in der Wissenschaft und Phantasie, hat es Gott so eingerichtet, daß unter den zahlreichen Kindern, welche geboren werden, sich immer nur eine kleine Minderzahl von eigentlichen Genies oder zum Erfinden, Denken und Dichten absonderlich befähigten Individuen befinden, die für den Bedarf genügend ausreichen. Die ungeheure Mehrheit der Menschen geht einem praktischen Berufe nach, denkt und dichtet nicht selbst, sondern bildet den wenigen Genies ein Publikum. In der Schule lernen die Kinder alles, was sie lernen, nur mechanisch, gedächtnißmäßig. Es ist nicht wahr, was Diesterweg behauptet hat, daß man aus jedem Kinde alle menschenmöglichen Talente entwickeln, jedes Kind zur höchsten Geistesbildung zeitigen könne. Die Kinder sind schon mit ganz verschiedenen Anlagen geboren und die meisten eignen sich nur für einen engern Horizont von Kenntnissen.

Sind sie erwachsen, nehmen sie ihre Stellung im Leben ein als Landleute, Handwerker, Kaufleute, Techniker, Künstler, Beamte ꝛc., so bilden sie sich nur in ihrem Berufe praktisch aus und können durch Lebenserfahrung und angebornen Mutterwitz zum Theil ausgezeichnet gescheidte Leute werden, aber um allgemeine Bildung, wozu immer ausgedehnte Belesenheit erforderlich ist, zu erringen, haben sie keine Zeit und meist auch keine Neigung. Eine Selbständigkeit des Urtheils kann sich bei der Mehrheit niemals ausbilden, sie folgt immer den Umständen und der Meinung solcher Autoritäten, von denen sie den meisten Vortheil oder wenigstens Schutz erwartet. Sie gehorcht entweder der jeweiligen Staatsgewalt und kirchlichen Autorität, oder, wenn sie Opposition macht, dem politischen Leithammel und seiner Parole.

Die Geschichte aller politisch bewegten Zeiten belehrt uns, daß man von dem Extrem eines durch den Despotismus miß-

brauchten Gehorsams bald in's andere Extrem der Revolution und Anarchie übersprang, in welchem die sogenannte Freiheit wieder ebenso mißbraucht wurde. Diese Freiheit, die jedermann im Munde führt, war eben keine. Die politischen Leithämmel übten ihrerseits wieder Despotismus aus und einen noch schlimmern, als die frühern gekrönten Despoten. Die Philister aber, durch den Terrorismus der Parteihäupter in Todesangst versetzt, gehorchten ihren neuen demokratischen Tyrannen ganz eben so blind, wie den alten. So in der großen französischen Revolution, so früher in der englischen. Die Mehrheit war nie mündig, nie selbständig. Sie ließ sich immer leiten, wie sie sich heute noch alle Tage leiten läßt bei den Wahlen. Aus gehorsamen Unterthanen einer alten Monarchie wurden Jakobiner, von denen einige wirklich wüthend waren, die andern nur aus Angst sich wüthend stellten und andere nur guillotinirten, um nicht selbst guillotinirt zu werden, und aus diesen wurden dann wieder gehorsame Unterthanen des Imperators, der mit der Säbelherrschaft der Anarchie ein allerseits erwünschtes Ende machte.

Die einseitigen Ausschreitungen der Hegelianer, Materialisten, Lichtfreunde &c. waren es übrigens nicht, welche die geistigen Zustände in Preußen vorzugsweise gekennzeichnet hätten. Das eigentlich Charakteristische darin war vielmehr die allseitige Vielgeschäftigkeit in den geistigen Arbeiten. Preußen adoptirte diese Praxis von den Mittelstaaten, in denen um so mehr gelehrt und gelernt, geschrieben und gedruckt wurde, je weniger es zu Thaten kam. Eine verhältnißmäßig zu große Menge von Individuen drängte sich zum wissenschaftlichen und literarischen Berufe. Die Zahl der Bücher und der Verlagshandlungen nahm in einer Weise zu, daß sie das Bedürfniß weit überschritt und daß der Werth der geistigen Productionen immer mehr im umgekehrten Verhältniß zu deren Menge stand. Mehr Superfötation, als natürliche und gesunde Zeugung. Auch in den wissenschaftlichen

Fächern hing sich an die Leistungen wirklich bedeutender Männer ein ungeheurer Ballast nur minutiöser, ängstlicher und eigentlich überflüssiger Arbeiten an. Man dehnte das Feld der Untersuchungen in's Endlose und bis in die geringsten Kleinigkeiten aus. Hunderte von Büchern erschienen, die völlig kernlos nur von der Schaale der Dinge handelten. Mit dem Anspruch der exactesten Forschung wurde nur an der Schaale herumgeklaubt, setzte man den ganzen Werth in kleine Varianten und Conjekturen, forschte man nach den kleinlichsten Lebensumständen des Gefeierten. War der große Mann noch nicht lange todt, so sammelte man alle Einladungsbillets und Waschzettel von ihm, um sie als heilige Reliquien der Vergessenheit zu entziehen.

Neben diesem bis in's Lächerliche getriebenen Servilismus einer ganz unnützen und weitschweifigen Lakeienliteratur machte sich, in auffallendem Widerspruch damit, eine colossale Frechheit eben so mittelmäßiger Köpfe geltend, die aus den philosophischen Hörsälen die Infallibilität mitgebracht hatten, welche jetzt dem armen Papst so sehr bestritten wird, und die, während sie oft noch nicht hinter den Ohren trocken waren, ohne Kenntniß und Erfahrung über alles frischweg aburtheilten. Genug es ging in dieser Geisterwelt gar chaotisch zu und man mußte eben so sehr über zu wenig, als über zu viel Autoritäten klagen. Jedenfalls fiel eine erstaunliche Veränderung in der Physiognomie Preußens auf. Der martialische Charakter derselben war eine Weile ganz hinter den wissenschaftlichen zurückgetreten.

Begreiflicherweise fand der Liberalismus seine eifrigsten Anhänger unter den antichristlichen Parteien in Preußen, Hegelianern, Materialisten 2c. Im Grunde war es ein Gewinn, daß der französische Wind den praktischen Fragen der Gegenwart zuwehte und von der feigen Koketterie mit Wissenschaftlichkeit ein wenig abzog. Indessen fuhr der Liberalismus in Preußen wenigstens anfangs und fährt zum Theil jetzt noch am Schlepp-

feil hinter dem französischen und mittelstaatlichen her und lebt und webt nur in der politischen Doctrin, hat ausschließliches Interesse für innere Politik, schwärmt für die Freiheit in's Blaue hinaus, für den Parlamentarismus partout, ohne Verständniß der auswärtigen Politik, ohne Nationalgefühl, ohne Nationalstolz. Das erscheint in den Mittel- und Kleinstaaten wohl verzeihlich, weil ihr Horizont allzu beschränkt ist und ihr Particularismus schon seit Jahrhunderten das große Nationalbewußtseyn ausschließt. In Preußen dagegen hätte dieser politische Kleinhandel nicht aufkommen sollen. Er fand aber schon verwandte Elemente in den confessionellen und wissenschaftlichen Oppositionen vor.

Im Allgemeinen ist das unpraktische Schwärmen und Theoretisiren, die geistige Aufregung, die zum Brillentragen verdammende Leserei und Schreiberei, wie in ganz Deutschland, so auch in Preußen noch immer zu sehr vorherrschend und die praktische Thätigkeit, das Verständniß und die Geltendmachung des nationalen Interesses, wodurch sich die Engländer auszeichnen, noch immer im Rückstande.

Preußen hat nun die allerdings schwierige Aufgabe, Ordnung in dieses geistige Chaos zu bringen. Das kann ihm aber gelingen, wenn es seinen martialischen Charakter festhält und seine ganze Kraft dem nationalen Gedanken widmet. Macht und Ansehen in Europa, Ehre der nationalen Waffen sind das sicherste Heilmittel innerer Gebrechen und unvernünftiger Opposition. Auch dienen sie am besten zur Befriedigung des Wohlstands und aller materiellen Interessen durch Erweiterung des Zollvereins, Stärkung der deutschen Marine und Ermöglichung eines Colonisationssystems, welches der Uebervölkerung Abfluß verschafft und die Auswanderer nicht mehr in fremde Nationen sich auflösen läßt, sondern dem Vaterlande noch nutzbar macht. Die Befriedigung nationaler Interessen ist das Correctiv aller philosophischen, pädagogischen, socialistischen Schwärmereien

und macht von selbst die leeren Hirngespinnste und falschen Ideale entbehrlich, zu denen in der Regel nur unbefriedigte Thatkraft, unbefriedigter Ehrgeiz und ungestillter Hunger führen.

Inzwischen hatte sich der von Frankreich her in die deutschen Mittelstaaten eingedrungene politische Liberalismus allmälig auch in Preußen einzunisten angefangen und trat in Wahlverwandtschaft mit der antichristlichen Opposition. Man vermißte in dieser Bewegung den germanischen Grundcharakter Sie verrieth nur zu sehr die französische Beeinflußung. Doch muß man so billig seyn anzuerkennen, daß die allzusehr mit Rußland kokettirende Partei am Hofe und in der Aristokratie Preußens den Liberalismus herausgefordert und die Unzufriedenheit der Opposition in die mittelstaatliche und französische Bahn gelenkt hat. Wäre man auf der einen Seite weniger russisch gesinnt gewesen, so würde man sich auch auf der andern weniger vom französischen Liberalismus haben berücken lassen.

Vergleichen wir nun, was Oesterreich für die Pflege des Geistes in Deutschland geleistet hat, so drängt sich jedem das Geständniß auf, daß das Haus Habsburg für die Pflege des Geistes überhaupt wenig gethan hat, noch viel weniger aber für die des deutschen Geistes, da es diesen letztern vielmehr immer und zwar nach wie vor der josephinischen Periode systematisch niedergehalten oder ganz unterdrückt hat, weil es im engsten Bunde mit Spanien, Italien und dem Papstthum und gestützt auf die halb barbarischen Slaven seiner Kronländer entweder nur mittelst Verdummung der Völker herrschen zu können glaubte oder in seinen Jesuitenschulen nur romanischen Geist walten ließ, keinen deutschen. Die unergründliche Gutmüthigkeit der deutschen Race duldete diese systematische Mißachtung ihrer nationalen Elemente, nachdem unter den blutigen Verfolgungen der Ferdinandeischen Zeit das Märtyrerblut erschöpft, der Nerv des sittlichen Ernstes grausam durchschnitten war und die Kinder und

Enkel der gemarterten und hingerichteten Protestanten, von Jesuiten und Kapuzinern in Unwissenheit erzogen, sich alles gefallen ließen.

Schulen und Universitäten blieben Jahrhundertelang auffallend vernachlässigt. Auf dem Lande fehlte der Unterricht fast gänzlich. Wozu brauchte man auch Unterricht? Die Bauern sollten dumm, sollten Sclaven und Barbaren bleiben, die man mit dem Stock regierte, und deren kindischer Leichtgläubigkeit man weiß machen konnte, was man wollte. Leider hat auch der Adel dieses System unterstützt, weil auch ihm Sclaven gehorsamer vorkamen, als freie und einigermaßen rechtskundige Bauern. Die Gelehrsamkeit der Jesuiten leistete in Oesterreich viel weniger als in den romanischen Ländern, und ihre lateinische Sprache konnte sich nie recht einbürgern. Ein recht guter lateinischer Dichter, der Jesuit Avancini, ahmte, wie auch der Jesuit Neumayr in Bayern, in lateinischen Hof- und Schulkomödien den spanischen Calderon nach. Diese Poesie blieb aber in den engen Grenzen des Hofadels und der Schule eingeschlossen und konnte nie in's Volk dringen, wie man denn auch im übrigen Deutschland keine Notiz davon nahm und keine deutsche Literaturgeschichte (die meinige ausgenommen) ihrer gedenkt. In einigen wenigen Benedictinerklöstern wurde noch historische Gelehrsamkeit getrieben, die aber auch dem Volke nicht zugute kam. Vergebens erkundigte man sich nach irgend einem bedeutenden Geiste unter Oesterreichs Theologen und sonstigen Gelehrten. Der wirklich ausgezeichnetste Geist in Wien, Pater Abraham a Santa Clara, war ein Schwabe und mußte die feine Grazie seiner Seele mit dem Pelz eines Satyrs maskiren, um populär zu werden.

Die große Aufgabe Oesterreichs war, nach Osten hin zu germanisiren, in die Nacht uralter Barbarei der dort den Türken, den Polenkönigen und den russischen Czaaren unterworfenen Völker Licht, Bildung und Gesittung zu bringen, diesen Völkern die Kenntnisse und Tugenden der Deutschen mitzutheilen, nament-

lich auch ihrer Armuth und ihrem Schmutz abzuhelfen und sie den Wohlthaten der Civilisation zugänglich zu machen, sie zu lehren, wie sie durch bessere Landwirthschaft, Bergbau, Industrien aller Art sich bereichern könnten. Allein es war einmal der unveränderliche Gedanke der habsburgischen Politik, den Germanismus nicht aufkommen zu lassen, sondern durch Romanismus und Slavismus niederzuhalten.

Man hätte erwarten sollen, daß die Jesuiten, die ja sonst in Missionen rührig waren, nicht nur entfernte Heidenvölker bekehrten, sondern auch heimlich an den protestantischen Höfen wühlten, um schwache Prinzen und Prinzesinnen katholisch zu machen, es für eine Hauptaufgabe halten würden, den römischen Kirchenglauben auch im Gebiete der untern Donau auszubreiten, hier Eroberungen im Gebiet der äußerst verwahrlosten griechischen Popenkirche und des Islam zu machen. Rom selbst hatte ein dringendes Interesse, weil Italien den Grenzen des Griechenthums und Muhamedanismus so nahe liegt, diese ihre gefährlichsten Feinde so weit als möglich zurückzudrängen. Die Jesuiten haben aber nicht das Geringste dafür gethan, weil der Germanismus dabei gewonnen haben würde und sie gerade diesen noch viel tiefer haßten.

Welchen Einfluß die Jesuiten und der spanisch-italienische Modegeschmack in Wien übten, erkennen wir am besten aus dem Zustand der Schauspiele daselbst, die überhaupt hier als Circenses neben dem wohlschmeckenden panis eine große Rolle spielten. Die Aristokratie war mit welschen Elementen durchsetzt und eine Zeitlang fast ganz entdeutscht, nur der gemeine Bürgerstand konnte noch nicht von der deutschen Sprache und Art lassen, der Hof und die Jesuiten aber drückten dieses deutsche Element in die verächtliche Stellung des Hanswurstes hinab.

In früheren Zeiten hatten die Wiener Bürger sich an kirchlichen Processionen und Festen, an Masken und Fastnachtsspielen ergötzt, wie die Bürger aller andern größern deutschen Städte.

Ein organisirtes deutsches Schauspiel und Schauspielhaus gab es noch nicht. Erst die Jesuiten führten im Geschmack der Renaissance die ersten Komödien und Tragödien in ihren Schulen auf, aber nur in lateinischer Sprache. Hof und Adel nahm eifrig Antheil daran. Die Söhne der edelsten österreichischen Geschlechter schätzten es sich zur Ehre, als Jesuitenschüler in diesen Stücken mitzuspielen. Man findet darüber die ausführlichsten Nachrichten in den Wiener Skizzen von Schlager (Neue Folge 1833). Man führte Stücke von Terenz, Plautus und Seneca auf. Der erste Bühnendichter Wiens war im 17. Jahrhundert der Jesuit Avancini aus Südtirol, dessen ich schon gedacht habe, und der letzte lateinische Dramaturg, von dem noch im Jahr 1761 in Wien Stücke gedruckt wurden, war der Jesuit Andreas Fritz. Länger aber war es unmöglich, bei der Unnatur zu verharren. Das Jesuitenlatein konnte sich auch nicht einmal bei den höhern Classen behaupten. Es wurde durch die französische Modesprache und durch die italienische Oper verdrängt, welche freilich auch wieder nur Mittel waren, die Achtung vor der deutschen Sprache zu unterdrücken.

Es ist sehr charakteristisch, daß Stadt und Magistrat von Wien sich in die Theaterangelegenheiten nicht mischen durften. Der Kaiser allein behielt sich die Oberleitung derselben vor.

Neben den Jesuitenkomödien in lateinischer Sprache hatte sich das deutsche Lust- und Possenspiel nicht hervorwagen dürfen, außer den gewöhnlichen alten Possen zur Faschingszeit; von gemeinen Possenreißern, die sich blos auf der Straße sehen ließen, zu geschweigen. Erst in der Mitte des 17. Jahrhunderts bemächtigte sich die italienische Oper eines Ballhauses in Wien und ließen sich herumziehende Komödianten, die sog. englischen, auch sächsischen genannt, in Wien blicken und erhielten ausnahmsweise Erlaubniß, eine kurze Zeit zu spielen. Sie verweilten immer nur kurze Zeit an einem Ort. Im Jahr 1671 wagte ein Wiener Bürger ein Theaterunternehmen, indem er in seiner Bittschrift hervor-

hob, wie unbillig es sey, immer nur fremde Komödianten in die Stadt zu lassen, die das Geld daraus wegtrügen. Sein Unternehmen aber scheiterte. Dagegen kam die italienische Oper seit 1632 in einen glänzenden Aufschwung. Im Jahr 1704 wurde das erste eigentliche Theater am Kärnthnerthor gebaut, für die italienische Oper, und erst zwei Jahre später wurde dem berühmten Schlesier Stranitzky die Hütte am Neumarkt für die deutsche Komödie überlassen. Diese war nun freilich des deutschen Genius nicht würdig, eine bloße Nachahmung der italienischen comedia dell' arte in deutscher Sprache gewürzt mit der Unfläterei des Hanswurst aus dem ältern deutschen Fastnachtspiel. Die italienische Oper behauptete den ersten Rang, die deutsche Komödie den letzten und im Jahr 1703 mußte dem armen deutschen Schauspiel auch noch ein polnisches in Wien Concurrenz machen, damit das deutsche Element nicht nur durch ein romanisches, sondern auch durch ein slavisches unterdrückt werde. Erst im Jahr 1718 wurde den deutschen Komödianten erlaubt, mit der bisher allein privilegirten italienischen Operngesellschaft abwechselnd im Kärnthnerthortheater zu spielen.

Es lag nicht im System der Habsburger, deutsche Sprache, Literatur und Kunst zu pflegen. Man würde sich also das außerordentliche Ereigniß, daß im ersten Theater Wiens einmal deutsch gesprochen werden durfte, nicht zu erklären wissen, wenn man nicht an die damaligen Zeitereignisse dächte. Es war die Zeit unmittelbar nach dem verhängnißvollen spanischen Erbfolgekriege in welchem die Habsburger Spanien verloren hatten an das französische Haus Bourbon. Damit hatten die Beziehungen zu Spanien aufgehört und war es in den langen blutigen Kämpfen mit Frankreich den Habsburgern doch rathsam erschienen, die deutsche Gesinnung wieder ein wenig aufleben zu lassen.

Gleichwohl blieb die deutsche Komödie immer noch eine halb italienische Posse, noch durchspickt mit italienischen Figuren und

so roh possenhaft und geschmacklos, daß sie nicht im Stande war, weder der feinern italienischen Oper, noch dem neu aufkommenden französischen Geschmack die Waage zu halten. Wegen der feindlichen Stellung der Häuser Habsburg und Bourbon konnte zwar keine französische Komödie in Wien aufkommen, allein der französische Geschmack brach sich doch überall beim deutschen und slavischen Adel Bahn.

Was hätte das deutsche Oesterreich für die deutsche Literatur und Kunst leisten können, wenn es die habsburgische Politik nicht verhindert hätte! Sie ging nicht unter, sie wurde im nördlichen und westlichen Deutschland, vorzugsweise in den protestantischen Ländern gepflegt; aber es wäre ihr sehr zu gute gekommen, wenn auch etwas von dem damals noch unverdorbenen Volksgeist in den reichen Alpengeländen Oesterreichs hätte in sie übergehen können. Das deutsche Oberland war auch in Bayern, selbst in der Schweiz in der Pflege deutscher Literatur viel unthätiger als das Niederland. Wien, die Kaiserstadt, hatte das Recht und die Pflicht, den Ton im deutschen Reiche anzugeben, und würde es auch gethan haben, wenn die Dynastie deutsch, wenn sie nicht spanisch und italienisch gesinnt gewesen wäre.

Der Mannesstamm der Habsburger starb aus. Maria Theresia, die letzte Habsburgerin, vermählte sich mit dem Lothringer Franz I, der von einem Zweige des französischen Königshauses abstammte. Statt der spanischen Schwerfälligkeit der Habsburger kam mit dem Lothringer etwas leichteres französisches Blut in die Dynastie und es kam sogar eine Allianz zwischen Wien und Paris zustande, gegen diejenige deutsche Macht, die allein noch übrig war, um das deutsche Element gegenüber dem romanischen zu stützen und zu stärken, gegen Preußen. Der spanische Geist in Wien wich nun vollends dem französischen. Die in Frankreich aufgekommene Freigeisterei bemeisterte sich auch des in Wien allgebietenden Minister Kaunitz

und seines Schülers, Kaiser Josephs II. Die neue Allianz des Hauses Lothringen mit dem Hause Bourbon gegen Preußen hat ihnen keine Lorbeern eingetragen, mehr Glück hatten sie ein Jahrzehnt später, indem sie sich zur Knechtung und Beraubung der Kirche verbanden. Wien wurde unter Joseph II ganz und gar von der Frivolität eingenommen und überwältigt, die in Frankreich unter der lüderlichen Regierung Ludwig XV aufgekommen war.

Für die Wiener Theater hatte dieser Umschwung der Dinge zunächst die Folge, daß Maria Theresia die Abschaffung des Hanswurst befahl. Vielleicht hat dieses Ereigniß, mit dem das Verbrennen des Hanswursts in Leipzig zusammenfiel, nur deswegen nicht so großes Aufsehen erregt, wie der Vorfall in Leipzig, weil der verbannte Hanswurst sich bald nachher doch auf dem Leopoldstädtertheater in Wien unter dem Namen Kasperle wieder einschlich. Nicht ein echt deutscher Geist und Geschmack hat damals den Hanswurst verbannt, nur die französische Mode that es. In Wien wie in Leipzig ahmte man die classische Tragödie der Franzosen nach, steif und geziert, ebenso das frivole Lustspiel, wobei wieder die specifisch-wienerische Lüderlichkeit und Gemeinheit der höhern Stände sich ebenso hervordrängte, wie früher bei der Nachahmung der italienischen Komödie der niedern Stände. Kein einziger Theaterdichter tauchte in Wien auf, dem der Rang eines Lessing, Goethe, Schiller gebührt hätte. Ja sogar ein Kotzebue stand an Witz und Gewandtheit noch über ihnen. Nur die Musik bildete eine ehrenvolle Ausnahme und Mozart machte zum erstenmal die Gemüthstiefe der Deutschen in den Alpen in seinen wunderbar zum Herzen sprechenden Tönen geltend. Auch das burleske Volkstheater in der Leopoldstadt nahm Elemente der alten romantischen Volksdichtung, der Volkslieder und Volksmärchen in sich auf und erhob sich durch Raymund auf eine nie vorher

geahnte Höhe wahrer Poesie, mit demselben Grundzug tiefer Gemüthlichkeit, wie in Mozarts Opern.

Sehr charakteristisch in Bezug auf die Stimmung in Wien unmittelbar nach dem Tode Josephs II war Mozarts berühmte Oper „die Zauberflöte“, welche 1791 aufgeführt wurde. Man beurtheilt dieses Musikstück nicht richtig, wenn man, wie es gewöhnlich ist, den großen Tonkünstler bedauert, daß er dem elenden Schikaneder einen solchen Text habe in Musik setzen müssen. Die Sache hatte eine ganz andre Bewandtniß. Die Oper war eine Parteidemonstration der Freimaurer, die nach Josephs Tode die Duldung verloren, die sie unter seiner Regierung genossen hatten. Sie wollten, ohne sich zu compromitiren, noch einen letzten Triumph feiern. Man hat die Oper sinnlos genannt, aber ihr geheimer Sinn war die Apotheose der Maurerei. Unter Sarastro war der Großmeister des aufgeklärten Ordens gemeint und unter der Königin der Nacht, die von ihm überwunden wird, die römische Kirche.

Die Wiener Oberflächlichkeit und Lüderlichkeit ertrug die geringe Anstrengung nicht, die ihr durch echte Poesie zugemuthet wurde, weil sie sich in keinerlei ernste Richtung mehr finden konnte. Auch der Regierung lag nichts daran, deutsche Poesie und Kunst in ihren ernsteren und idealeren Tendenzen zu unterstützen. Es dauerte lange, bis sie endlich eine deutsche Akademie in Wien gründete, nachdem sie doch vorher die italienische Akademie in Padua, die ungarische in Pesth und die czechische in Prag so sehr begünstigt hatte. Auch duldete sie in der Wiener Akademie nichts, was das deutsche Nationalgefühl befriedigt, deutschen Nationalstolz geweckt hätte. Nur die Naturwissenschaften, die Medicin, die technischen Fächer wurden gepflegt. In der österreichischen Geschichtschreibung machte sich eine tendenziöse Verschweigung oder Entstellung der Wahrheit bemerklich. Die patriotische Bewegung des Jahres 1813 hatte Wien kaum

berührt, denn die österreichische Regierung sorgte dafür, daß der Krieg gegen Napoleon nur als ein Kabinets-, nicht als ein Nationalkrieg angesehen werden durfte. Dagegen konnte die Regierung nicht verhindern, daß die Nachäffung des französischen Liberalismus, der sogar auch in Preußen die patriotische Gesinnung und Erinnerung hatte weichen müssen, auch in Oesterreich Beifall fand. Eine Menge junge österreichische Poeten fingen an für die Freiheit zu schwärmen und vom Völkerfrühling zu singen. Indem ihnen ein Nebelbild von allgemeiner Freiheit vorschwebte, dachte keiner von ihnen an die deutsche Nationalität, vielmehr hingen sie sich Arm in Arm an die rebellischen Italiener, Ungarn und Slaven an, welche doch gegen die ganze deutsche Race die Zähne fletschten.

Endlich bemeisterten sich die Juden des Theaters, wie der Tagespresse, wie der Börse. Metternich selbst schien es gern zu sehn, wenn gemeiner Judenwitz jede ernstere und nationale Gesinnung im deutschen Publikum Wiens verdrängte. Man besoldete die Spaßmacher und die Meister der Tanzmusik. Wenn das Wiener Volk nur recht sorglos in den Tag hinein lachte und tanzte, sich an guter Tafel labte und Nachts der lustigen Sünde nachging, war es dem Staatenlenker Metternich nicht gefährlich. Erst der Liberalismus legte eine Breche in dieses vergnügliche Treiben. Die ungarischen, einige slavische und endlich auch deutsch-österreichische junge Dichter reisten viel und brachten aus London und Paris liberale, constitutionelle, zum Theil auch demokratische Ideen mit, überall aber Verachtung der Kirche und eine Schwärmerei, die bei Ungarn und Slaven, wie gleichzeitig bei den österreichischen Italienern Rettung der Nationalität durch Lostrennung vom Kaiserthum bezweckte, bei den Deutsch-Oesterreichern aber nur allgemeine Menschen- und Bürgerrechte beanspruchte, ohne alle Rücksicht auf die Nationalität. Ehe bei diesen Deutsch-Oesterreichern und Wienern das Nationalgefühl, das Bewußtseyn,

sie gehörten der großen deutschen Nation an, zum Durchbruch kam, mußten sie gar trübe Erfahrungen machen, sich in Ungarn die Filzhüte über das Gesicht herunterschlagen, vor Laibach sich von den Slovenzen durchprügeln lassen und in Prag erleben, was seit der Husitenzeit nicht mehr vorgekommen war.

Ohne Zweifel werden die Deutsch-Oesterreicher noch genug Erfahrungen machen, um einzusehen, daß ihnen weder ihre liebenswürdige Gutmüthigkeit, noch ihr Liberalismus etwas hilft, wenn sie nicht den ihnen so feindlichen Nationen gegenüber sich fest an die übrigen Deutschen anschließen und zwar an den mächtigen Kern, in welchem das Herz schlägt für alle Deutschen, und nicht an den ohnmächtigen Particularismus, wo nur Herzen für Krähwinkel und nicht für Deutschland schlagen, nicht an jenen Particularismus, mit welchem auf dem Wiener Schützenfeste zu fraternisiren allzu gutmüthig und sehr unpraktisch war.

Berichtigung.

Seite 132 von unten lies in statt von.
Seite 176 Zeile 10 von unten del. wissenschaftlichen.





